Regenerative Energien als lokale Lösungsstrategien

Claus Bunge
Karsten Laubrock
Matthias Ullrich

© Zentrum für europäische Studien, Universität Trier
Trier 1996
ISSN 0948 - 1141

Vorwort des Herausgebers 7
Zur Aktualität von Sprachpolitik und Interkulturalität 7
Zu diesem Buch 10

I. Interkulturalität und Sprachpolitik: Probleme und Begriffe

Nadine Dormoy
Intercultural challenges in society and politics 18

Michel Candelier
Sprachenpolitik und Didaktik: eine berufsethische Fragestellung 26
1. Eine geschichtliche Wende? 27
2. Sprachenpolitik und Sprachendidaktik:Ein aktuelles Musterbeispiel 30
3. Sprachenpolitik, Fremdsprachendidaktik und Berufsethik: Theoretische Vorüberlegungen 31
4. Zur grafischen Modellisierung 33
5. Zum Schluß 35
Bibliographie 36

II. Erfahrungen aus Vergangenheit und Gegenwart (1): Begegnungen zwischen Sprachen und Kulturen

Andreas Schorr
Saarländische und ostlothringische Flurnamen unter kontaktlinguistischen Aspekten 40
Die Hochwaldromania - Spuren einer romanischen Sprachinsel im Nordsaarland 43
Ein Lehnwort an der Sprachgrenze: *Ginfer* < lat. *iuniperus* „Wacholder" 46
Sprachgrenzüberschreitende Namenfelder: dt. *Etzel* und frz. *enclos* für umzäunte Wiesenweiden 50
Deutsche Flurnamen in französischen Texten: Möglichkeiten der Übersetzung und orthographische Anpassung 53
Neuzeitliche französische Entlehnungen in Flurnamen: *Redoute* und *Appeltart* 57

Czeslawa Schatte und Christoph Schatte
Sprachkultureller Austausch zwischen Deutsch und Polnisch im Bereich der Lexik 62
Literatur 73

Christian Weyers
***Nederland*: Zu den Besonderheiten eines Landesnamens und seiner fremdsprachlichen Integration 75**
Die Niederlande: ein Staat, mehrere Namen 75
Singular und Plural 77
Holland vs. Nederland 79
Nederland als geonymischer Typ 80
Die Bezeichnungen für die niederländische Sprache; geographisch-semantische Modifikationen im Begriffsfeld *Deutschland* und ihre Kompensation durch den Begriff *Niederlande* 81
Besondere Kennzeichen des Begriffs *Nederland* in seiner Verwendung als Staatsname 86
Staatsname und Ethnika der Niederlande im europäischen Ausland 89
Zusammenfassung 94
Literaturverzeichnis 94

III. Erfahrungen aus Vergangenheit und Gegenwart (2): Mehrsprachige Nationalstaaten

Peter Hans Nelde
Multilingualismus und Multikulturalität - ein belgisches Modell für Europa? 98
Zusammenfassung 99
Einleitung 99
1. Theoretische Überlegungen 100
1.1 Kontakt und Konflikt unterschiedlicher Kulturen 100
1.2 Sprachkontakt und Sprachkonflikt 101
1.3 Sprachkontakt und Sprachkonflikt in Belgien und Französisch-Kanada 103
1.4 Sprache als Symbol 105
2. Europa, die EU und die Sprachenfrage 106
2.1 Mehrsprachigkeit in Grenz- und Peripheriegebieten 106
2.2 Multilingualismus in Klein- und Großstädten 108
2.3 Multilingualismus und Sozialstruktur 109
2.4 Sprache in den EU-Institutionen 111
3. Pläne zur Konfliktbewältigung 112
3.1 Das Territorialprinzip 112
3.2 Entemotionalisierung 114
3.3 Abschaffung der Sprachzählung 114
3.4 Positive Diskriminierung 115
3.5 Freier Markt und Sprache 116
4. Schlußfolgerung 116
4.1 Gemeinsame Anstrengungen allochthoner und autochthoner Gruppen 117
4.2 Neubewertung der Situation 118
Bibliographie 119

Matti Klinge
The evolution of the linguistic situation in Finland 121

Helmut J. Vollmer
Probleme des Bilingualismus in Kanada 135
1. Die Sprach- und Kulturlandschaft Kanadas im Überblick 135
2. Frankophonie, Anglophonie und Allophonie in Kanada: Der demographische und historische Kontext 137
3. Sprachlich-kultureller Dualismus als dominanter Konflikt 141
4. Offizielle Zweisprachigkeitspolitik der Bundesregierung 145
4.1 Offizieller, institutioneller Bilingualismus 145
4.2 Recht der offiziellen "Minderheiten" auf eigene Erziehung 147
4.3 Zweitsprachenerwerb und Bilinguale Erziehungsprogramme 148
5. Das territoriale Prinzip der Zweisprachigkeit: Unilingualismus und die Französisierung Québecs 151
6. Bewertung und Perspektiven des Bilingualismus in Kanada 156
Literaturverzeichnis 166

IV. Erfahrungen aus Vergangenheit und Gegenwart (3): Interkulturelle Lösungsmodelle im einsprachigen Nationalstaat

Rudolf Boos
Der Unterricht in den romanischen Spachen an rheinland-pfälzischen Gymnasien oder: Ciascuno habla un petit peu espanhol 171
Interkulturelles Lernen im Fremdsprachenunterricht oder Schulkultur im Inland 173
Wege der Lernkultur - zur Bedeutung einer kairologisch orientierten Fremdsprachendidaktik 176

Den Aufbruch wagen - Der Blick über die Grenze ... 178
Authentizität und interkulturelles Lernen ... 180
Jenseits der Klischees - oder was mir an Neuwied spanisch vorkommt ... 181
Zur Spracharbeit in der Sekundarstufe II - Wege zum interkulturellen Lernen zwischen Europa und Lateinamerika ... 183
Aus-ge-grenzt: Interkulturelles Lernen und Fremdenfeindlichkeit ... 185
Abkürzungen ... 187

Beate Müller
Kulturelle Identität in Ost-Lothringen ... 195
Die kulturellen Besonderheiten Lothringens: Geschichtlicher Hintergrund ... 195
Die romanisch-germanische Sprachgrenze ... 197
Die Regionalsprache und die staatliche Sprachpolitik ... 198
Das Lokalrecht ... 199
Der kulturelle Identitätsprozeß in Ost-Lothringen ... 199
Die Methoden der Förderung kultureller Identität in Ost-Lothringen ... 201
Perspektive ... 204
Literatur ... 205

V. Herausforderungen für die Zukunft

Pénélope Calliabetsou-Coraca
La dimension interculturelle de la formation des enseignants de langues étrangères ... 209
Quelques remarques utiles ... 211
Les limites du savoir-faire d'un enseignant "non-acculturé" ... 211
Vers une formation initiale 'bipartite" à la Linguistique et aux Sciences Sociales ... 214
En guise d'épilogue ... 218

Bernd Spillner
Interkulturalität im beruflichen Diskurs. Europäische Sprachenpolitik für Fachsprachenforschung, Fachkommunikation und Fachsprachenvermittlung ... 219
Literaturangaben ... 229

Jacob Kornbeck
Linguistic hybris in the realm of English? Some remarks on the information society debate in Denmark ... 231
1. Introduction ... 231
2. Social and cultural affinities ... 231
3. Linguistic realities past and present ... 233
4. The information society: Threat to or chance for linguistic diversity? ... 235
5. Change, debate and polemics ... 236
6. A two-dimensional interpretation of the debate ... 238
7. And the future? ... 241
Bibliography ... 243

Claude Truchot
Quelles perspectives pour le plurilinguisme en Europe? ... 247
La nature du plurilinguisme en Europe ... 247
Etats-nations et langues nationales ... 247
Langues régionales et minoritaires ... 248
Nouvelle diversité linguistique ... 248
Une identité linguistique européenne ... 250
Europe, langues et mondialisation ... 250
Internationalisation et mondialisation ... 250
Effets linguistiques ... 251
Langues, culture et mondialisation ... 251
La mondialisation et les langues nationales ... 253
Plurilinguisme et construction européenne ... 253
L'influence linguistique de la construction européenne ... 253
Les enjeux ... 254
Une politique linguistique européenne ... 255
La contribution des domaines d'interventions à l'élaboration d'une politique linguistique européenne ... 256
La didactique des langues ... 256
L'ingénierie linguistique ... 257
Terminologie et traduction ... 258
Préalables à une politique linguistique en Europe ... 258
Eléments bibliographiques ... 259

Anhang

Autorinnen und Autoren **262**

Textnachweis **264**

Vorwort des Herausgebers

JACOB KORNBECK
Luxemburg/Trier

Zur Aktualität von Sprachpolitik und Interkulturalität

Zwei Hauptströmungen machen sich in den letzten Jahren vor der Jahrtausendwende in Europa bemerkbar: Während die Welt faktisch zusammenwächst, besinnen sich viele Menschen erneut auf ihr kulturelles - und darunter oft auch auf ihr sprachliches - Erbe.

Kultur-, Sprach-, Konfessions- oder ethnische Zugehörigkeit treten verstärkt an die Stelle der Ideologien, die im 20. Jahrhundert meistens die Quelle einer erhöhten Konfliktbereitschaft waren: Samuel Huntington vermutet, die Kriege der Ideologien seien durch die der Kulturen ersetzt worden.[1] Und wer das Erwachen ethnischer Gesinnungen in den postkommunistischen Staaten Zentral- und Osteuropas betrachtet, mag Huntington recht geben. Die Kulturalisierung der Politik ist daher die eine Hauptströmung - obgleich sie, wie die "Huntington Debate" andeutete, auch auf einer Überinterpretation beruht.[2]

Die andere Hauptströmung ist die internationale Verflechtung im privaten, wirtschaftlichen und informellen Bereich, die in der Europäischen Union in einem Prozeß von Kompetenzübertragungen von nationalen auf inter- bzw. supranationale Hoheitsträger ihre öffentliche, rechtliche und formelle Entsprechung hat. Auf den verschiedensten Ebenen ist Integration zu beobachten. "If there was a watchword in the 1980s, it was 'post-modernism', but in the 1990s it must be globalization", meint der Japaner Iyotani Toshio.[3] Die internationale

---

[1] Samuel HUNTINGTON, "The clash of civilizations?" In: *Foreign Affairs*, Sommer 1993, S. 22-49.

[2] Zahlreiche Gelehrte sowie Praktiker nahmen die Herausforderung auf, um Huntingtons These in verschiedener Weise zu relativieren bzw. widerlegen. Besonderes Gewicht geben der Debatte die Beiträge von Autoren aus nichtwestlichen Staaten: Hatte Huntington behauptet, daß kulturelle Unterschiede stärker als politische Konstanten (wie z.B. ein universeller Drang nach Freiheit und Demokratie) seien, so wurde er in diesem Punkt nicht zuletzt von Vertretern fremder Kulturen herausgefordert. In der Ausgabe September/Oktober 1993 druckte *Foreign Affairs* Beiträge von Fouad Ajami, Kishore Mahbubani, Robert L. Bartley, Liu Binyan, Jeane J. Kirkpatrick und Albert L. Weeks in einem Dossier mit dem Titel *Comments. Responses to Samuel P. Huntington's 'The clash of civilizations'* (S. 2-26). Auch im Frühling 1994 wurden einige Kommentare zu demselben Thema abgedruckt. Ausdrücklich unterstützt wird die Huntington-These dagegen von Mircea MALITZA in seinem Aufsatz "Culture and democracy: The case of Southeast Europe". In: *Journal of Behavioral and Social Sciences* 1994/2, S. 1-10

[3] IYOTANI Toshio, "Globalization and culture". In: *Japan Foundation Newsletter* XXIII / 3 (Dezember 1995), S. 1- 5

Integration ist eine Tatsache, die in der EU eine kontinentale (oder in anglophoner Terminologie: regionale) Variante findet.

Die Öffnungstendenzen gehen paradoxerweise mit einer Renationalisierung der Gemüter einher. "It is my hypothesis that the fundamental source of conflict in this new world will not be primarily ideological or primarily economic", behauptet Samuel Huntington. "The great divisions among humankind and the dominating source of conflict will be cultural."[4]

Die Begriffe Multikulturalismus und Interkulturalität sowie eine Fülle von abgeleiteten Vokabeln verschiedener Wortklassen freuen sich vor diesem Hintergrund einer geradezu unvorstellbaren Popularität. Obwohl nicht alle Autoren ihre Terminologie streng logisch verwenden, so kann doch Multikulturalismus (mit dessen Ableitungen) generell als friedliches Miteinander mehrerer Kulturen auf ein und demselben Territorium verstanden werden, während der Begriff der Interkulturalität (und dessen Ableitungen) die Beziehungen dieser Kulturen - sowohl auf demselben Raum wie auch transnational - betreffen. "Ce qui frappe, à première vue", sagt Robert Galisson, "c'est le flottement terminologique. Pour désigner la même démarche, apparemment, certains emploient 'interculturel', le mot-souche, qui a donné naissance à de nombreux dérivés; d'autres utilisent 'interculturalité', version plus noble et plus récente."[5] Anschließend zeigt er sehr eindrucksvoll die Fülle der Begriffe und ihrer Derivate[6].

Obschon in Galissons Bekundung eine gewisse Ironie gegenüber dem Neologismus "interculturalité/Interkulturalität" deutlich zu spüren ist, so hält der Herausgeber jedoch gerne an der Wahl seiner Terminologie fest: Das Wort hat er dem anscheinend üblicheren Adjektiv "interculturel/interkulturell" deshalb vorgezogen, weil ein Adjektiv nur eine Eigenschaft ausdrücken kann. Das Substantiv dagegen kann sowohl Prozeßhaftigkeit als auch Zustand bezeichnen, umso besser geeignet ist es daher, einem Sammelband voranzustehen, deren fünfzehn Beiträge die Thematik aus den verschiedensten Perspektiven betrachten. Doch jetzt zum Bezug zwischen Kultur und Politik:

Kehren wir zu Huntingtons These zurück, daß der Hauptzündstoff zwischen menschlichen Gesellschaften kulturell sein werde. Daraus folgt, daß interkulturelle Techniken im Interesse eines multikulturellen Miteinanders noch

[4] IYOTANI 1995: S. 22

[5] GALISSON 1994 (s. Anm. 6): S. 91

[6] Robert GALISSON, "D'hier à demain, l'interculturel à l'école". In: ΕΘΝΙΚΟ ΚΑΙ ΚΑΠΟΔΙΣΤΡΙΑΚΟ ΠΑΝΕΠΙΣΤΗΜΙΟΥ ΑΘΗΝΩΝ & ASSOCIATION POUR LE RAYONNEMENT DES LANGUES EUROPEENNES (Hgg.), *Πρακτικά του διεθνούς συμπόσιου Διδασκαλία των γλωσσών και Ευρωπαική αλληλοκατανόηση (Αθήνα, 17-18 δεκεμβρίου 1993). Actes du colloque international Enseignement des langues et intercompréhension européenne (Athènes, 17-18 décembre 1993)*, Athen 1994, S. 91-104

mehr als zuvor gefordert sind. Doch da hört auch die Klarheit auf. Zunächst erfordern die Kausalitätszusammenhänge in einer sich wirtschaftlich wie kulturell integrierenden Welt ein gründliches Umdenken. Wurde Kultur früher meistens als schmückendes Beiwerk oder zumindest als ein Aspekt verschiedener Zustände gesehen, so gilt es heute, Kultur als einen Hauptfaktor menschlicher Entwicklung zu verstehen. Iyotani Toshio behauptet, nicht nur durch Technik, sondern auch durch eine ihre Produktion und ihren Absatz schützende Kultur habe die japanische Wirtschaft nach dem Zweiten Weltkrieg so erstaunliche Erfolge erzielt: "A cultural foundation was laid that could ensure the maintenance of social order."[7]

Iyotani hat recht, doch bislang wissen wir nur, wie man im Rahmen eines Nationalstaats eine Nationalkultur zur gesellschaftlichen Stabilisierung nutzt. Auf kontinentaler oder gar globaler Ebene das Prinzip umzusetzen, ist eine Aufgabe des nächsten Jahrhunderts.

Die bisherige Multikulturalismus-Doktrin ist daher auch einer nicht zu unterschätzenden Kritik ausgesetzt. Sie neige zur Eigen-, sowie zur Fremdexotisierung, sagt Iyotani: "Accordingly, arguments supporting 'respect for other cultures' may help avoid cross-cultural friction, but they also risk premature closure of any possibility of mutual understanding. In effect, arguments for cultural coexistence and those for cultural exclusion often boil down to the same thing."[8] Eine ähnliche Kritik äußert der Deutsche Johannes Heinrichs in seiner Theorie zur Gastfreundschaft der Kulturen.[9] Die von Daniel Cohn-Bendit und Thomas Schmitt vorgestellte multikulturelle Vision einer "Heimat Babylon"[10] findet er funktionsunfähig und nicht ansprechend: "Es handelt sich [...] um eine schlecht durchdachte *negative* Utopie."[11]

Cohn-Bendit und Schmitt wünschen, daß keine Sprache und keine Kultur im interkulturellen Prozeß einen Vorrang genießen sollen. In völliger Gleichberechtigung sollen sie alle miteinander verschmelzen. Dagegen setzt Heinrichs sein Konzept einer Gastfreundschaft der Kulturen und tangiert gleich das Thema dieses Sammelbandes. Er erinnert daran, daß die Integration der Ausländer in Frankreich leichter erfolge, das Erlernen der französischen Sprache und Kultur für sie aber ein bedingungsloses Muß sei. In Paris gebe es im Unterschied zu Frankfurt am Main "eine unbefragt allgemeinverbindliche Primärkultur. Auf deren Hintergrund allein kann sich multikulturelle Toleranz entfalten"[12], wenn immer und überall gilt: "Sprachen und Kulturen sind

[7] IYOTANI 1995: S. 2-3

[8] IYOTANI 1995: S. 5

[9] Johannes HEINRICHS, *Gastfreundschaft der Kulturen. Multikulturelle Gesellschaft in Europa und deutsche Identität. Eine aktuelle Einmischung*, Essen 1994

[10] Daniel COHN-BENDIT/Thomas SCHMITT, *Heimat Babylon. Das Wagnis der multikulturellen Demokratie*, Hamburg 1992

[11] HEINRICHS 1994: S. 99, Anm. 61

[12] HEINRICHS 1994: S. 99

gleichberechtigt, jedoch nicht auf einem primären Sprachgebiet. Gebietsweise gibt es wechselseitige Gastfreundschaft."[13]

Hinsichtlich des Staatsbürgerschaftsrechts ist Frankreich bekanntlich ein Land des Boden- und Deutschland eines des Blutsrechts. Im Gegensatz zur heutigen bundesrepublikanischen Gesellschaft, erkennt Heinrichs aber keine kulturelle und genetische Gemeinschaft der Einheimischen an. Wie Iyotani dagegen ruft er dazu auf, die Kultur in den Dienst der gesellschaftlichen Ordnung zu ziehen, denn "Kultur ist ein beseelendes Organisationsprinzip, von Blutsfragen völlig lösbar".[14] Heinrichs Beitrag zur Debatte ist einer, der dem Modell von Kultur und Sprache als gesellschaftsgestaltenden Faktoren (wie bei Iyotani) in hohem Maße Rechnung trägt.

In diesem Sammelband werden interkulturelle Aspekte sprachpolitischer Problemstellungen sowie sprachpolitische Implikationen der Interkulturalitäts-diskussion vorgestellt. Daß diese miteinander verbunden sind und einander beeinflussen, wurde nicht immer in dem Maße erkannt wie in der heutigen Zeit.

Zu diesem Buch

Die vorliegende Textauswahl zu den interkulturellen Aspekten der Sprachpolitik enstand aus einer Reihe von Veranstaltungen, die durch die bzw. unter Mitwirkung der Aktionsgemeinschaft Europasprachen (Association pour le rayonnement des langues européennes, A.R.L.E.) realisiert wurde. Den wesentlichen Anlaß, einen Sammelband zu veröffentlichen, gab der Gesprächskreis "Interkulturalität in Gesellschaft und Politik", der am 23. September 1994 an der Universität Trier als gemeinsame Veranstaltung der Aktionsgemeinschaft A.R.L.E. und der Gesellschaft für Angewandte Linguistik (G.A.L.), e.V. im Rahmen der 25. G.A.L.-Jahrestagung stattfand. Es erschien mir angebracht, eine Reihe von für A.R.L.E.-Veranstaltungen verfaßten Texten zusammen mit eigens hierfür verfaßten Aufsätzen in einem Sammelband zu veröffentlichen.

Die zwei Beiträge im Teil I sind Standortbestimmungen, die ein enzyklopädisches Kompaktwissen darbieten und gleichsam als Diskussionsgrundlegung dienen sollen. Interkulturelle Herausforderungen in Gesellschaft und Politik stellt **Nadine Dormoy** (Neuilly-sur-Seine) vor. Sie betont, daß politische Herrschaft mit der Frage, welche Sprache(n) Amtssprache(n) sein sollte(n) aufs engste verknüpft sei. Auch die Europäische Union könne sich dieser Herausforderung nicht entziehen, doch tue sie besser daran, "pluralism, intercultural dialogue and open mindedness" zu fördern. Die Handlungsfähigkeit stärken dürfe nicht heißen die sprachkulturelle Vielfalt preiszugeben. **Michel Candelier** (Paris) betrachtet die Fremdsprachenvermittlung. Die überlieferte Didaktik sei schlecht darauf

[13] HEINRICHS 1994: S. 100
[14] HEINRICHS 1994: S. 118

vorbereitet, Europa multilingualer und multikultureller zu gestalten. Aber auch den bildungspolitischen Zielsetzungen der Reformen der Nachkriegszeit (in Deutschland natürlich besonders der 70er Jahre) könne sie schwierig entsprechen. Doch weder die "Synergie zwischen den Sprachen", noch den allgemeinbildenden Auftrag der Schule dürfe man dem Zufall überlassen. Die berufsethischen Fragestellungen der Fremdsprachenvermittlung gelte es, konkret zu formulieren, damit diese für die Gesellschaft sowie für den einzelnen so wichtige Tätigkeit verantwortungsvoller ausgeübt werden könne.

Im Teil II werden Beispiele von Begegnungen zwischen Sprachen und Kulturen in drei Grenzregionen vorgestellt. Gewählt wurden Themen, die besonders eindrucksvoll die positiven, bereichernden Aspekte zeigen. Daß Begegnung auch Konflikt bedeuten kann, ist hier hingegen nur in geringem Umfang dokumentiert worden. **Andreas Schorr** (Saarbrücken) untersucht saarländische und ostlothringische Flurnamen. Als "im Laufe von Jahrhunderten entstandene sprachliche Zeugnisse für die menschliche Nutzung der Landschaft" sind sie in einer Gegend, die wechselweise romanische und germanische Volksgruppen bewohnt haben, ein besonders aufschlußreicher Stoff. Die Befunde im Bereich der Lexik zeigen tieferliegende Bezüge, die die Grenzen der heutigen Nationalstaaten kreuzen. Einen ähnlichen Ansatz haben **Christoph und Czeslawa Schatte** (Sosnowiec, Polen), die den sprachkulturellen Austausch zwischen Polnisch und Deutsch betrachten. Ihr Untersuchungsgegenstand sind aber nicht lokale Ortsnamen, sondern eine Vielzahl von Vokabeln und Redewendungen in beiden Sprachen, wie sie auch in gar nicht grenznahen Gegenden gesprochen werden. Der Wortschatz ist ein Zeugnis der transkulturellen Kontakte früherer Zeiten, und eine Auseinandersetzung mit dieser Materie erlaube, "das wirklich andere" beim Nachbarn zu erkennen - Kenntnisse, die "für eine expansive und tragfähige interkulturelle Verständigung" "unabdingbar" seien. Einen besonderen Fall stellen auf der Ebene des Staatsnamen die Niederlande dar, wie **Christian Weyers** (Dresden/Trier) zeigt. Eine ganz ungewöhnliche Formenvielfalt haben über die Jahrhunderte die verschiedenen Staatsbildungen an den Mündungen von Rhein, Maas und Schelde hervorgebracht. Die Rezeption dieser Namen in fremden Sprachen hat diese Tendenz weiter verstärkt. Dem für Wandel, Offenheit und Pluralismus bekannten Land fehlt auch heute noch eine eindeutige Standard-Bezeichnung in ausländischen Zungen, da fast alle Ausländer von "Holland" sprechen, obwohl dies nur ein Teil (obwohl historisch betrachtet der dominante Teil) des Staatsgebiets ist.

Wie ich im einleitenden Abschnitt in Anlehnung an Huntington und Iyotani sagte, wissen wir zur Zeit (fast) nur, wie Nationalsprachen nationale Gemeinwesen konsolidieren und legitimieren können. Diese Bemerkung bezog sich zunächst auf den Gegensatz zu den supranationalen Gemeinwesen, die in unserer Zeit aufgebaut werden ohne eine sprachliche und kulturelle Grundlage zu haben, die mit der der nationalen Gemeinwesen vergleichbar wäre. Eine besondere Differenzierung findet dieses Prinzip bei den mehrsprachigen

Nationalstaaten, deren höchst unterschiedliche Ansätze zur Vorbeugung sprachlicher und kultureller Konflikte ebenso unterschiedliche Erfolge geerntet haben. Drei solche Staaten behandeln die Beiträge im Teil III. **Peter Hans Nelde** (Brüssel) sieht einen Erfolg der belgischen Sprachen- und Kulturpolitik in ihrer Entemotionalisierung. Das Land mit seinen multiplen Sprachzonen und komplizierten institutionellen Lösungen ist sehr wohl für Konfliktpotential bekannt, doch Nelde behauptet, daß die Reformen der letzten Jahrzehnte Vorbildcharakter haben. Zuletzt regt er an, daß Spezialisten der Kontaktlinguistik sowie benachbarter Disziplinen der Politik ihr Wissen bereitstellen sollten. Kleiner und weniger zentral gelegen ist Finnland, dessen Sprachgeschichte im Beitrag von **Matti Klinge** (Helsinki) rekonstruiert wird. Im Unterschied zu Belgien beruht die finnische Mehrsprachhkeit auf der Präsenz einer schwedischsprachigen Minderheit von marginaler Größe. Sie hat das Land modernisiert, und ihre Sprache war lange Zeit das einzige Medium, um Wissen und sozialen Aufstieg zu erreichen. Dementsprechend hat es auch Spannungen zwischen der alten Oberschicht und ihrem alten Volk gegeben, doch sei es im 20. Jahrhundert gelungen, diese fast vollständig abzubauen, sodaß "bilingualism does not present any major difficulty in the daily life of the country". Obwohl die Finnischsprachigen für sich die Rechte verlangt und durchgesetzt haben, die ihrer bevölkerungsmäßigen Überzahl entsprechen, taten sie dies im Respekt vor der schwedischsprachigen Minderheit. In Kanada, dessen Zweisprachigkeit **Helmut J. Vollmer** (Osnabrück) bewertet, liegt eine dritte Situation vor. In diesem außereuropäischen Land dominieren zwei große Einwanderergruppen: Anglophone und Frankophone, während zahlreiche Gruppen aus der Urbevölkerung sowie unter den Einwanderern andere Sprachen sprechen. Einige haben den Status von "offiziellen Minderheiten". Zwar haben die institutionellen Maßnahmen der kanadischen Multikulturalismuspolitik die Anerkennung des Auslands errungen, doch wie Vollmer anhand einer Vielzahl von Beispielen verdeutlicht, dominiert der Konflikt zwischen Franko- und Anglophonen, sodaß allophone Belange viel schwieriger berücksichtigt werden. Mit Nachdruck verweist dieser Autor deshalb auf die Forderungen der Ureinwohner.

Teil IV wendet sich der interkulturellen Frage aus der Sicht der einsprachigen Nationalstaaten zu. Die zwei Beiträge von Boos und Müller beschreiben solche Strukturen, die in der heutigen Zeit in verschiedenen Teilen des alten Lotharingien, dem Land zwischen Maas und Rhein - einem westeuropäischen Kernland und seit Jahrtausenden ein Raum der Begegnung -, Realität sind. Der Herausgeber möchte (nicht zuletzt da er diese Zeilen an der Universität Trier schreibt) ausdrücklich darauf hinweisen, daß der Lotharingienbezug kein Zufall ist: Er ist ebenfalls in den Beiträgen von Schorr, Weyers und Nelde vorzufinden. **Rudolf Boos** (Bernkastel/Trier) setzt sich mit dem Unterricht der romanischen Sprachen an rheinland-pfälzischen Gymnasien auseinander. Die theoretischen Modelle kann er als Lehrer mit Beobachtungen aus der aktuellen Praxis verbinden. Wie Candelier sieht auch er, daß die traditionelle Fremdsprachendidaktik überfordert sei, und fragt, wie sie "angesichts einem

unbestreitbaren Nebeneinander von Kulturen mit vielfältigem Erscheinungsbild in Europa" "transnationale oder interkulturelle Kompetenz vermitteln" könne. Die Begegnung mit fremden Kulturen zu Hause wie im Ausland werden diskutiert und die kritische Behandlung politischer Themen, wie der Eroberung Lateinamerikas, im Spanischunterricht angeregt. Fremdenfeindlichkeit ist ein besonders Anliegen der Pädagogik des Rudolf Boos, da die Schüler und Schülerinnen erfahren sollten, daß es sie nicht nur in Deutschland gibt. Doch vor allem der persönliche Einsatz der Lehrenden sei dafür ausschlaggebend, wie interkulturell wirksam solcher Fremdsprachenunterricht sein könne. **Beate Müller** (Trier) erörtert die Probleme und Möglichkeiten einer regionalen, sprachlich und kulturell begründeten Identität in Ostlothringen. "Trotz intensiver französischer Sprachpolitik sind im Osten Frankreichs [...] Staats- und Sprachgrenze nicht identisch", und in der Nachkriegszeit ist diese in ihrer Basis so pluralen Gegend auch in ihren Strukturen differenzierter geworden. Vorgestellt werden historische und geographische Dimensionen, das überlieferte Lokalrecht und die Regionalisierung der 80er und 90er Jahre.

Teil V schließlich richtet den Blick in die Zukunft und fragt, welche Fragen interkultureller Art die Politik lösen muß, um Europas Vielfalt zu erhalten und zu stärken. **Pénélope Calliabetsou-Coraca** (Athen), führt die von Candelier und Boos begonnene Diskussion um die Fremdsprachenlehre zu einer Zwischenbilanz. Die Lehrenden sollten in Zukunft als "enseignants de langues et de cultures" eine aktivere Rolle spielen. "Pour ce faire, ils ont besoin de nouveau profil, de nouveaux outils [...], à savoir d'une véritable formation interculturelle", die zur Hälfte aus den bewährten sprach- und literaturwissenschaftlichen, zur Hälfte aus Disziplinen der Sozialwissenschaften bestehen sollte. Denn nur so könne ein breit angelegtes interkulturelles Lernen ermöglicht werden: Zur Zeit werde nach wie vor zuviel Hochkultur und zuwenig Alltagskompetenz vermittelt, um den Unterricht in den modernen Sprachen "interkulturell" zu nennen. Den Bereich der Alltagssprache thematisiert **Bernd Spillner** (Duisburg/Paris) so lebensnah wie möglich: Die Fachsprache, wie sie zum Beispiel ein Koch beim Zubereiten von pommes frites verwendet. Am Beispiel einer Frittenmaschine verdeutlicht Spillner, wie sehr die kulturellen Unterschiede von allen Menschen verstanden werden müssen, die erfolgreich transnational agieren wollen. "Die Lösung des Sprachenproblems in Europa", die für die Zukunft der europäischen Integration viel entscheidender sei als etwa die Festsetzung von Wechselkursparitäten, "kann nur in einer deutlichen Intensivierung des Fremdsprachenunterrichts liegen", meint Spillner in seinem Plädoyer für europäische Fachsprachenforschung und -vermittlung.

Beobachtungen zur aktuellen politischen Diskussion bieten schließlich die zwei letzten Beiträge des Buches. **Jacob Kornbeck** (Luxemburg/Trier) vergleicht und analysiert Strömungen in der dänischen Debatte über kulturelle und sprachliche Aspekte der Problematik einer "Informationsgesellschaft". Deutlich wird dabei, daß die Rolle der englischen und die Zukunft der dänischen Sprache stark unterschiedlich bewertet werden. Jedoch zeigt sich auch, am Beispiel öffentlich

subventionierter Produktion und Distribution von nicht-nordamerikanischer Schulsoftware, daß die Informationsgesellschaft für die sprachliche Vielfalt nicht nur Gefahr, sondern auch Rettungsanker sein kann. Dafür freilich müsse die Politik auf die rasche technologische Entwicklung schnell und zeitgemäß reagieren. **Claude Truchot** (Straßburg/Besançon) untersucht in dem letzten Beitrag des Sammelbandes die Gegenwart und Zukunft europäischer Mehrsprachigkeit. Die nationalstaatliche Einheit sei wesentlich von den Nationalsprachen gefördert worden. In den Nationalstaaten vom Typus des 19. Jahrhunderts kam die nationalstaatliche Einheit in der Regel mit der sprachlichen. Doch die früher so homogenisierend und stabilisierend wirkenden Nationalsprachen werden im heutigen Kontext mehrfach herausgefordert: Einerseits ist ihre dominierende Stellung gegenüber den Dialekten, Regional- und Einwanderungssprachen ihrer Territorien weniger ausgeprägt als früher, andererseits ist das Verhältnis der nichtenglischen Nationalsprachen zur Weltverkehrssprache Englisch - der Sprache der Globalisierung - fast überall kritisch. Für beide Relationen, die der Nationalsprachen zu den anderen nationalen Idiomen und die der Nationalsprachen zum Englischen, gilt, daß das Verhältnis potentiell sowohl Komplimentarität wie auch Konflikt in sich birgt. Was sich nachhaltig ergeben soll, hängt freilich von politischen Entscheidungen ab. Wieviel Mehrsprachigkeit die nationale Politik realisieren kann, werde ganz entscheidend davon abhängen, wie groß die Bereitschaft einzelner Bürgerinnen und Bürger zur Mehrsprachigkeit sein werde. Truchot macht schließlich Vorschläge für eine europäische Sprachenpolitik, die nicht zuletzt die Probleme der Übersetzungstechnologie und des dazu nötigen Know-Hows umfassen sollte. Auch die jüngsten Tendenzen (vornehmlich in EU-Regie) aus den letzten zwölf Monaten werden diskutiert.

Nicht nur international und interkulturell, sondern auch interdisziplinär will dieser Sammelband sein. Seine Autorinnen und Autoren kommen aus Belgien, Dänemark, Deutschland, Finnland, Frankreich, Griechenland und Polen, und die von ihnen behandelten Themen decken einen weiten Teil Europas ab. Anzumerken ist ferner, daß didaktische, geographische, historische, linguistische und politische Sachverhalte dargestellt werden, sodaß die Hoffnung berechtigt erscheint, mit "Sprachpolitik und Interkulturalität" ein breites Publikum erreichen zu dürfen.

Am Ende des Bandes ist eine Liste der Autoren und Autorinnen abgedruckt. Ebenso finden sich dort Drucknachweise zu allen Beiträgen, die jedoch größtenteils für diesen Sammelband verfaßt worden sind.

Danken

möchte der Herausgeber einer Reihe von Menschen, die zum Gelingen dieses Vorhabens beigetragen haben.

Daß dieser Gedanke in die Tat umgesetzt werden konnte, ist in sehr hohem Maße dem Zentrum für europäische Studien an der Universität Trier zu verdanken. Dessen Geschäftsführer, Prof. Dr. rer. pol. Dr. rer. pol. h.c. **Bernd Hamm**, erklärte sich schon früh bereit, das Buch in die Schriftenreihe des Zentrums aufzunehmen. Prof. Hamm unterstützte auch laufend das Projekt in verschiedener Hinsicht. Wertvolle Hilfe leistete die Sekretärin des Zentrums, Frau **Rita Minarski**. Herr Diplomkaufmann **Stefan Rumpf** half, die zahlreichen technischen Probleme zu überwinden, und machte das Endlayout. Ohne seine Unterstützung hätte das Buch heute nicht das attraktive Aussehen gehabt, das es hat.

Auch Herrn **Frank Jöricke** (Trier) und Herrn **Timothy Morley** (Jesus College, Oxford) möchte ich für Ratschläge und Korrekturen danken. Der Trierer Unternehmer **Klaus W. Müller** gewährte einen Druckkostenzuschuß, wofür ich ihm an dieser Stelle große Verbundenheit aussprechen möchte. Frau **Nadine Dormoy** erlaubte als Chefredakteurin der Zeitschrift "Europe plurilingue" freundlicherweise den Abdruck des Beitrags von Sandrine Ami. Frau **Renate Thesen**, Sekretariat Slavistik, Universität Trier, leistete bei der Formatierung des Beitrags von Christoph und Czeslawa Schatte wertvolle und effiziente Hilfe.

I.
Interkulturalität und Sprachpolitik: Probleme und Begriffe

Intercultural challenges in society and politics

NADINE DORMOY
Neuilly-sur-Seine

Most people recognize that language policy and strategies of political power are inextricably linked. There is no historical example of language dominance without parallel political dominance. The fact that the European Union has achieved neither unified language policies nor political unity explains why it has not reached a political power equal to its economic size on the international scene.

Contrary to what may appear, languages and politics work hand in hand. It would be wise, therefore, to reflect on our unique pluricultural and plurilingual tradition if Europe wishes to enhance its political independence and develop its international role as a political entity. It could thus lead the way in inventing a new form of pluralistic dialogue which would facilitate the democratic process within the member states of the EU and increase its influence abroad.

Historically, to study the destiny of the major European languages is to follow the political history of our continent step by step. If France, Germany and Great Britain are the major actors of the Union today, it follows that French, German and English are the three major languages in which its institutions and creative works are best expressed. Yet, we are all aware that this uneasy triumvirate is lopsided, that its components are not equal and that too many languages are left out of the mainstream of European thinking. The leaders may rejoice in their leadership, but they should be aware that in the long run this reduced linguistic diet will lead, as is already the case, to a uniformisation of society and politics which will limit our creative ressources and will render independent and original policy-making more and more difficult.

Looking at the situation from a different angle, we should recognise at the same time that English is not a foreign language in the Western world today. It may be referred to as an auxiliary language, a required language, a second language or an international language. Whatever we call it, it is part of our linguistic environment, even if we never speak it. For culture is inseparable from language: music, film, sports, newscasts, television series and games, art and food, to say nothing of literature and clothing; a whole way of life bespeaks the omnipresence of English. Great Britain, of course, is not the cause of this phenomenon. But it can be argued that British politics have not been very different in recent years from the American model, especially in international affairs and in the sphere of culture. If mastering the English language has become one of the basic skills of the literate European, and by language we mean also culture, then we should agree with Claude Truchot when he asserts that English

has become a "transglossic language"[15], or a language which cuts across linguistic borders.

To give a scientific definition to the term "native language" or "mother tongue" has become more and more difficult, in fact. Many linguists and sociologists therefore no longer use these terms, preferring expressions such as "first language", "usual language", "national language", "majority language" or "official language". This shift in vocabulary betrays the growing complexity of the linguistic situation in Europe. What is the "mother tongue" of a child born of immigrant parents? What is the "native language" of a child born of a mixed marriage within the same country? What is the "natural language" of a child who speaks one language at home and yet another at school, perhaps a third as a "required language"? Massive immigration and easy transportation has made our continent more multilingual than ever, with the difference that non European languages, such as Arabic and Turkish, are now becoming part of our linguistic environment. Some would say that this multiplication of tongues is reason enough to rely on one international language only, be it English or Esperanto. Clearly, though, the trend in recent years has gone against such simplistic solutions. For while English is readily accepted as a linguistic tool, it is less so as a cultural model. Diversification is no doubt gaining ground. We note that in Barcelona the school children are now taught in Catalan, and bilingualism is the law; in Brussels, Flemish is advancing slowly but surely; in Wales, some parents think it more important for their children to learn Welsh in grammar school than to learn French or German; and Ukrainian is back as an official language in Kiev. We should name also Gaelic and Luxemburguese, which have recently been promoted to the status of "official languages" in the EU. Luxemburguese is not taught in schools outside Luxemburg, and that country has no university. While French and German are also official languages there, English is number 4. The case of Luxemburg, which is often cited as a linguistic model for the whole of Europe, goes against the law of efficiency and profit so often referred to in discussions on plurilingualism. We find, on the contrary, that this demand for cultural identification is steadily growing, for it has to do with a desire, nay a need, to communicate, to be understood on one's own terms, to exist fully as an individual, a community or a nation. The distinguished critic and semiologist Roland Barthes went so far as to state that in his view the role of language is not as much to make ourselves understood as it is to make ourselves recognised[16].

Resolving the paradigm, the need for communication and the equally strong desire for self expression is the most urgent task of educators, linguists, politicians, and generally all decision makers. It is at the heart of the intercultural challenges of European society.

[15] TRUCHOT, Claude: L'Anglais dans le monde contemporain, Paris, Le Robert, 1990
[16] DORMOY, Nadine et LAZAR, Liliane: A Chacun sa France (Entretien avec Roland Barthes), New York, Peter Lang, 1990, p. 5

Starting from the premise that English is part of our linguistic environment, we must analyse the present and foreseeable future consequences of such a situation. The first and obvious consequence is that English is no longer an object of study per se as much as it is a tool giving access to higher learning and professional status. This fact is, of course, frustrating to lovers of the English language, to English scholars in particular, as they see crowds of students and businessmen studying and using English purely out of necessity and sometimes against their will. This basic English which is being packaged and distributed is indeed considered by some to be no English at all. As merchandise, it sells with great profit. As a means for self expression, it leaves much to be desired.

The second visible consequence is that the more widely a language is used, the more it tends to become diversified, altered and transformed. British and American English are not the only case in point. The same phenomenon has happened to Spanish, Portuguese and French. Because they reflect a variety of cultures, they cannot maintain their so-called "purity". The plural form is in order here, and we may hear of the different "Englishes" of post-colonialism. Among these "Englishes" we may include the Anglo-Eurospeak which is heard around Brussels and Strasbourg as well as the language of advertising and the media in general. On the other hand, the reducing element is compensated by an astonishing creativity which we witness daily in all the forms of mass culture which circulate freely and instantly between Africa, the Americas and Europe.

This modern phenomenon brings yet another, more subtle but no less fundamental consequence of the "transglossic", or transcultural quality of English. Because it is part of our common linguistic background, it contributes to the shaping of our image of the world, to our choice of values, and it brings about a certain common denominator which we readily recognize when we travel across Europe. In each part of the EU, English is borrowed from in different ways. We are all fed English words (sometimes without knowing it) and concepts which we assimilate according to our own perception of them and which in turn we use to produce words and concepts with a distinctive touch. A close examination of this circular interculture may be a useful approach to the study of the interaction of our respective languages and cultures within the framework of the EU. The English language serves here as a catalyst and revealer of our own self.

We have great difficulty in defining ourselves as Europeans, and yet, as Umberto Eco once pointed out, the instant we leave the European continent we are always recognised as such, regardless of the language we speak. Yet, it is through our use of language that we as Europeans have traditionally defined ourselves, because we have always associated it with our concept of civilization. The same Umberto Eco taught a course at the Collège de France a few years ago entitled "The Search for the Perfect Language in European Civilization". Only a European would undertake such an arduous task, which started with the question of what language God spoke to Adam and Eve in the Garden of Eden. It seems that throughout history, and especially in the Middle Ages and Renaissance, many a language has claimed to be the "perfect language", or the "original

language". Eco's conclusion, after many weeks of brilliant discourse, was that the perfect language, or humanity's "mother tongue", can only be the sum of all the languages of mankind. "La langue originaire comprenait toutes les langues ... la langue mère n'était pas une langue unique mais l'ensemble de toutes les langues ..."[17]. What better definition could we give today of the perfect European language!

Analysing the history and geography of the languages of Europe[18], Claude Hagège notes that 78.5% of Europeans use one of the eight major languages spoken by more than 30 million people (in decreasing numerical order: Russian, German, English, French, Italian, Ukrainian, Polish, Spanish). In his view, the natural proliferation of languages which is characteristic of the African and Asian continents has been stalled in Europe by deliberate governmental language policies. They were meant to promote the use of codified languages and sparked by a desire to develop a common instrument capable of sustaining a specific concept of civilization. Hagège quotes Portuguese as the "most exotic" of European languages because of its multiple origins and because of its widespread use across the globe, and Albanese, which has been regulated in a deliberate attempt to establish it and to stabilize it according to the European model. That meant bringing it as close as possible to the cultural and political norm provided by the major European powers as reflected in their languages. Richelieu's creation of l'Académie Française, and the expression "the King's English" are examples of the close relation between political power and the norms of speech. Another case is modern Russian which was "invented", as was the city of Saint Petersburg, to signal Russia's ambition as a European power. These examples show that the linguistic history of Europe is specifically linked to its political system. According to Claude Hagège, however, our large variety of tongues has not altered a fundamental cultural homogeneity: "Ces idiomes très variés reflètent des cultures entre lesquelles la divergence ne compromet pas l'unité".

The European model of the 18th and 19th centuries is now being challenged. Democracy and liberty prevail in matters of language as well as politics. This is why the distinguished linguist and poet Jacques Darras has expressed his strong disapproval of the new legislation on the use of French recently enacted by the French Parliament, known as "la loi Toubon". On the one hand, he considers that such a law amounts to placing French among the minority languages. On the other, he rejects as obsolete any legislation on the national level, because languages belong nowadays to all those who use them. "Lorsqu'un pays d'Europe légifère uniformément sur la langue, il fait preuve d'une naïveté et d'une innocence redoutables. On ne légifère pas seul. Mais surtout, on ne légifère pas sur l'irrationnel. Or la langue est une affaire d'émotion, de passion"[19]. True, one

[17] ECO, Umberto: La Recherche de la langue parfaite dans la culture européenne, Paris, Editions du Seuil, 1994

[18] HAGEGE, Claude: Le Souffle de la langue: voies et destins des parlers d'Europe, Paris, éditions Odile Jacob, 1992

[19] Choix linguistique, choix politique: Entretien avec Jacques Darras, in EUROPE PLURILINGUE, Paris, mai 1995, N°8, p. 5

cannot legislate on languages in order to force or prohibit their use. The rationalistic approach of the Enlightenment has made way for the Romantic revolution, which has filled languages and cultures with an emotional charge. Democracy demands pluralism, equal rights, free expression. Ensuring such rights is the new task of our governments, for their role is and remains crucial.

New challenges must be met which did not exist in the past. In a recent article published in France [20], Harald Weinrich made a startling parallel between languages and ecology. Ecology, he states, is a long term vision of well tempered economics. The time factor plays a vital role, while the short term approach, with its emphasis on time saving and immediate profit, proves destructive in the long run. Our biological and cultural environment is a whole which requires what he terms logo-diversity as well as bio-diversity. Languages are not only a linguistic process. They are the perennial terrain in which culture grows. It requires cultivation, care and long range sowing. "L'économie écologique dans l'usage et l'apprentissage des langues ne peut pas se passer, à moins de fausser ses comptes et ses calculs, d'une certaine largesse culturelle". There are 4 to 5,000 tongues in the world, but many die out every year. Contrary to material ressources which become exhausted after too much use, "languages, like memory, wear out in proportion to their lack of use". Considering that it is up to us to save the world's languages as well as all animal and vegetable species, the European tradition of government intervention in matters of society seems more necessary than ever, but in a different spirit. For Harald Weinrich "l'écologie, c'est l'économie plus les ressources temporelles évaluées à long terme d'après les facteurs de lenteur, de largesse et de logo-diversité". The "largesse" he talks about has a broad connotation which includes psychological and cultural openness as well as material generosity. While Europe does not enjoy the great open spaces which characterize other continents, it boasts of the broad scope of its intellectual life. "L'homo oecologicus sera nécessairement polyglotte", Weinrich concludes.

The sociologist Edgar Morin also chooses to see Europe as polyglot and polycultural, with ecology at the heart of our future. "Le problème de l'écologie est à l'avant-garde des problèmes de l'humanité. Par conséquent, c'est aussi un problème qui permet d'avancer pour solidariser l'Europe". Further on, and in the same spirit he asserts: "Il est impossible d'être Européen et de rester enfermé dans une seule langue et même deux"[21]. In his opinion, we must maintain the classical distinction which the Germans make between the "civilizational" and the "cultural", civilisation being everything which can be transmitted and translated, while culture remains intrinsic to a given time and place. Since language contains aspects of both, translation is an insufficient means of transmitting its full message. Can we adapt to this linguistic diversity which no longer can be ruled by authoritarian methods? His answer is yes if we remember that each of us

[20] WEINRICH, Harald: L'Economie et l'éQcologie dans l'apprentissage des langues in LA TRIBUNE INTERNATIONALE DES LANGUES VIVANTES, Paris, nov. 1994, p. 10

[21] DORMOY, Nadine et LAZAR, Liliane, op. cit. (Entretien avec Edgar Morin), p. 161

possesses several potential personalities, some of which are repressed, which could emerge under favorable conditions. Evolution has always taken place through a double process: uniformisation and diversification. There is nothing new in this challenge, but it is more pressing, more dramatic than ever. Controlling the possible consequences of a clash between these opposing forces has become one of our most urgent tasks.

This task may be facilitated when one remembers that the "voluntarist" approach, that is the deliberate choice of linguistic and cultural policy is what is original about European culture. Our languages, like our lakes, forests and gardens have been carefully attended to, trimmed, nourished and cultivated. Clearly, we should not consider abolishing this tradition, even though the means of communication are now on the planetary scale. Other continents have different traditions, such as viewing culture as a simple product to be negociated according to the law of supply and demand. If we were to accept such a radical change in our values, then the future of the so-called "small languages" of Europe would be very dim indeed. When a language disappears, a culture disappears with it. We cannot accept the marginalization of those who are not financially profitable, because the ultimate profit can only be measured in long range terms.

Calculating the profit and loss in long range terms should involve not only the material needs but also the psychological aspects of social change. Too many individuals are excluded from our social mainstream for economic reasons. Others feel even more excluded for cultural reasons. Our obligation is to see cultural solidarity as inseparable from social solidarity, human rights in terms of communication, information, education and self expression. It must be remembered that most polyglots are not so by choice. With the notable exceptions of a few fans for whom language study is a hobby and professional linguists, few people speak several languages by choice. One is a polyglot by birth, by circumstance or by necessity. Considering, as some do, that European multilingualism is a matter of choice, which could easily be resolved by adopting English for all, is therefore misleading. Another myth would have us believe that speaking the same language would eliminate wars. We see in the Balkans deadly enemies speaking the same language. Arabic speaking nations have been at war with each other, and speaking French did not prevent the kings of France and Prussia from being "natural enemies". There is a limit to the blessings which we may expect from a single or common language.

The question should not be "why plurilingualism for Europe?" but rather "how to make the best of it". Respecting a culture is to respect the language which expresses it. There is no interculture without plurilingualism, and plurilingualism is a long European tradition, a tradition which is at the core of our art, our literature, our scientific discoveries. How to accept its new dimensions as a fact of our modern life with its international travel and trade, immigration, instant communication, is our immediate challenge. How to make it more acceptable, more comfortable, more enjoyable and less stressful, without it appearing to be a

stigma, a burden, an imposition, perhaps a form of pollution! How to teach children to be proud of their linguistic heritage; the more languages the better, like so many family jewels. How to encourage such an attitude not only in the schools but in the media, that is our obligation.

If we accept the fact that multilingualism is here to stay, then the basic question we must ask is: will our languages and the culture which each of them carries live in peace with one another, will they cohabit in harmony, will they complement each other so as to fill the human need for differenciation and self expression, for recognition and for communication, in spite of the passions which they harbour, or are we going to see chaotic multilingualism in a spirit of hostility and confrontation with inevitable casualties and the oppression of the weak by the strong? The problem is how to achieve a sufficient level of variety and yet remain realistic in practical terms. If we accept the role of English as a tool for communication, then this problem is no longer a technical one, it is predominantly a political one. We must consider that Europe has reached the stage where religious, racial and sexual equality are legally protected. Linguistic rights must also prevail.This is where "plurilingualism" comes in as opposed to "multilingualism". Plurilingualism is the peaceful coexistence of several languages in the same person and/or the same territory. Multilingualism, on the other hand, is the juxtaposition of languages which are not "on speaking terms" with one another. Jacques Darras has posed the pertinent question: "L'Europe sera-t-elle capable d'inventer non pas une langue unique mais un mode d'être, d'exister qui fasse l'économie des conflits linguistiques dont subsistent ici et la tant de foyers?"[5]

We are back to language and politics. Government intervention, preferably the joint intervention of the governments of the European Union, mostly in the form of financial subsidies, is indeed desirable to symbolise the will to regulate, moderate, set the rules which will insure the rights of all. However, encouraging pluralism, intercultural dialogue and open mindedness is not done successfully by asking only how much it will cost. What is the cost of peace, of individual liberty, of mutual respect? What is the price of our pride and our human values? What is the price of our art and our creativity? We like to think that, gauged in long terms, the preservation of our bio-diversity and our logo-diversity is less costly than the sterility which may be the price future generations will have to pay for our lack of courage, our lack of vision, our stinginess. Let us, therefore, look at diversity as our oxygen and at cultural "largesse" as our most promising investment. The pen is stronger than the sword. Let it also be stronger than our fears.

Sprachenpolitik und Didaktik: eine berufsethische Fragestellung

MICHEL CANDELIER
Paris

Seit einigen Jahren stellt die Frage nach den möglichen Wegen zu einer größeren Diversifizierung der gelernten Sprachen im Schulsystem den Schwerpunkt meiner didaktischen Überlegungen und Forschungsbemühungen dar.[22] Dieser Aufsatz bietet die Gelegenheit, einem Bedürfnis nachzugeben, das ich im Laufe der Zeit immer stärker empfunden habe: Ich möchte mich hier mit dem Status einer solchen Tätigkeit im Rahmen der Didaktik näher beschäftigen. Es wird also von den Beziehungen zwischen Sprachenpolitik und Sprachendidaktik die Rede sein, und von dem Platz der Berufsethik innerhalb der Theorie der Didaktik.

Zur weiteren Einführung in den eigentlichen Stoff soll nun von den jüngsten Vorschlägen im Bereich der Fremdsprachendidaktik gesprochen werden, von denen ich glaube, daß sie trotz einer bis jetzt noch bescheidenen Verbreitung doch auf eine geschichtliche Wende hinweisen.

1. Eine geschichtliche Wende?

Es ist wahrscheinlich ein Merkmal der sogenannten Wenden im Bereich des Denkens, daß man sie erst Jahre später feststellt, oder sicher sein kann, daß es sie gegeben hat. Was hier behauptet wird, befindet sich deshalb notwendigerweise mehr oder weniger auf der Ebene der Vorhersage. Gründe für dieses Wagnis befinden sich hauptsächlich in dem Umstand, daß eine solche Wende als Antwort auf eine spezifische gesellschaftliche Situation zu erklären ist bzw. wäre. Diese gesellschaftliche Situation selbst ist unverkennbar.

Es geht um die zwar weder zahl- noch umfangreichen innovativen Versuche, und sebstverständlich schon zahlreicheren Innovationsanstöße, die seit Ende der achtziger Jahre - durch den britischen *Language-Awareness*-Ansatz inspiriert - an verschiedenen Orten Westeuropas aufgetaucht sind.[23]

Ihren gemeinsamen Nenner sehe ich in zwei Merkmalen, die sich folgendermaßen umreißen lassen:

Sie ziehen die stets wachsende reale linguistische und kulturelle Pluralität der westeuropäischen Gesellschaften in Betracht, mit all ihren Komponenten, unter

[22] Cf. Candelier 1995a; 1995b; 1996b.
[23] Cf. unter anderen: Dabène 1992; Hermann-Brennecke 1993; Moore 1993; Thürmann & Otten 1994; Coste 1995; Nagy 1995

denen die immer noch so genannten "Fremd"-sprachen als eine Dimension unter anderen betrachtet werden;[24]

Dem herkömmlichen Fremdsprachenunterrichtsmodell (eine bzw. in den günstigsten Fällen zwei Fremdsprachen, die man so vollständig lehrt und lernt, wie nur möglich) trauen sie nicht zu, daß es diese Gesellschaften zu dem erwünschten harmonisch gestalteten sprachlichen und kulturellen Pluralismus[25] führen kann.

Solche Überlegungen bewegen sich offensichtlich in dem Bereich, den ich dem herkömmlichen Verständnis gemäß den **Bereich der Sprachenpolitik** nenne.

Nach Christ (1989, S. 100) ist als Sprachenpolitik *jede öffentliche Beeinflußung des kommunikationsradius von Sprachen* [...] *zu verstehen.*

Eine derartige Beschränkung auf das Kommunikative, die übrigens wegen eines möglichen Zusammenstoßes mit dem Begriff "kommunikativer Ansatz" in der Didaktik zu Mißverständnissen führen könnte, sollte meiner Meinung nach vermieden werden. Stattdessen kann der Begriffs "Status", wie ihn z. Beispiel Daoust und Maurais (1987, S. 9-10) in Anlehnung an Kloss und Haughen benutzen, in Anspruch genommen werden. Das Objekt der Sprachenpolitik wäre dann - sowohl auf der Ebene der Praxis als auch auf der der diese Praxis leitenden Theorie - die Menge der Maßnahmen, die den Status der Sprachen in der Gesellschaft bestimmen können. Unter Status kann man dann nicht nur die konkrete Anwendung verstehen,[26] sondern auch, unter anderem, die für unseren Bereich so wichtigen Vorstellungen, die die Mitglieder der Gesellschaft von den Sprachen entwickeln.

Fremdsprachenpolitik wäre dann die - eigentlich sehr schwer zu isolierende - Untermenge der sprachenpolitischen Maßnahmen, die die sogenannten Fremdsprachen betreffen. Es muß auch klar sein, daß die Sprachenpolitik bzw. Fremdsprachenpolitik sich nicht nur mit Maßnahmen im Bereich der Schule - ja auch nicht: nur mit Maßnahmen erzieherischer Art - befaßt. Schulsprachenpolitik ist also auch als eine Untermenge der Sprachenpolitik zu sehen.[27]

Im Vollzugsprozeß der eben angedeuteten vermuteten Wende ist manchem Fremdsprachendidaktiker erst recht klar geworden, **wie eng der Zusammenhang**

[24] Cf. z. B. Gogolin 1994.

[25] Unter *Pluralismus* (*pluralisme*) verstehe ich sowohl ein Prinzip als auch eine durch sprachenpolitische Maßnahmen organisierte Form des gesellschalflichen Zusammenlebens. *Pluralität* (*pluralité*) ist dagegen ein anzutreffender Tatbestand, zu dem verschiedene geschichtliche Entwicklungen geführt haben. Diese Unterscheidung müßte wahrscheinlich noch präzisiert werden.

[26] Ein charakteristisches Beispiel für diesen Aspekt der Sprachenpolitik ist der Begriff der *sprachenteiligen Gesellschaft*, wie er in den *Homburger Empfehlungen* vorgestellt wird (Christ, 1980).

[27] Sie beschäftigt sich mit dem Beitrag der Schule zu den Zielen der Sprachenpolitik. Sie ist, wie Christ das auch feststellt, *eines der Mittel der Sprachenpolitik* (ibid.). Sie steht mit der Fremdsprachenpolitik in einem Überlappungsverhältnis, so daß man berechtigterweise auch von einer Schulfremdsprachenpolitik sprechen kann.

zwischen Fremdsprachenpolitik und Fremdsprachendidaktik ist. Damit wird nicht behauptet, daß dieser Zusammenhang ignoriert worden wäre, sondern nur, daß diesem Aspekt bisher zuwenig Beachtung geschenkt worden ist, quantitativ und qualitativ. Der volle Umfang der Einflüsse der Sprachenpolitik auf die gesamte didaktische Problemstellung ist meistens nicht erkannt worden.

Das meinen auch Coste und Hébrard, wenn sie in der Einleitung einer Sondernummer des *Français dans le Monde*, die der Problematik des Beitrags der Schule zum Plurilingualismus gewidmet ist, auf ein Defizit der herkömmlichen Fremdsprachendidaktik in dieser Hinsicht hinweisen. Die Fragestellung der Zeitschriftlieferung heißt *dans quelle mesure effective l'école est à même d'oeuvrer dans le sens du plurilinguisme*, (*inwieweit die Schule tatsächlich zugunsten des Plurilingualismus wirken kann*). Und von der Fremdsprachendidaktik wird behauptet, *daß sie gewöhnlich einer seriösen Berücksichtigung solcher Aspekte wenig Platz schenke* (1991, p. 4). Auch Bonnekamp stellt 1986 für die deutsche Fremdsprachendidaktik allgemein fest, daß bis dahin *geringe Aufmerksamkeit* [...] *fremdsprachenpolitischen Fragen zuteil geworden* sei (1986, S. 89).

Wenn schon Fremdsprachenunterricht zu Fremdsprachenpolitik in Verbindung gesetzt wird, dann geht es meistens um Fragestellungen, wie die der Notwendigkeit von Sprachenlernen überhaupt, oder der Bestimmung der zu lehrenden Sprachen, die zwar entscheidend sind, aber offensichtlich nicht zur inneren Substanz der Didaktik - lernzielen, Inhalten, Methodik - gehören.[28]

In der historischen Übersicht über den fremdsprachenpolitischen Diskurs in Deutschland seit dem 17. Jahrhundert, die Bonnekamp (1986, S. 94-105) anbietet, sieht es auch nicht anders aus.

So wurde 1699 bei der Gründung der Erlanger Ritterakademie *als Grund für den Unterrricht an junge Standespersonen in den anderen drei 'occidentalischen Sprachen' neben dem Latein die Zunahme der Beziehungen zu den entsprechenden Ländern angeführt* (ibid., S. 95).

Es ist zwar in Bonnekamps Inventar auch ein Beispiel zu finden, bei dem es um die didaktischen Inhalte geht, also um die eben so genannte *innere Substanz* der Didaktik, denn die gezogene Schlußfolgerung lautet, man solle *"Englisch als Welthandelssprache lediglich für den praktischen Gebrauch, nicht als liebevolle Einführung in die englische 'Kultur'"* unterrichten. Aber die Begründung dieser Forderung, die während des ersten Weltkrieges von einem *"praktischen Schulmann"* geäußert wurde, kann man nicht als sprachenpolitisch betrachten, denn die Sorge ist offensichtlich nicht die um den Status der Sprachen in der

[28] Schon 1922 empfindet Vossler auch das Bedürfnis, zwischen *Forderungen*, die *für die Auswahl* [...] *des Unterrichts* [...] *maßgebend sind* und anderen, die es *für den Geist des Unterrichts* sind (zitiert durch Bonnekamp, 1986, S. 102) zu unterscheiden.

Gesellschaft. Den Auslöser bilden hier rein bzw. allgemeinpolitische Gesichtspunkte.[29]

Diese Bemerkung trifft auch zu für Fälle, in denen die politische Macht -auf brutale oder sanftere Weise - den Inhalt des Unterrichts, und somit auch des Fremdsprachenunterrichts, im Sinne ihrer Ideologie bestimmt.

Die potentielle Mehrseitigkeit und Tiefe der Einwirkung der Sprachenpolitik auf die Didaktik möchte ich jetzt an einem aktuellen Musterbeispiel demonstrieren:

2. Sprachenpolitik und Sprachendidaktik: Ein aktuelles Musterbeispiel

Wenn die Schule es ernst meint mit ihrem Beitrag zum Pluralismus der Gesellschaft (sprachenpolitische Zielsetzung), dann muß sie selber auch sprachenpluralistisch sein. Das bedeutet nicht nur, daß sie den Lernenden mehr Sprachen zur Wahl stellt, sondern auch, daß sie sich zum Ziel setzt, jeder bzw. jedem Lernenden **die Möglichkeit** zu geben, **mehr Sprachen zu erlernen**. Und nicht, wie das manchmal geschieht, mehr von einer bzw. zwei Sprachen.

Dies bedeutet, daß man Sparmaßnahmen trifft im Bereich des Lernaufwandes, denn die Zeit, die zur Verfügung steht, ist nicht unbegrenzt.

Dazu müssen Lernende, Eltern ... und Lehrende bereit sein, **beschränkte Lern- und Lehrziele als normal anzusehen**, und die Schimäre eines Laufs ins Unendliche aufgeben.

Es muß auch zu einer **Synergie zwischen den Sprachen** kommen, was Maßnahmen auf zwei miteinander verknüpften Ebenen voraussetzt:[30]

- Eins der Ziele des Unterrichts in jeder einzelnen Sprache muß die Erweiterung der Fähigkeit sein, Sprachen zu erlernen. Stichwort: *Apprendre à apprendre* (*Lernen zu lernen*);
- Inhalte, Metasprache und Methodik des Unterrichts in jeder einzelnen Sprache - "Mutter"-sprache miteinbegriffen - müssen harmonisiert werden, im Sinne einer *integrierten Spracherziehung*. [31]

[29] Unter Bonnekamps Beispielen befinden sich zwei weitere Zitate, die beide den Spanischunterricht in Deutschland nach dem ersten Weltkrieg betreffen, und den Unterschied zwischen politischen und sprachenpolitischen Überlegungen besser exemplifizieren. Wenn 1925 zur Begründung der Notwendigkeit des Spanischunterrichts von Haack geschrieben wird, daß die Feinde Deutschlands, dadurch daß sie diesem Land *durch den sogenannten Versailler Vertrag den größten Teil der Welt verschlossen* haben, es *zwangen*, sich *nach den paar Freunden umzusehen, die* ihm *noch geblieben waren*, dann befindet man sich offenbar auf der rein politischen Ebene. Wenn aber Vossler meint: *dem Spanischen gehört die Zukunft*, und dabei *den Handel, den Weltverkehr, die Wirtschaft im Auge hat*, dann ist von der (zu wünschenden) Rolle des Spanischen in der weltweiten Gesellschaft die Rede, so daß von sprachenpolitischen Gesichtspunkten gesprochen werden kann.

[30] Candelier 1994, S. 122-125; 1995a; 1995b S. 65.

Mit solchen Konsequenzen wird offensichtlich durch fremdsprachenpolitische Ziele **der Kern der Didaktik** getroffen.

Dies ist ein Beispiel. Die Forschung sollte sich zum Ziel setzen, andere Beispiele solcher Beziehungen zwischen Sprachenpolitik und Sprachdidaktik aufzudecken. Man würde wahrscheinlich - irgendwie als Gegenpol zu dem eben beschriebenen Zusammenhang - mühelos Belege finden für eine Relation zwischen fremdsprachenpolitischen Ansätzen, die das Ziel des Pluralismus verkennen oder gar einen Bilingualismus Muttersprache plus Lingua franca im Auge haben, und dem Willen, so viel von dieser Lingua franca wie nur möglich in der Schule selbst lernen zu lassen, ohne daß dabei ein Begriff wie *Apprendre à apprendre* aufzutauchen braucht.

Solche Beziehungen wären am liebsten gerade dort zu suchen, wo sie sich unter dem Deckmantel der Gewohnheit verstecken. Es wäre zweifellos sehr lehrreich, schulbehördliche Richtlinien nach nicht artikulierten Zusammenhängen zwischen sprachpolitischen Zielsetzungen und didaktischen Bestimmungen durchzusuchen. Dadurch könnte manche Anweisung den Charakter einer Selbstverständlichkeit verlieren.

Zur Erläuterung des Verhältnisses zwischen Sprachenpolitik und Sprachdidaktik sollen jetzt einige Gedanken zur Darstellung solcher Einflußmechanismen innerhalb eines erkenntnistheoretischen Modells der Didaktik angeboten werden. Zunächst einige theoretische Gesichtspunkte:

3. Sprachenpolitik, Fremdsprachendidaktik und Berufsethik: Theoretische Vorüberlegungen

Auf ihrem langen Weg zur Legitimation und Autonomie anderen Wissenschaften gegenüber wurden der Fremdsprachendidaktik verschiedenartige grafische Darstellungen beschert.

Ich habe selbst auch dazu beigetragen,[32] wie wir noch sehen werden. Zuerst möchte ich aber auf Vorschläge von Robert Galisson hinweisen, dem das Verdienst des Versuchs einer Integration der **Berufsethik** in ein solches grafisches Modell zuzuschreiben ist.

Als Vorbereitung und Begründung zugleich einige Aussagen von Galisson über die Notwendigkeit einer berufsethischen Dimension innerhalb der didaktischen Reflexion:

Dans notre domaine, tout se passe comme si n'importe qui pouvait enseigner n'importe quelle langue ou quelle culture, à n'importe qui d'autre, n'importe quand, n'importe comment, et n'importe où (Galisson 1990a, S. 105).

Toutes les disciplines qui engagent l'avenir de l'Homme ont besoin d'une déontologie. (ibid.)

[31] Cf. die Ziele des italienischen Projekts Cartesio (Balboni & Luise 1994).

[32] Cf. Candelier, 1978; 1994, 21-26, 31-34.

Das erste Zitat muß vielleicht präzisiert werden. Es ist ein guter Anlaß, einen Aspekt des Problems zu erwähnen, mit dem ich mich neulich in Lille bei den *Journées d'Etude* der westeuropäischen Region der FIPLV befaßt habe (cf. Candelier, 1996b):

Es stimmt nicht - und das meint Galisson sicher auch nicht so - daß jeder in der Fremdsprachendidaktik alles machen darf: *mit wem er will, wann er will, wie er will, wo er will*. Es gibt Bestimmungen, und nicht nur in den Richtlinien, sondern auch, allgemein gesehen, in der fremdsprachendidaktischen Literatur, die uns lehrt, was ein "guter" Lehrer machen darf oder nicht. Das Problem ist nur, daß diese Anweisungen **nur ein Resultat des didaktischen Handelns im Auge haben**, und zwar: **den möglicherweise eintretenden Zuwachs an Fähigkeit, sich in der Fremdsprache auszudrücken bzw. dieselbe zu verstehen**.

Beschränken wir uns auf ein - offenbar rein zufällig gewähltes - Beispiel: das der **Frühbeginnwelle**, die sich gegenwärtig auf viele europäische Länder ausbreitet. Wäre es in einer fremdsprachenpolitischen Perspektive nicht wichtig zu ergründen, welchen Einfluß diese Welle, die ja bekanntlich hauptsächlich der schon dominierenden Sprache zugute kommt, auf die Vorstellungen hat, die Schüler, Eltern und die öffentliche Meinung überhaupt von der Wichtigkeit der verschiedenen Sprachen und Kulturen entwickeln? Und zu untersuchen, welche Auswirkungen ein solcher Einfluß wiederum auf den Aufbau eines tatsächlich multilingualen und multikulturellen Europas hat?[33] Darum kümmert sich aber die gängige Didaktik nicht. Für sie heißt den Frühbeginn bewerten nur: untersuchen, ob die Schüler etwas gelernt haben. Und das ist **Verantwortungslosigkeit**. Da kann man nur Galissons Aussage zustimmen - ich übersetze jetzt das zweite Zitat fast wortwörtlich - : *Jede Disziplin, die die Zukunft des Menschen bedingt, braucht eine Berufsethik.*

Mit Hilfe von Kategorien, die im Rahmen der sogenannten *Soziologie der Berufsethik* (*sociologie de l'éthique professionnelle*) benutzt werden, kann man feststellen, daß der ethische Aspekt, der hier vermißt wird, einer sogenannten *teleologischen Rationalität* folgt. Bei der *rationalité téléologique* geht es nach Jean-Paul Terrenoire (1990, S. 22) um die Fälle, in denen *Ziele, Mittel und Haupt- und Nebenfolgen der* [...] *beruflichen Aktivität systematisch miteinander konfrontiert werden*, so daß sich *die Agenten* [...] *demgemäß orientieren können.*

Diese teleologische Ausrichtung bedeutet offenbar, daß sich die Berufsethik der sprachenpolitischen Überlegungen anzunehmen hat, deren Zusammenhang mit rein didaktischen Entscheidungen oben exemplifiziert wurde. Und auch, daß man auf der erkenntnis- bzw. wissenschaftstheoretischen Ebene einen Ort innerhalb der Didaktik selbst vorzusehen hat, in dem solche Überlegungen zu anderen didaktischen Betrachtungen in Verbindung gesetzt werden können.

[33] Mögliche Antworten auf diese Fragen sind in Candelier 1996b zu finden.

Auf die Problematik der Erarbeitung eines entsprechenden Modells der Didaktik komme ich gleich zurück. Zuerst muß der volle Umfang einer solchen berufsethischen Komponente zumindest angedeutet werden.

Die Auflistung einiger für den Bereich der Berufsethik relevanter Fragen, die Galisson (1990a, S. 105-106) vorschlägt, suggeriert, daß man hier zwischen einer **individuumbezogenen** und einer **gesellschaftsbezogenen Ebene** unterscheiden kann bzw. sollte (Candelier, 1994, S. 96), auch wenn beide sich schwer voneinander trennen lassen.

Bei der Beachtung sprachenpolitischer Gesichtspunkte geht es um den zweiten Aspekt. Für den ersten wird lediglich auf den Versuch von Gomes de Matos hingewiesen, sogennante *Rechte der Lernenden* zu formulieren (1994, S. 108-109).

4. Zur grafischen Modellisierung

Wie eben festgestellt wurde, muß ein Ort innerhalb der Didaktik gefunden werden, in dem berufsethische Überlegungen mit den sonstigen didaktischen Betrachtungen in Verbindung gesetzt werden können.

Eins kann ohne große Mühe festgelegt werden: Wenn man in einem erkenntnistheoretischen Modell der Didaktik die Theorie der Didaktik von ihrer Praxis unterscheiden will - was mir notwendig erscheint, ohne daß dabei natürlich beide Teile als unabhängig voneinander betrachtet werden müssen - dann gehört wohl die Berufsethik in die Theorie, wo eine Konfrontation zwischen ihren Aussagen und denen anderer Dimensionen stattfinden kann. Das Ergebnis dieses Zusammenspiels kann dann die Praxis steuern und wird selbst auch von der Praxis und ihren Rückmeldungen beeinflußt.

Bei Galisson befindet sich demgemäß die **Berufsethik** in der sogenannten ***Didactologie***, die er als *champ des préalables théoriques* definiert - daß heißt als Domäne der theoretischen Vorüberlegungen (1985, S. 8) - und die er von der *Didactique* als Bereich der *réalisations pratiques* - also der Praxis - unterscheidet (1990a, S. 107). In einer grafischen Darstellung des gesamten Gebiets der *Didactologie/didactique des langues et cultures* (ibid.) unterscheidet er auf der vertikalen Achse drei Felder, durch die er die *Didactologie* (und auch die *Didactique*) zergliedert. Die *Déontologie* ist eins dieser Felder (das oberste), neben der *Programmologie* und der *Methodologie*.[34]

Mit Recht zählt er die **Sprachenpolitik** zu den möglichen ***Stützdisziplinen*** *bzw. -domänen* (*domaines/disciplines d'appoint éventuel*). Diese werden in der grafischen Darstellung auch in drei Untermengen eingeteilt, die je einem Feld der *Didactologie* entsprechen. Auf diese Weise erscheint berechtigterweise die ***Sprachenpolitik*** **als Stützdisziplin der** ***Déontologie***. In jeder Untermenge von Stützdisziplinen werden diese aber in einer recht heterogenen und

[34] Mit einer solchen Dreiteilung bin ich nicht einverstanden. Mehr über die Kritik einiger graphischen Darstellungen der Didaktik ist in Candelier 1996a zu finden.

unstrukturierten Liste angeführt. In vielen Fällen kann sogar ihr Bezug zu den drei Feldern der vertikalen Achse zweifellos in Frage gestellt werden. Dies zeugt von einer Schwierigkeit, der ich selbst auch begegnet bin und die sich am besten anhand meines eigenen Modells erläutern läßt:

Das **Modell der Didaktik**, das ich selber erarbeitet habe, sieht anders aus als das von Galisson, obwohl unsere Grundpositionen eigentlich sehr ähnlich sind. Wir gehen beide von einer Definition des Gegenstands der Didaktik als die Unterrichtspraxis aus, die als soziale Begebenheit betrachtet wird.

Diese Praxis läßt sich in der Form einer logischen Relation explizieren (cf. Schema 1, aus Candelier, 1994, S. 26), die wie folgt paraphrasiert werden kann: die Gesellschaft fördert den Erwerb einer Fremdsprache durch eine Lernerin bzw. einen Lerner (Cf. Candelier, 1978, S. 98). Der Grund für diese Zergliederung ist nur, daß sich damit eine Basis für eine Einteilung der Stützdisziplinen ergibt (cf. Schema 2), und zwar in *Sciences du langage* (*Sprach- bzw. Sprechwissenschaften)* und *Sciences de l'Education* (*Erziehungswissenschaften*), die ich später - diese Gedanken wurden schon 1978 entwickelt - durch den breiteren Begriff der *Sciences de l'apprentissage* (etwa: *Lernwissenschaften*) ersetzt habe (Candelier, 1994, S. 32).

Auf diese Weise kann man folgende Darstellung erhalten (siehe Schema 3, aus Candelier, 1994, S. 33). Da es in diesem Schema darum geht zu zeigen, wie eine autonome didaktische Theorie aufzubauen ist, befindet sich diese Theorie in der Mitte. Das mittlere kreisförmige Feld ist das der "beitragenden" Disziplinen, und der einfache Pfeil bedeutet *Quelle von*. Der äußere Ring ist der der Wirklichkeit, die durch diese Disziplinen widergespiegelt wird. Der doppelte Pfeil heißt also *ist Untersuchungsgegenstand von*. Der mittlere und der äußere Ring weisen zwei Überlappungszonen zwischen dem Bereich des Lernens und dem der Sprache auf: die der Praxis des Fremdsprachenunterrichts und ihrer Widerspiegelung, die beide Teil der Didaktik sind; und die des natürlichen Erwerbs und seiner Widerspiegelung, die nicht als direkt relevant für die Didaktik dargestellt werden.[35]

Daß der **Standort der Berufsethik** sich innerhalb der Theorie der Didaktik befinden muß, ist schon erörtert worden. Sie befindet sich also mit anderen Elementen in dem Kreis in der Mitte.

Viel schwieriger ist, wie schon angekündigt, die **Bestimmung des Standortes der Sprachenpolitik**. Und ich kann dazu nur sehr ungereifte Gedanken anbieten.

Die erste Versuchung wäre wohl, die Zweiteilung in *Sprachwissenschaften* und *Lernwissenschaften* aufzugeben, und auf derselben Ebene, die der beitragenden Disziplinen, auch die Sprachenpolitik vorzusehen. Dies würde aber den Weg öffnen für sehr viele andere Kandidaten, eigentlich all diejenigen - wenn nicht

[35] Es ist anzunehmen, daß eine so knappe Darstellung eines so viel umfassenden Modells von seiner Richtigkeit nicht überzeugen kann. Das kann hier auch nicht der Zweck sein.

noch mehr - die sich in Galissons unstrukturierter Liste befinden. Dabei ginge der Grundgedanke verloren, der die Sprachwissenschaften und die Lernwissenschaften als "natürliche", direkte, definitionsmäßig festgelegte Quellen der Sprachdidaktik etabliert. Einiges spricht dafür, daß die Beziehungen zwischen Sprachenpolitik und Sprachdidaktik über den Bereich der Lernwissenschaften gehen. Innerhalb der didaktischen Theorie hat die Berufsethik die sprachenpolitischen Gesichtspunkte, wie sie hier umrissen worden sind, als allgemeine Lehrziele (als *finalités*) des Fremdsprachenunterrichts zu behandeln. Und solche Ziele sind die der ganzen Schulerziehung, und gehören deshalb zu den Erziehungswissenschaften, also zu der "Lernseite" des Fremdsprachenunterrichts.[36]

Wie das grafisch darzustellen wäre, ist mir völlig unklar. Dies ist aber eine Schwierigkeit, die uns gar nicht überraschen sollte. Denn wenn wir den Ehrgeiz haben wollen, alle Bezugswissenschaften unserer Disziplin mit Hilfe eines zum Teil auf den grafischen Mitteln der Mengenmathematik beruhenden Modells darzustellen, dann wollen wir nichts anderes erreichen als eine Darstellung aller Überlappungsverhältnisse zwischen diesen zahlreichen Wissenschaftsbereichen. Und das ist offenbar nicht zu leisten (Candelier, 1994, S. 45; 1996a).

5. Zum Schluß

Der Versuch, der Sprachenpolitik innerhalb eines Modells der Didaktik und ihrer Gespielinnen einen Platz zu finden, ist also gescheitert. Aber der Standort der Berufsethik scheint gesichert zu sein. Es ist vielleicht auch etwas an Klarheit gewonnen worden über Natur und Ausmaß der Einflüsse der Sprachenpolitik auf die Sprachdidaktik und über das mangelnde Interesse, die die meisten gegenwärtigen Neuerungsvorschläge diesem Bezug des Unterrichts zum Gesellschaftlichen schenken. Vielleicht wurde auch ein kleiner Beitrag geleistet zur Entwicklung eines berufsethischen Bewußtseins unter den Fremdsprachendidaktikern.

Letzterer Punkt gibt mir den Anlaß, diesen ernsthaften Aufsatz doch mit einer lustigeren Note zu beenden. Nach Terrenoire können diejenigen, die es sich innerhalb einer beruflichen Gruppe zum Ziel gesetzt haben, berufsethische Werte bzw. Normen zu verbreiten, entweder als *Virtuosen*, als *Priester* oder auch als *Propheten* betrachtet werden. Die erste Variante ist hier auszuschließen. Es bleiben also nur noch zwei Möglichkeiten, vor denen mir gleichermaßen gruselt. Da ich auch noch zugeben muß, daß ich seit 1989 im Erarbeitungsprozeß von Vorschlägen für eine künftige *Universelle Erklärung der Sprachenrechte* durch die FIPLV und andere Weltorganisationen involviert bin,[37] die bestimmt auch etwas mit Berufsethik zu tun hat, muß ich mich fragen, ob ich noch zu retten bin.

[36] Zu diesem Punkt, cf. meinen Beitrag in Arrouays et al., 1987, S. 15-25.

[37] Cf. zum Beispiel: Batley & Candelier & Hermann-Brennecke & Szepe, 1993, S. 41-45.

Bibliographie

Arrouays, M. & Candelier, M. & Hardin, G. & Monnanteuil, F. & Moreau, P. & Thomières, D. (1987). *Parlons des langues!* Paris: Nathan.

Balboni, Paolo & Luise Maria Cecilia. (1994). *Interdisciplinarità e continuità nell'educazione linguistica.* Roma : Armando.

Batley, E. & Candelier, M. & Hermann-Brennecke, G. & Szepe, G. (1993). *Les politiques linguistiques dans le monde pour le 21ème siècle - Rapport pour l'UNESCO.* Paris: FIPLV [Existiert auch in englisch]

Bonnekamp, U. (1986). Die politische Dimension von Fremdsprachenunterricht. In Seminar für Sprachlehrforschung der Ruhr-Universität Bochum (Hg.), *Probleme und Perspektiven der Sprachlehrforschung. Bochumer Beiträge zum Fremdsprachenunterricht in Forschung und Lehre*, 89-112. Frankfurt/M.: Scriptor.

Candelier, Michel (1978). *L'application des analyses linguistiques à l'enseignement grammatical: Réflexion sur une pratique - les constructions allemandes en daß, ob et W-étudiées dans un cadre génératif et transformationnel.* Lille: Université Lille III. [Thèse de 3ème cycle, polygraph. Diss., 646 S.]

Candelier, M. (1994). *Chemins en didactique. Pour le plurilinguisme à l'école. Tome 3: Travaux de linguistique et de schématisation.* [Dossier présenté en vue de l'habilitation à diriger des recherches; document multigraphié. Dossier für die Habilitation.]

Candelier, M. (1995a). Diversité linguistique et enseignement des langues: perspectives européennes et réflexions didactiques. In Conseil de la Langue Française (Hg.), *Langue nationale et mondialisation: enjeux et défis pour le français*, 257-288. Québec: Conseil de la langue française.

Candelier, M. (1995b). Les langues vivantes étrangères: spécificités et conséquences curriculaires. *Etudes de Linguistique Appliquée, (98)*, 56-67.

Candelier, M. (1996a). Epistémo-schématologie: les dessins de la didactique. In *Actes du Colloque ACEDLE de novembre 1995.* [in Vorbereitung]

Candelier, M. (1996b). Pour que l'école favorise le pluralisme linguistique, il faut qu'on le veuille vraiment. *Les Langues Modernes, 90 (2), 21-28.*

Christ, Herbert. (1980). Ein Vorschlag zur Veränderung der Fremdsprachenpolitik: Die Homburger Empfehlungen. *Neusprachliche Mitteilungen, 33*, 97-99

Christ, H. (1989). Sprachenpolitische Perspektiven. In K.-R. Bausch & H. Christ & W. Hüllen & H.-J. Krumm (Hgg.), *Handbuch Fremdsprachenunterricht*, 100-105. Tübingen: Francke Verlag.

Coste, Daniel & Hébrard, Jean (1991). Ecole et plurilinguisme. In D. Coste & J. Hébrard (Hgg.), *Vers le plurilinguisme - Ecole et politique linguistique*, 3-15. Paris: EDICEF.

Coste, Daniel (1995). Eveil, veille, vigilance. In Danièle Moore (Hg.), *L'éveil au langage.*, 5-23. Paris: Crédif/Lidilem & Didier Erudition. [Notions en Question; Bd. 1]

Dabène, Louise. (1992). Le développement de la conscience métalinguistique: un objectif commun pour l'enseignement de la langue maternelle et des langues étrangères. *Repères, (6)*, 13-21.

Daoust, D. & Maurais, J.: "L'aménagement linguistique". Maurais, J. (Hg.): *Politique et aménagement linguistiques.* Québec: Conseil de la Langue Française 1987: 7-46

Galisson, R. (1985). Didactologie et idéologies. *ELA, (60)*, 5-16.

Galisson, R. (1988). Témoignage en miettes. In D. Lehmann (Hg.), *La didactique des langues en face à face*, 57-70. Paris: Hatier & Crédif.

Galisson, R. (1990a). Eloge de la "didactologie/didactique des langues et des cultures (maternelles et étrangères) - D/DLC -". *ELA, (79)*, 97-110. [1. Aufl.: 1986]

Galisson, R. (1990b). Problématique de l'autonomie en didactique des langues (contexte français). *ELA, (79)*, 53-73. [1. Aufl.: 1988]

Gogolin, I. (1994). Europa im eigenen Land. Über interkulturelle Erziehung und Mehrsprachigkeit. *Schularbeiten, (5)*, 7-10.

Gomes de Matos, F. (1994). Learner's Rights: A Checklist for Foreign-Language Teachers of Adults. *FIPLV World News, 29*, 1-2.

Gomes de Matos, F. (1994). A Thesis 20 Years On: Principles of Linguistics and the Theory-Praxis of the Rights of Language-Learners. In Barbara Leila & Mike Scotts (Hgg.), *Reflexions on Language Learning*, Clevedon & Philadelphia: Multilingual Matters, 105-109.

Hawkins, Eric. (1984). *Awareness of language : An introduction.* Cambridge : Cambridge University Press.

Hermann-Brennecke, Gisela (1993). Sprachsensibilisierung in der Grundschule. *Neusprachliche Mitteilungen aus Wissenschaft und Praxis, 46*, 101-109.

Moore, D. (1993). Entre langues étrangères et langues d'origine: transformer la diversité en atout dans l'apprentissage. *Etudes de Linguistique Appliquée, (89)*, 97-106.

Nagy, Christèle (1995). L'éveil au langage et les langues dites "exotiques". In Danièle Moore (Hg.), *L'éveil au langage*, 163-176. Paris: Crédif/Lidilem & Didier Erudition. [Notions en Question; Bd. 1]

Puren, Ch. (1994). *La didactique des langues étrangères à la croisée des méthodes. Essai sur l'éclectisme*. Paris: Crédif/Didier.

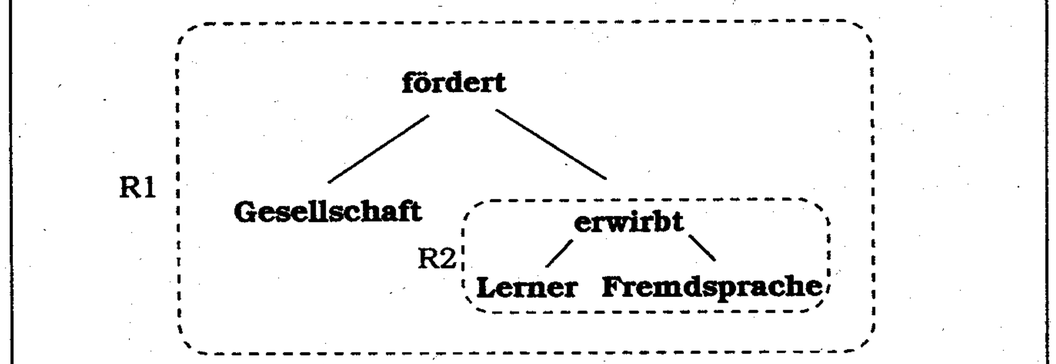
Rey, M. (1993). Immigration, marginalisation et chances éducatives. *Bildungsforschung und Bildungspraxis/Education et Recherche, 15*, 99-117.

Terrenoire, Jean-Paul. (1990). Sociologie de l'éthique professionnelle - contribution à la réflexion théorique. *Sociétés contemporaines, (7)*, 7-33.

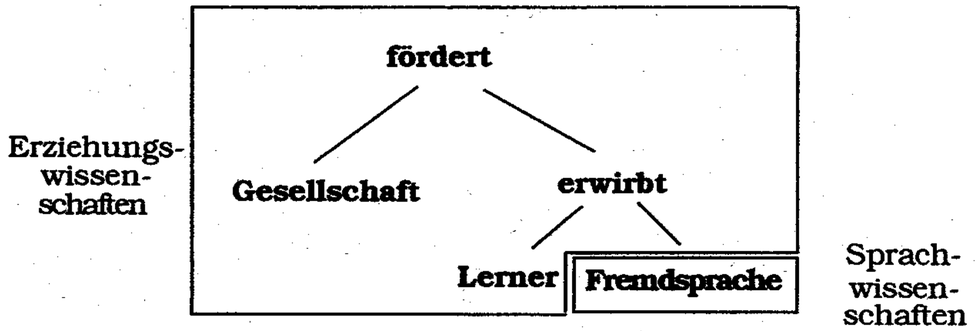
Thürmann, E. & Otten, E. (1994). Begegnung mit Sprachen in der Grundschule und interkulturelle Erziehung. *Schularbeiten, (5)*, 11-17.

Anhang

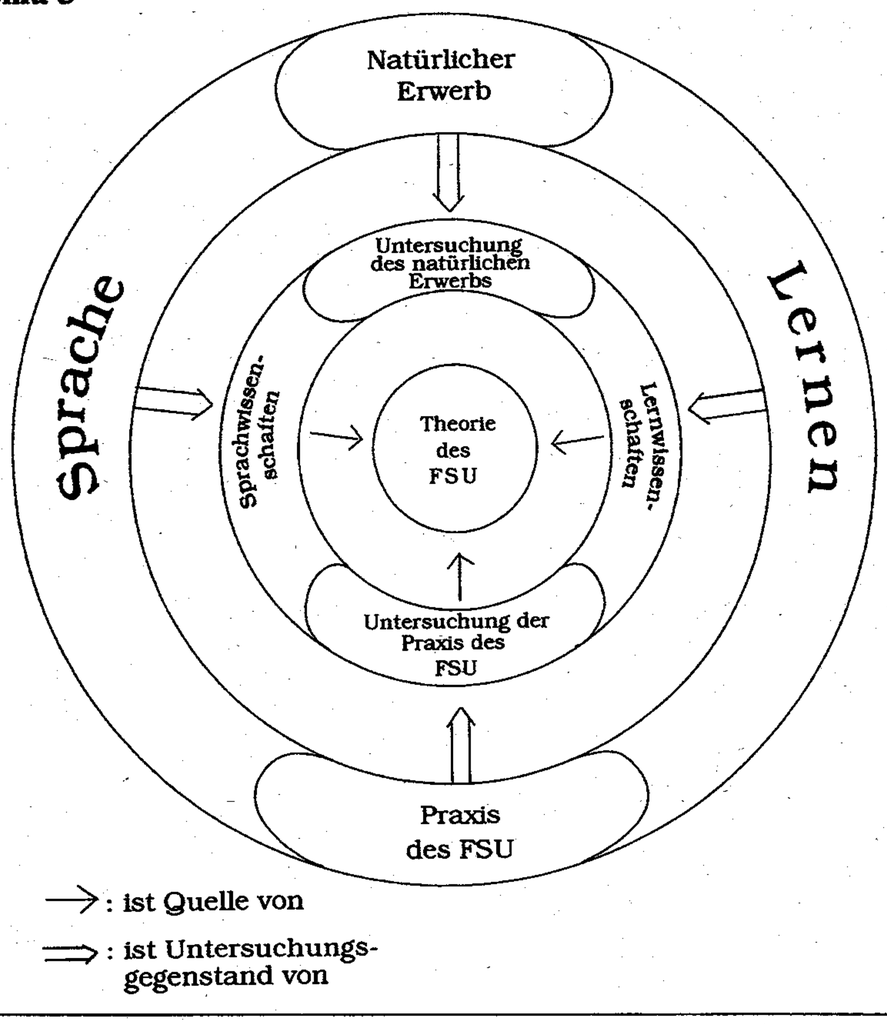
Schema 1



Schema 2



Schema 3



II.
Erfahrungen aus Vergangenheit und Gegenwart (1): Begegnungen zwischen Sprachen und Kulturen

Saarländische und ostlothringische Flurnamen unter kontaktlinguistischen Aspekten

ANDREAS SCHORR
Saarbrücken

Flurnamen sind im Laufe von Jahrhunderten entstandene sprachliche Zeugnisse für die menschliche Nutzung der Landschaft. Unter Flurnamen (Mikrotoponyme) werden alle Namen für Teile einer Dorfgemarkung verstanden, ob sie sich nun in der freien Landschaft oder innerhalb des Dorfzaunes befinden, der im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit die Ortschaften umschloß. Vor allem sind Flurnamen also Bezeichnungen für Felder, Wiesen, Weiden, Obstwiesen, Gärten und Weinberge. In einem weiteren Sinne werden auch Wegenamen (Hodonyme), Namen von kleinen fließenden und stehenden Gewässern, von Quellen, auffallenden Einzelbäumen und Baumgruppen sowie markanten Grenzzeichen darunter verstanden. Die Flurnamen gehören nicht zum appellativen Wortschatz, der in Klassen unterteilt, sondern sie identifizieren als Namen einzelne Teile der Dorfgemarkung und sind in dieser Funktion - ein besonderes Kennzeichen von Namen - nicht durch Synonyme austauschbar.

Die Trennlinie, die von Sprachwissenschaftlern zwischen Namen und Wörtern gezogen wurde, verschwimmt aber gerade bei Flurnamen immer wieder, weil Flurnamen im Akt der Namengebung auf allgemeine Wörter zurückgreifen und nicht ein spezieller Namenschatz ohne appellative Funktionen wie z.B. bei der Vornamengebung zur Verfügung steht. Wer also sein Kind „Hans" nennt, wählt einen Namen aus, ohne daß ein Wort „Karl" existierte, das eine Gruppe von Menschen mit zumindest einer gemeinsamen Eigenschaft - die „Karle" - bezeichnete. Anders bei Flurnamen: hier kann man nach genauer Betrachtung der dialektalen und allgemeinen sprachhistorischen Entwicklung in den allermeisten Fällen ein Wort finden, das am Anfang der Namengebung stand. Die Flurnamengebung bedient sich also nicht eines konvientionalisierten Flurnamenschatzes, sondern sie speist sich aus dem allgemeinen Wortschatz. Als Wörter kommen dabei in erster Linie Bezeichnungen für die Eigenschaften des Flurteiles in Betracht, seien es nun natürliche Eigenschaften wie die Bodenqualität oder der Wasserhaushalt, oder aber die Nutzung durch den Menschen oder die Rechtsstellung. Wenn Flurteile nach dem Besitzer genannt werden, können wiederum Namen, in diesem Falle Personennamen, in Flurnamen eingehen.

Wie schon zu Beginn angedeutet, ist die Flurnamengebung ein ständiger Prozeß. Flurnamen können sehr langlebig sein, aber durch geänderte Nutzungsformen und Rechtsverhältnisse kann auch die Umbenennung von

Flurnamen motiviert werden. Da eine reichere Flurnamenüberlieferung für den Untersuchungsraum erst im Spätmittelalter einsetzt, können Aussagen über die Flurnamengenese vor allem für die Frühe Neuzeit gemacht werden. Am Anfang der Flurnamenüberlieferung ist die Nähe zum appellativen Wortschaft noch groß und somit ist die Motivation der Flurnamengebung oft leicht durchschaubar. Eine Eigenschaft von Namen ist jedoch ihre allmähliche sprachliche Abkopplung vom Wortschatz sowohl auf der Laut- wie auf der Wortebene. Flurnamen sind vielfach kleinräumigen dialektalen Sonderentwicklungen unterworfen, da sie nur innerhalb einer kleinen Sprechergemeinde leben und dort ihre Funktion, die Identifizierung eines Flurteils, erfüllen. Haben sich Flurnamen im Gebrauch so gefestigt, daß sie unabhängig von ihrer appellativen Grundlage Verwendung finden, koppeln sie sich oft auch in der weiteren Entwicklung von diesen Grundlagen ab. So kann man in Flurnamen altertümliche Lautungen finden, die im Dorfdialekt durch regionale und überregionale Sprachausgleichsbewegungen zurückgedrängt wurden. Auch kommen Wörter aus dem Gebrauch, die in Flurnamen erhalten bleiben.

Wenn es gelingen soll die Flurnamenüberlieferung Schicht um Schicht abzutragen, muß man im Saarland und Ostlothringen nicht nur die historischen Sprachstufen und dialektalen Entwicklungen des Deutschen berücksichtigen, sondern allenthalben können auch galloromanische und französische Sprachspuren auftreten[38]. Die Sprachgrenze verläuft 20-80 km westlich der

[38] Zu den Verhältnissen in Schleswig und zur Methode vgl. M. HINRICHSEN, Flurnamen und Mehrsprachigkeit - Ergebnisse einer Untersuchung im deutsch-dänischen Interferenzraum, in: R. SCHÜTZEICHEL (Hg.), Gießener Flurnamen-Kolloquium vom 1. bis 4. Oktober 1984, Heidelberg 1985, S. 243-250. Für den deutsch-slawischen Interferenzraum vgl. E. EICHLER, Probleme der linguistischen Behandlung von Flurnamen slawischer Herkunft im deutsch-slawischen Kontaktgebiet, in: ebd. S. 256-265, dort weiterführende bibliographische Hinweise zur Forschungslage im deutsch-slawischen Bereich. Zur Methode anhand von Beispielen aus dem deutsch-tschechischen Interferenzbereich vgl. P. PROKOP, Zur wissenschaftlichen Auswertung der Flurnamen im Sprachkontakt, in: ebd. S. 267-271. Die Probleme romanischer Reliktnamen in der deutschsprachigen Schweiz mit vielen bibliographischen Hinweisen behandelt S. SONDEREGGER, Probleme schweizerischer Flurnamenforschung, in: ebd. S. 448-463. Zur Problematik im nördlich und östlich an den hier behandelten Untersuchungsraum angrenzenden Gebiet vgl. W. KLEIBER, Probleme romanisch-germanischen Sprachkontakts an der Mosel vornehmlich im Bereich der Prosodie von Toponymen, in: ebd. S. 528-545 und M. HALFER, Germanisch-romanische Kontaktphänomene am Beispiel der Mikrotyponymie des Mittelrheins, in: ebd. S. 546-559. Weitere Karten zu Flurnamen mit romanischen Sprachspuren bietet W. KLEIBER, Das moselromanische Substrat im Lichte der Toponymie und Dialektologie - Ein Bericht über neuere Forschungen (mit 13 Karten), in: W. HAUBRICHS/H. RAMGE (Hg.), Zwischen den Sprachen - Siedlungs- und Flurnamen in germanisch-romanischen Grenzgebieten, Saarbrücken 1983, S. 153-192. Zu den Siedlungsnamen im Untersuchungsgebiet vor allem M. BUCHMÜLLER / W. HAUBRICHS / R. SPANG, Namenkontinuität im frühen Mittelalter - Die nichtgermanischen Siedlungs- und Gewässernamen des Landes an der Saar, in: Zeitschrift für die Geschichte der Saargegend 34/35 (1986/97) S. 24-163. Zu den Flurnamen im Saar-Mosel-Raum vgl. auch M.

deutsch-französischen Staatsgrenze, doch ist diese Linie sehr durchlässig, da Französisch als Verwaltungssprache auch östlich dieser Linie eine lange historische Tradition besitzt.

Die Hochwaldromania - Spuren einer romanischen Sprachinsel im Nordsaarland

Die Entstehung der Sprachgrenze ist ein Ausgleichsprozeß, der sich von der Völkerwanderungszeit (5. Jahrhunderts) bis ins Mittelalter (auf Datierungsfragen wird weiter unten eingegangen) über mehrere Jahrhunderte erstreckte. Aus einer sprachlichen Gemengelage entstand durch eine lokale Tendenz zur Einsprachigkeit in einem Gebiet mit wechselnden Mehrheiten für die romanische (altfranzösische) und germanische (althochdeutsche) Volkssprache allmählich eine strenge Teilung in ein frankophones und ein germanophones Gebiet. Lange Phasen der Zweisprachigkeit sind wahrscheinlich[39]. Die spektakulärste Sonderentwicklung war dabei die Entstehung einer romanischen Sprachenklave im Moseltal zwischen Trier und Koblenz, die eng an die Winzerkultur gebunden war. Durch die vollständige sprachliche Germanisierung des Moseltals zwischen Diedenhofen/Thionville und Trier hat dieses Gebiet seinen Anschluß an das geschlossene frankophone Sprachgebiet verloren und wurde schließlich auch eingedeutscht.

Ein südlicher Ausläufer dieser romanischen Sprachinsel ist die Hochwaldromania um das Kloster Tholey im nördlichen Saarland. In den für den Ackerbau ungünstigen Waldlandschaften des Nordsaarlandes und des Hunsrücks konnte sich eine romanische Sprachgemeinschaft halten, während die südlich und westlich anschließenden Gebiete des Unteren und Oberen Saargaus, des Bliesgaus und des Niedgaus wegen ihrer Siedlungsgunst das Interesse der fränkischen Adligen erweckten. Diese Adligen, deren Namen noch in vielen Siedlungsnamen auf *-ingen*, *-heim* und *-weiler*[40] faßbar werden, besiedelten das

BUCHMÜLLER-PFAFF, Namen im Grenzland - Methoden, Aspekte und Zielsetzung in der Erforschung der lothringisch-saarländischen Toponomastik, in: Francia 18 (1991) S. 165-184.

[39] Zur Entwicklung der Sprachgrenze im Untersuchungsgebiet vgl. W. HAUBRICHS, Lautverschiebung in Lothringen - Zur althochdeutschen Integration vorgermanischer Toponyme der historischen Sprachlandschaft zwischen Saar und Mosel, in: R. BERGMANN, H. TIEFENBACH, L. VOETZ (Hgg.), Althochdeutsch, Bd. 2, Heidelberg 1987, S. 1350-1391.

[40] Viele *-weiler*-Orte, die einer späteren Siedlungsphase als die *-ingen-* und *-heim*-Orte angehören, weisen romanisierte germanische Personennamen auf, ein weiteres Indiz für die komplizierten sprachlichen Verhältnisse im Frühmittelalter, vgl. M. PITZ, Die Siedlungsnamen auf *-villare* (*-weiler*, *-villers*) zwischen Mosel, Hunsrück und Vogesen - Untersuchugnen zu einem germanisch-romanischen Mischtypus der jüngeren Merowinger- und der Karolingerzeit, Dissertation Saarbrücken 1994.

Land mit in der Mehrzahl germonophonen Neusiedlern. Auch an dieser Stelle brach also die Verbindung zu dem frankophonen Sprachgebiet um Metz früh ab.

Das wichtigste Zeugnis für diese frühen sprachlichen Entwicklungen liefern die Siedlungsnamen und die Gewässernamen[41], doch auch in den Flurnamen lassen sich Spuren der Hochwaldromania entdecken, die die Ergebnisse der Siedlungsnamenforschung ergänzen.

Ein Sprachzeugnis der Hochwaldromania in Flurnamen[42] ist der Flurname *Nef* < rom. **nava* „Talmulde"[43]:

1) Wahlen (MZG)[44]: *In Neef, In Neefwies,*
2) Biel-Bardenbach (MZG): *Im Neft,*
3) Krettnich (MZG): *Steinneft,*
4) Primstal-Mettnich (WND): *Diesseits Niefgesdell, In der Niefgesdell*[45].

Lautlich am einfachsten ist die Einordnung der Belege aus Wahlen, die noch das ursprüngliche lange *-ê-* aufweisen. Bei den Belegen aus Biel-Bardenbach und Krettnich ist der Sproßkonsonant *-t* angetreten, eine in diesem Raum häufig zu beobachtende Erscheinung. Vor der Doppelkonsonanz ist dann eine Kürzung des Vokals eingetreten. Ähnlich verhält es sich in Mettnich: die Belege wurden mit der Verkleinerungssilbe *-chen* und dem Gleitkonsonanten *-s-* als Bestimmungswort zum Grundwort *Delle* gestellt, der Vokal im Bestimmungswort ausweislich der Mundartform vor der Doppelkonsonanz gekürzt und - ebenfalls eine häufige Erscheinung - zu *-i-* erhöht.

Die Vokalqualität in den *Nef*-Belegen läßt sich also immer auf ein langes *-ê-* zurückführen, was ein wichtiger lautchronologischer Anhaltspunkt ist. Nach Max Pfister tritt die Tonerhöhung von *â* > *ê* in offener Silbe in Ostfrankreich im 9./10.

[41] Die Gewässer- und Siedlungsnamen im Kerngebiet der Hochwaldromania beschreibt K. ELSENBLAST, Drei vorgermanische Fluß- und Siedlungsnamen im nördlichen Saarland (*Losheim - Löstern - Wadrill/Wadern*), in: W. HAUBRICHS / H. RAMGE 1983, S.193-219. Zu den Siedlungsnamen vgl. auch Anmerkung 1.

[42] Die zitierten Flurnamen entstammen dem an der Universität des Saarlandes in Saarbrücken angesiedelten Archiv für Siedlungs- und Flurnamen für das Saarland und das germanophone Lothringen unter der Leitung von Wolfgang Haubrichs.

[43] W. KLEIBER 1983, S. 159ff hat die Verbreitung der mit **nava* gebildeten Flurnamen im Moseltal kartiert und auf die lautchronologische Aussagekraft der Formen mit *-a-* und *-e-* im Stammvokal hingewiesen. Historische Flurnamenbelege finden sich bei W. JUNGANDREAS, Historisches Lexikon der Siedlungs- und Flurnamen des Mosellandes, Trier 1962, S. 722. Vgl auch H. DITTMAIER, Rheinische Flurnamen, Bonn 1963, S. 211.

[44] Das Kürzel hinter dem Ortsnamen gibt den Kreis oder den Kanton an. Die Auflösung der Kürzel findet sich bei den Kartenlegenden. Bei lothringischen Ortsnamen wird meist die deutsche und die amtliche französische Schreibung angegeben.

[45] Vgl. R. PETER, Flurnamensammlung Primstal, Hochwälder Hefte zur Heimatgeschichte 25/26 (1988) S. 67f. Der Flurname bezeichnet eine Talmulde seitlich des Wasserbachs. Als Mundartformen gibt PETER *Niffisdell* und die deglutinierte Form *Iffisdell* an.

Jahrhundert auf[46]. Die von Wolfgang Kleiber ebenfalls kartierte Form *Naf* weist wegen des Fehlens dieser romanischen Lautentwicklung auf eine Eindeutschung vor dieser Zeit hin (Gebiete westlich der Sauer, Mittellauf der Kyll und Untermosel bis Cochem). Die Entwicklung von *Naf* > *Nef* kann mit deutschen Lautgesetzen nicht erklärt werden. Folgt man der von Max Pfister angegebenen Chronologie, so ist mit einer kleinen romanischen Sprachgemeinschaft im Hochwald bis etwa um das Jahr 900 zu rechnen. Nicht zufällig weist auch der Ortsname *Wahlen* (MZG) als Völkerschaftsbezeichnung (Ethnonym) auf die Romanen hin, und die Ortsnamen *Krettnich* (MZG) und *Mettnich* (WND) sowie der Wüstungsname *Budnich* bei Dagstuhl (MZG) gehen auf romanische Ortsnamen mit dem galloromanischen Suffix *-(i)acum* zurück[47].

Die oben beschriebene Nähe von Flurnamen zum appellativen Wortschatz führt zu einem methodologischen Vorbehalt bei Rückschlüssen von heutigen Flurnamenlagerungen auf frühere Sprachverhältnisse: bevor solche romanischen Reliktformen[48] in Flurnamen eingegangen sind, haben sie als Lehnwörter in den lokalen Mundarten gelebt. Ein Ergebnis der dialektologischen Forschung ist jedoch, daß sich das Areal von Wörtern, also auch von Lehnwörtern, ausbreiten oder verlagern kann. Die Entlehnung muß also nicht an dem Ort oder in dem Gebiet stattgefunden haben, an dem man das Lehnwort oder den damit gebildeten Flurnamen schließlich auffindet.

Trotz dieses Vorbehalts spricht einiges dafür, daß wir es bei *Nef* mit einem Relikt der Hochwaldromania zu tun haben, denn die sprachlichen Verbindungen zum Moseltal werden in diesem Gebiet im Laufe der Dialektentwicklung schwächer und Neuerungen aus südöstlicher Richtung (Pfalz) gewinnen an Einfluß; eine späte Verlagerung aus nördlicher Richtung ist also wenig wahrscheinlich. Zudem liegt das kleine *Nef*-Gebiet im Zentrum der durch Siedlungs- und Gewässernamen erschlossenen Hochwaldromania.

Das kleine Gebiet der Hochwaldromania läßt sich durch weitere seltene romanische Lehnappellative beschreiben, die in Flurnamen ihren Niederschlag gefunden haben. An dieser Stelle sei nur auf die mit *Klef* m. < lat. **clêvus* m. „Halde, Steilhang"[49] gebildeten Flurnamen hingewiesen:

[46] M. PFISTER, Die Moselromania aus romanistischer Sicht, in: W. KLEIBER / M. PFISTER, Aspekte und Probleme der römisch-germanischen Kontinuität, Stuttgart 1992, S. 78f.

[47] Vgl. M. BUCHMÜLLER-PFAFF, Siedlungsnamen zwischen Spätantike und frühem Mittelalter - Die *-(i)acum*-Namen der römischen Provinz Belgica Prima, Tübingen 1990, S. 276 *Krettnich* < **Cre(t)toniacum* zum Personennamen *Cretonius*, ebd. S. 346 *Mettnich* < **Metteniacum* zum Personennamen *Mettenius*, und ebd. S. 125f *Budnich* < **Bôden(i)acum* zum Personennamen *Bôdenus*.

[48] Zur begrifflichen Eingrenzung vgl. S. SONDEREGGER 1985 S. 453.

[49] Die Formen mit *-ê-* als Stammvokal werden von Max PFISTER auf ein regionallateinisches **clêvus* zurückgeführt, die wie die nordrheinischen Formen keinen Zusammenhang mit der Galloromania besitzen, sondern nach Italien verweisen, vgl. M. PFISTER, Altromanische Relikte in der östlichen und südlichen Galloromania, in den rheinischen Mundarten, im

5) Primstal-Mettnich (WND): *vorm Falkenklef, vorm Falkenklef unterm Eiweilerweg*[50],

6) Bierfeld (WND): *auf dem Klef*, a. 1720 Or. *vffm Cleef* (LHA Ko 1 C/14850),

7) Eiweiler (WND): *Gleff, hinterm Gleffwald, unten auf Gleffwald, hinter Gleffwald, Kaul auf Gleff.*

Dazu sind Belege von der unteren Saar zu stellen, wo sich zwischen Merzig und Mettlach ebenfalls eine erhöhte Anzahl von Flurnamen auf romanischer Grundlage findet:

8) Orscholz (MZG): *auf Klöff*, a. 1485 *die Kleff* (LHA Ko 143/530 S. 99), a. 1665 Or. *die Kleff* (LHA Ko 143/451 S. 8),

9) Nohn (MZG): *Klaeferberg, Klaeferwies.*

Schwierigkeiten bei der Zuordnung der Orscholzer Formen zu der Ausgangsform **clêvus* m. macht das weibliche Genus, in der Realprobe stimmt der Beleg jedoch mit den übrigen Formen überein.

Ein Lehnwort an der Sprachgrenze: *Ginfer* < lat. *iuniperus* „Wacholder"

Die oben beschriebenen Flurnamen wurden mit seltenen Lehnwörtern gebildet, die einem sprachlichen Substrat entstammen, also einer bodenständigen Sprache, die allmählich durch ein Superstrat, also eine neue Sprache, überlagert wurde. Hier ist das die moselfränkische Mundart, die Weiterentwichlung der Sprache, die ursprünglich mit fränkischen Siedlern ins Land kam. Eine andere areale Erscheinungsform, und vielleicht die wichtigste, von Sprachkontakten ist die Lagerung entlang der Sprachgrenze, die von Rudolf Post so bezeichnete Grenzentlehnung[51]. Hier wirken die romanische und germanische Sprache als Adstrate, d. h. sie existieren nebeneinander und beeinflussen sich gegenseitig. Als Beispiel für eine solche Grenzentlehnung stellt sich für das Saarland und Ostlothringen die Form *Ginfer* < lat. *iuniperus* „Wacholder"[52] dar, die im Norden

Alpenraum und in Oberitalien, in: Fakten und Theorien, Festschrift Helmut Stimm, Tübingen 1982, S. 224. Flurnamenbelege finden sich nach W. JUNGANDREAS 1962, S. 216f auch in Züsch (Kreis Trier) und in Neuerburg (Kreis Bitburg). Zur Verbreitung des etymologisch verwandten *Kliff* n. vgl. R. POST, Romanische Entlehnungen in den westmitteldeutschen Mundarten - diatopische, diachrone und diastratische Untersuchungen zur sprachlichen Interferenz am Beispiel des landwirtschaftlichen Sachwortschatzes, Wiesbaden 1982, S. 108ff. Die Verbreitung von *Klif/Klef* m. zeichnet H. DITTMAIER 1963, S. 148 und Karte 22, er gibt allerdings nur eine Verbreitung nördlich von Bonn an.

[50] Vgl. R. PETER, 1988 S. 38f. Der Name bezeichnet einen Steilhangbereich mit Felsabbruch auf der linken Seite des Eiweiler Bachs.

[51] R. POST 1982, S. 13f und S. 315ff. Eine Verbreitungskarte mit Lehnwortarealen in Westrandlage findet sich ebd. S. 309.

[52] W. von WARTBURG, Französisches Etymologisches Wörterbuch (im folgenden FEW) Bd. 5, Basel 1950, S. 74-76 gibt als Grundlage der romanischen Formen ein erschlossenes

des Moseldepartements und (mit einem Beleg) im Landkreis Merzig-Wadern vorkommt. In die Belegreihe wurden auch französische Belege (*genièvre, genèvre*)[53] aufgenommen, um die Anbindung der *Ginfer*-Belege an die französisch weiterentwickelten Formen zu zeigen:

10) Fentsch/Fontoy (Fo): a. 1724 Or. *canton de St. Michel ou des Guenueren* (AD Mos 4 E 178),

11) Volkringen/Volkrange (Ha): Or. *Guinfere* (AD Mos 4 E 44),

12) Großmövern/Moyeuvre-Grande (Mo): *les Genevres,*

13) Monhofen/Manom (Th): *sous Gunfer,*

14) Garsch/Garche (Ca): *Ginfferen Communal, 1. Canton sous Ginfferen, dessous Ginfferen*, a. 1715 Or. *dessous Ginsteren* (AD Mos 4 E 191),

15) Sierck/Sierck-les-Bains (Si): *in den Gaenfern*, a. 1764 Or. *gimfren* (AD Mos 6 J 107), a. 1768 Or. *canton de genevre dit vulgairement in den ginffer* (AD Mos J 107),

16) Oberkontz/Haute-Kontz (Si): a. 1615 Or. *neben Mauritio langst den Gyüffer* (AD Mos 3 E 7284),

17) Kirschnaumen (Si): *Goenfern,*

18) Wochern (MZG): *auf der Ginferheide,*

19) Metzeresche (Mv): a. 1630/1631 Or. *sur les Geneuvres* (AD Mos H 3670 1), a. 1685 Or. *Ginfern proche Speckenvegh* (AD Mos 4 E 371),

20) Elzingen/Elzange (Mv): a. 1744 Or. *dans Ginferen* (AD Mos G 84),

21) Kemplich (Mv): a. 1692 Or. *Geneuures* (AD Mos 4 E 299),

22) Freisdorf/Freistroff (Bv): *Lang Guenferten,*

23) Dalstein (Bv): *Guenferterberg,*

24) Bibisch/Bibiche (Bv): a. 1693 Or. *Geneures de dessus Nacht Veitte* (AD Mos E dépot 82 1 G 1),

25) Drechingen/Drogny (Gde. Pieblingen/Piblange, Bo) *Guenferten*, a. 1685 Or. *Ginfferter* (AD Mos H 472),

26) Vittoncourt (Fa): *Aux Genevièvres*[54],

27) Holbach (Gde. Kammern/Lachambre, SA): *Gueveckelter/Gähweckelter*, a. 1692 Or. *aux Gehweckelter dit Geneures* (AD Mos 4 E 309),

28) Angweiler/Angviller (Fe): *les Genièvres,*

29) Burgaltdorf/Bourgaltroff (Di): *les Genevreck,*

30) Haraucourt-sur-Seille (CS): *les Genevres, aux Genevres,*

**jeniperus* an. Es folgen afrz. *geneivre, genoivre*, afrz. mfrz. *genevre* und mfrz. nfrz. *genièvre* (seit 1584). Die ostfranzösischen Formen lauten *žnêf* für Metz und *žnâf* für das Moseltal.

[53] Die neufranzösische Normalform *genièvre* zeigt Suffixaustausch zu altfranzösisch *geneivre* über *genoivre* in Analogie zu vulgärlateininisch *lepre* zu altfranzösisch *lievre* und neufranzösisch *lièvre*, vgl. H. RHEINFELDER, Altfranzösische Grammatik, Erster Teil: Lautlehre, München [5]1976, S. 23 und 27.

[54] Die Form zeigt eine Vermischung mit dem Namen der Heiligen *Genoveva* (frz. *Geneviève*), so auch FEW Bd. 5, S. 74-76.

31) Amanvillers (Me): *Jond de Genièvres,*

32) Marange-Silvange (Me): *les Genièvres.*

Die *Ginfer*-Belege aus Fentsch und Volkringen in der frankophonen Zone zeugen von der früheren Deutschsprachigkeit dieser Orte. Die französischen Belege im deutschen Sprachgebiet können als Übersetzungen angesehen werden. Bei den nordlothringischen Belegen handelt es sich wohl um Übersetzungen für *Ginfer*, bei den südlichen Formen um Übersetzungen für *Weckelter*-Formen, wie die Doppelform aus Holbach zeigt. Auf der Karte wird zwischen deutschen *Ginfer*-Formen und französischen Formen unterschieden. Zur Kontrastierung der Verbreitung werden auch die mundartlichen *Weckelter*-Formen und die eher hochsprachlich einzuschätzenden *Wacholder*-Formen aufgenommen[55]. Nimmt man die Verbreitungsgebiete aller drei Gruppen zusammen, so erhält man ein Bild der natürlichen Verbreitung des Wacholders (Iuniperus communis) auf den lothringischen und saarländischen Muschelkalk- und Keuperböden. Im Saar-Nahe-Bergland fallen die Belege aus. Auf den spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Heideflächen war der Wacholder wahrscheinlich weit verbreitet. Die häufigen Pluralformen in den Belegen lassen vermuten, daß als Benennungsmotiv eher Gruppen von Wacholdersträuchern als einzelstehende Exemplare in Frage kommen.

Das Vorkommen der Belege entlang der luxemburgischen Grenze gibt einen Hinweis darauf, daß sich die Form auch in Flurnamen in weiter nördlich gelegenen Gebieten findet. Als Appellativ wird die Form *Gäifer* im Luxemburgischen Wörterbuch[56] verzeichnet. Das Rheinische Wörterbuch verzeichnet lediglich einen Beleg im nördlichen Rheinland[57]. Für Lothringen wird ein Beleg *Genfer* für Sierck genannt, allerdings mit der Bedeutung „Ginster“[58]. Gerade bei Pflanzennamen sind solche Bedeutungsübertragungen nicht selten. Lebendig ist das Wort im Niederländischen als *Genever*, wo es auch für den aus dem Wacholder gewonnenen Branntwein gilt[59]. Als *Geneva* wurde das Wort in der Bedeutung „Wacholderbranntwein“ im 17. Jahrhundert ins Englische entlehnt und hat in der Kurzform *Gin* weltweite Bekanntheit erlangt[60].

[55] Zur Verbreitung der Dialektformen im Deutschen vgl. H. MARZELL, Wörterbuch der deutschen Pflanzennamen, Bd 2, Leipzig 1972, Sp. 1072ff. Hinweise zur Verbreitung als Flurname im Rheinland gibt H. DITTMAIER 1963, S. 328.

[56] Wörterbuch der luxemburgischen Mundart, Luxemburg 1906, S. 133, und Luxemburgisches Wörterbuch, Bd. 2, Luxemburg 1955/62, S. 15.

[57] *Geneverbôm* für Schravelen (Kreis Geldern), Rheinisches Wörterbuch Bd. 2, Sp. 1190.

[58] F. FOLLMANN, Wörterbuch der deutsch-lothringischen Mundarten, Leipzig 1909, Nachdruck Hildesheim 1971, S. 195.

[59] E. VERWIJS / J. VERDAM, Middelnederlandsch Woordenboek, Bd. 2, ‘s-Gravenhage 1889, Sp. 1419, und A. BEETS, Woordenboek der Nederlandsche Taal, Bd. 7.1, ‘s-Gravenhage, Leiden 1926, Sp. 248-255.

[60] F. KLUGE, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, völlig neu bearbeitet von E. SEEBOLD, Berlin, [22]1989, S. 267.

Die nordlothringischen und nordwestsaarländischen *Ginfer*-Belege stellen nicht nur einen Fall von Grenzentlehnung dar, sondern sie verweisen mit vielen germanischen Sprachentwicklungen wie die in diesem Raum besonders verbreiteten Abstraktbildungen auf ahd. *-ida* (*die Längt* statt *die Länge*)[61] oder die Form *Sester* statt *Schwester*[62] in den niederländischen und weiter in den angelsächsischen und friesischen Sprachraum. Eine alte Schicht von nordwestlichen Sprachzusammenhängen wird faßbar, die durch neuere südöstliche Einflüsse an die Randzonen gedrängt wurde.

Die Entwicklung von lat. *iuniperus* zu moselfränkisch *Ginfer* setzt mehrere lautliche Veränderungen voraus, die teilweise romanisch und teilweise deutsch sind. Das stimmlose *j*, das schon in der klassischen lateinischen Periode aus dem vorvokalischen *i-* entstanden ist[63], hat sich in der späten römischen Kaiserzeit wie *gi-* zu einem stimmhaften dentalen *dj-* entwickelt[64]. Dieses oder seine weiteren Entwicklungsformen *-dž-* und *-ž-* konnten in Initialposition durch Lautersatz als *g-* ins Moselfränkische übernommen wurde. Vergleichbar ist die Entwicklung von *Iohannes* zu *Gehannes*[65]. Die Entwicklung des Vokals *u* > *e* ist vulgärlateinisch, die Hebung zu *-i-* vor *-n-* ist eine frühneuhochdeutsche dialektale Entwicklung, die im Westmitteldeutschen häufig zu beobachten ist[66]. Das *-n-*, das in den meisten Flurnamenbelegen und in der niederländischen Standardlautung erhalten ist, kann aufgrund einer dialektalen moselfränkischen Entwicklung schwinden (Nr. 16). Im Letzebuergeschen ist die *n*-lose Form Standard. Das lat. *-p-* wurde spätlateinisch *-b-* und romanisch zu *-v-*[67], das im Deutschen als *w* oder *f* übernommen wurde. Hier böte sich eine Gelegenheit zum lautchronologischen Eingrenzen des Entlehnungsprozesses, da romanisch *v* früh als *w* entlehnt wurde wie bei *vinum* zu *Wein*, spät aber durch *f* substituiert wurde. Jedoch gilt es auch hier eine dialektale Entwicklung des Moselfränkischen mit zu berücksichtigen, die eine *f*-Realisierung von germ. *w* nicht nur im Auslaut, sondern auch intervokalisch und nach Nasal (wie bei *Ginfer*) verursachen kann. Ein Beispiel ist *beänfern* (in Sierck) für *beantworten*[68]. Das *f* in den heutigen *Ginfer*-Formen

[61] A. SCHORR, Flurnamen auf ahd. *-ida* sowie mit Dentalepithese im Saarland, im germanophonen Lothringen und im Krummen Elsass, Magisterarbeit Saarbrücken 1993, S. 37-57 und Karte 9.

[62] W. KÖNIG, dtv-Atlas zur deutschen Sprache, München [5]1983, S. 150.

[63] H. RHEINFELDER [5]1976, S. 14f.

[64] H. RHEINFELDER, [5]1976, S. 161 führt die vulgärlateinische Umkehrschreibung von *Genarius* für *Ienarius* für diese Erscheinung an. Die französische Entwicklung geht weiter über *dǫ̀* zu *ǫ̀* (seit dem 13. Jahrhundert, vgl. ebd. S. 164f).

[65] Vgl. in Niederkontz/Contz-les-Bains (Si) den Flurnamen *Sur Johannes Veich* mundartlich [opm̥ göhansve:ç].

[66] Weitere Beispiele sind *Finster* < *Fenster* und *Minsch* < *Mensch*, vgl. R. POST, Pfälzisch - Einführung in eine Sprachlandschaft, Landau/Pfalz 1990, S. 80.

[67] Vgl. H. RHEINFELDER [5]1976, S. 221f. Hier ist die Position vor *-r-* zu berücksichtigen.

[68] F. FOLLMANN 1909, S. 29. Die Entwicklung von *beantworten* zu *beänfern* setzt Assimilierung des postkonsonantischen *-t-* in beiden Positionen voraus, einmal an das vorausgehende *-n-*, dann an das vorausgehende *-r-*. Das *-o-* steht im Nebenton und kann

kann also für eine lautchronologische Einordnung des Entlehnungsvorgangs nicht ohne weiteres herangezogen werden. Der Beleg *im Ginwer* (FIN in Körrig) bei Wolfgang Jungandreas[69] spricht für eine frühe Übernahme des Wortes, da romanisch *-v-* dort als dt. *-w-* realisiert erscheint, der Entlehnungsvorgang folglich vor dem 9. Jahrhundert abgeschlossen sein muß. Die Bewertung des *-f-* in den *Ginfer*-Belegen zeigt eine grundsätzliche Problematik bei der Bewertung romanischer Lehnwörter im Moselfränkischen auf: viele Lautentwicklungen sind sowohl französisch als auch moselfränkisch zu erklären, haben aber meist zu unterschiedlichen Zeiten stattgefunden. Durch die sorgfältige Berücksichtigung dieser zeitlichen Verschiebungen erhält man in vielen - leider nicht in allen - Fällen stichhaltige lautchronologische Kriterien, um den Entlehnungsvorgang zeitlich einzugrenzen. Die wichtigste Voraussetzung ist das Vorhandensein historischer Belege. Wo diese Fehlen, was bei vielen Flurnamen und vor allem bei Dialektwörtern häufig der Fall ist, bleibt eine Bewertung schwierig.

Morphologisch interessant sind die Formen nach dem Typ *Ginferten* (Nr. 22, 23, 25), welche die *er*-Endung mit einem Sproßkonsonant *-t* erweitern und einen neuen Plural *-en* bilden. An andere Baumnamen auf *-ter* wie *Wacholder*, *Holunder* und *Masholder* scheint die Form *Ginfferter* (Nr. 25) angeschlossen zu sein.

Sprachgrenzüberschreitende Namenfelder: dt. *Etzel* und frz. *enclos* für umzäunte Wiesenweiden

Die nun zu beschreibenden Sprachkontakterscheinungen lassen sich alle auf das Französische als sprachliches Superstrat im Verhältnis zu den mitteldeutschen Dialekten des Untersuchungsgebietes zurückführen. Seit dem Mittelalter, und mit einer besonderen Intensität vom 17. Jahrhundert (Ostausdehnung Frankreichs) bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts (Napoleon), hat das Französische die rhein- und moselfränkischen Dialekte des Untersuchungsgebietes als Verwaltungssprache und prestigeträchtige Sprechsprache überdacht. Dieser Einfluß ist regional unterschiedlich: besonders intensiv in den lothringischen Gebieten (auch ein Viertel des heutigen Saarlandes war lothringisch) und den französischen Neuerwerbungen (Diedenhofen, Sierck, Saarlouis), weniger in den

deshalb zu *-e-* abgeschwächt werden. Das daraus entstehende *-er-* wiederum kann im Moselfränkischen das vorausgehende *-a-* zu *-ä-* umlauten. Schließlich steht das *-w-* hinter dem Nasal *-n-* und wird - wie oben beschrieben - in dieser Position als *-f-* realisiert.

[69] W. JUNGANDREAS 1962, S. 448. Ob der S. 439 genannte Beleg *Genüwers Olke* (Ende 15. Jahrhundert) zu lat. *iuniperus* zu stellen ist, wird von Jungandreas selbst mit einem Fragezeichen versehen. Als Konkurrenz kommt der Personenname *Genüwer* < *Genovefa* in Frage. Auffallend ist die Schreibung mit *-w-*, die die oben genannte Hypothese einer frühen Entlehnung unterstützen würde.

protestantischen Gebieten (Grafschaft Nassau-Saarbrücken, Herzogtum Zweibrücken) und in den kurtrierischen Gegenden (Nord- und Nordostsaarland).

Auffällig ist das sprachenüberschreitende Verhältnis einiger Weidebezeichnungen. Ein häufiger Flurname im Namenfeld für umzäunte Wiesenweiden ist *Etzel*. Ein *Etzel* war mit einem Zaun oder einer Hecke umgeben, und das darin wachsende Gras wurde gemäht und diente als Viehfutter. Das den Flurnamen zugrunde liegende Wort ist mit einem *l*-haltigen Suffix - nicht unbedingt die Verkleinerungssilbe *-lein* - vom Verb ahd. *ezzen*, mhd. *etzen* „essen lassen, beißen lassen" abgeleitet. Aus dem mittelhochdeutschen Verb hat sich im 15. Jahrhundert das metallurgische Fachwort *ätzen* „behandeln von Metall mit Säure" entwickelt. Etymologisch verwandt sind altnordisch *etja* „hetzen, anspornen, reizen, füttern" und altenglisch *ettan* „abweiden"[70]. Die Verbreitung im Untersuchungsgebiet ist auf Karte 3 zu sehen. Dabei fällt die flächige Verbreitung im Dreieck Bolchen, Saarburg/Lothringen und Homburg mit einem nordwestlich gelegenen kleineren Herd auf dem Saargau westlich Saarlouis auf. Der Flurname kann als spezifisch lothringisch angesprochen werden, was durch die Dichtezentren in den Kantonen Bolchen, Falkenberg, Sankt Avold, Großtänchen und Saaralben veranschaulicht wird. Im Saarland wird der Name in Nordrichtung seltener, wobei er von dem Flurnamen *Kripp/Krepp* abgelöst wird. Im französischen Sprachgebiet wird er von den Namen *Clos* und *Enclos* abgelöst, wobei *Enclos* in Ostlothringen häufiger vorkommt (Karte 3). Die Verbindung wird durch ein Übersetzungspaar aus Beningen/Béning-lès-Saint-Avold (SA) hergestellt:

33) a.1751 *in den Etzlen ou dans les Enclots* (AD Mos 4 E 33).

In französischen Quellen wird *Enclos* auch zur Klärung des Namens *Etzel* verwendet:

34) Menchen/Many (Fa): *Enclos de Dor Etzel*,

35) Lixingen/Lixing (Gt): *les Enclos de Gros Etzel*,

36) Hellimer (Gt): *Enclos Nas Etzel*.

Am Beispiel des Flurnamens *Etzel* und seinen Bezügen zu semantisch verwandten Flurnamen wie dt. *Kripp* und fr. *Enclos* lassen sich wortfeldsemantische Bezüge aufzuzeigen. Der Flurname *Kripp* scheint nicht genau *Etzel* zu entsprechen, sonst wäre eine überlappende Verbreitung in Flurnamen wie im mittleren Saarland nicht sehr wahrscheinlich. Vielleicht gab es Unterschiede in der rechtlichen Stellung, z.B. unterschiedliche private Nutzungsrechte oder Termine der Nutzung. Dagegen kann frz. *Enclos* ohne Probleme dt. *Etzel* übersetzen, scheint also gleichbedeutend zu sein. Setzt man voraus, daß das Herzogtum Lothringen ein annähernd einheitlicher Rechtsraum war, wird leicht verständlich, daß sich beiderseits der Sprachgrenze gleichbedeutende Begriffe für umzäunte Wiesenweiden entwickelten.

[70] F. KLUGE / E. SEEBOLD [22]1989, S. 46f.

In den Randbereichen des Verbreitungsgebietes tritt der Flurname meist als Simplex auf:

37) Bisten (SLS): *Im Etzelt,*

38) Erbringen (MZG): *Etzelchen,*

39) Niederkirchen (WND): a. 1587 *beim steg imm Etzell.*

Im Verbreitungszentrum kommt der Flurname häufig als Grundwort in Kombination mit verschiedenen Bestimmungswörtern vor. Wenn ein Wort oft zur Flurbenennung herangezogen wird, muß es durch verschiedene Grundwörter differenziert werden:

40) Bettingen/Betting-lès-Saint-Avold (SA): *Spitzetzel, Tandelsetzel, Sauerwiesetzel, Mühletzel, Genweiler Etzel.*

Die überwiegende Zahl der *Etzel*-Belege wird den Kulturarten Wiese, Obstwiese oder Weide zugeordnet.

Die Verbreitungsgebiete von *Etzel* und *Enclos* scheiden sich nicht an der Sprachgrenze, sondern sie reichen jeweils über diese hinweg[71]: *Etzel* kommt als deutsches Substrat noch im frankophonen Lothringen vor, während man *Enclos* als französisches Adstrat und Superstrat besonders im germanophonen Lothringen, aber vereinzelt auch noch im Saarland antrifft. An das Hauptverbreitungsgebiet von *Etzel* mit dem Schwerpunkt zwischen Bolchen, Saargemünd und Albesdorf schließt sich im Norden eine Randzone an, wo der Flurname dann von *Kripp/Krepp* abgelöst wird. Dieser Name kann nicht mit *Enclos* oder *Clos* übersetzt werden. Die ungefähre Abfolge der Verteilungsverhältnisse soll in Ergänzung zu Karte 3 durch die folgende Auswertungstabelle verdeutlicht werden, die die Anzahl der Flurnamenbildungen auf der Grundlage der entsprechenden Wörter angibt:

Kanton/ Kreis	**Sprache**	**Anzahl der belegten Flurnamen**			
		Clos	*Enclos*	*Etzel*	*Kripp/Krepp*
MZG	dt.	0	0	6	20
SLS	dt.	0	1	44	52
SB	dt.	0	0	37	62
Fb	dt.	0	0	70	1
SA	dt.	1	4	184	0
Gt	dt./frz.	9	10	310	0
Al	frz./dt.	0	0	171	0
Di	frz.	5	8	0	0
CS	frz.	4	10	0	0

[71] Zur sprachgrenzübergreifenden Betrachtung von Flurnamen in der Schweiz vgl. S. SONDEREGGER 1985, S. 456.

Deutsche Flurnamen in französischen Texten: Möglichkeiten der Übersetzung und orthographische Anpassung

Auf die hohe Zahl von Übersetzungen in lothringischen Flurnamen hat bereits Hans Witte vor über hundert Jahren hingewiesen. Er betrachtete diese Übersetzungen allerdings unter dem ideologischen Gesichtspunkt eines „Sprachkampfes": „Von allgemeinen Ausdrücken hergenommene Flurnamen sind der Uebersetzung schutzlos preisgegeben"[72]. Bei den folgenden Flurnamenübersetzungen fällt auf, daß ausschließlich Wörter aus dem allgemeinen Wortschatz übersetzt wurden. Eine mögliche Übersetzungsformel ist die Gegenüberstellung der deutschen und französischen Form mit *ou* „oder":

Busendorf/Bouzonville (Bo): a. 1706 (AD Mos 4 E 4),

41) *la Closter Wiesz ou le Prez du Couent,*

42) *derrier la Gässeltgen ou Rüelle,*

43) *Chemin des Vaches ou Kühe Vegh,*

44) *les Praumbaeum Felder ou Champs de Prunes.*

Eine zweite Übersetzungsformel arbeitet mit den alternativen Sprachangaben *en allemand* „auf deutsch" oder *en français* „auf französisch", die an die Übersetzungsformeln in althochdeutschen Glossen erinnert:

Lachambre (SA): a. 1692 Or. (AD Mos 4 E 309),

45) *Saison Grise ou Grise Saison, en allemand Grawen Gewendt,*

46) *Prez des Jons en allemand appellé Bissen Wiess,*

47) *le Haut des Pierres en allemand Steinnen Hübel,*

48) *Eck Wiess en français Prez du Coing,*

49) *Zins Wiess en français appellé Prez de Lumier*[73].

[72] H. WITTE, Das deutsche Sprachgebiet Lothringens und seine Wandelungen von der Feststellung der Sprachgrenze bis zum Ausgang des 16. Jahrhunderts - Mit einer Karte, Nachdruck der Ausgabe von 1894, Wiesbaden 1973, S. 12 f. Übersetzungen von Flurnamen sind auch für den deutsch-dänischen Grenzraum bezeugt, vgl. M. HINRICHSEN 1985, S. 250, für Übersetzungen aus dem Sorbischen vgl. E. EICHLER 1985 S. 263. Zu Übersetzungen deutscher Flurnamen ins Ungarische vgl. K. GERSTNER, Flurnamen in mehrsprachigen Dörfern in Ungarn, in: R. SCHÜTZEICHEL 1985, S. 389. Auch an den ungarischen Beispielen läßt sich beobachten, daß die Übersetzungen mit einem einfachen Vokabular arbeiten.

[73] Das deutsche Bestimmungswort *Zins* bezieht sich auf den Wachszins, der als Abgabe für die Pfarrkirche oder eine Kapelle auf diesem Grundstück lastete. So erklärt sich auch die inhaltliche französische Übersetzung *lumière* „Licht". Gleichzeitig macht diese Übersetzung deutlich, daß das Benennungsmotiv für den Flurnamen, eben der Wachszins, dem Schreiber noch bekannt war.

Diese Übersetzungsformeln finden sich fast ausschließlich in den Renovaturprotokollen Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts. Es sind wohl gelehrte Bildungen der Schreiber und kein Reflex der gesprochenen Sprache. Keines dieser zweisprachigen Flurnamenpaare läßt sich mit einem zeitlichen Abstand, der auf lebendigen Sprachgebrauch schließen würde, noch einmal in den Quellen finden. An der Gesamtzahl von deutschsprachigen Flurnamen in französischsprachigen Texten gemessen sind die Übersetzungspaare eher selten.

Weit häufiger finden sich orthographische Anpassungen der deutschen Flurnamen an die französische Schriftsprache. Die orthographische Anpassung betrifft vor allem Graphien, die in der deutschen und französischen Sprache einen jeweils anderen Lautwert repräsentieren[74].

Beispiele für die Graphie frz. <TIEN>, <TIENNE> für dt. *d-* im Auslaut mit Diminutivsuffix *-chen* (*-gen*):

			Nap. Kataster:
50)	Münster/Munster (Al):	a. 1735 *Fäschen Waldt*	> *Voeschen Veltien,*
51)	Großhettingen/ Hettange-Grande (Ca):	a. 1696 *Kleingewentgen*	> *Klein Gueventien,*
52)	Niederrentgen/ Basse-Rentgen (Ca):	a. 1739 *Feldt*	> *Feltienne,*
53)	Metzeresche (Mv):	a. 1685 *Gruntgen*	> *Grennetienne.*

Im folgenden sollen einige französische Graphien deutscher Flurnamen am Beispiel von Großblittersdorf/Grosbliederstroff (Sg) erläutert werden. Dabei werden die französischen Schreibungen des Napoleonischen Katasters (Anfang 19. Jh., abgekürzt NaK) mit den verhochdeutschten des reformierten Katasters der Reichslandzeit (1871-1918, abgekürzt RIK) verglichen. Die Schreibungen des Reichslandskatasters für das Moseldepartement sind insgesamt sehr unterschiedlich. Sie neigen zum Teil stark zur Standardsprache und entfernen sich dabei stärker vom Ortsdialekt als die Schreibungen des Napoleonischen Katasters, oft nehmen sie aber auch die deutschen Schreibweisen der Flurnamen wieder auf, die vor der Französischen Revolution üblich waren, oder sie orientieren sich an der gesprochenen Mundarten, die mit den gebräuchlichen Flurnamenschreibungen des mitteldeutschen Raums verschriftlicht werden. Die Schreibungen des Reichslandskatasters stehen hier also der Mundart insgesamt näher. Fehlinterpretationen von Flurnamen, sogenannte Geometerschreibungen, treten selten auf.

[74] Zur orthographischen Eindeutschung dänischer Flurnamen in Schleswig vgl. M. HINRICHSEN 1985, S. 248, zu der zeitlichen Schichtung der Orthographien bei eingedeutschten slawischen Flurnamen vgl. E. EICHLER 1985 S. 259, zur ungarischen Orthographie deutscher Flurnamen vgl. K. GERSTNER 1985, S. 386-390.

Eine der häufigsten Schreibkonventionen ist frz. <GU> vor hellen Vokalen für dt. <G>:

54) *Guilgerdahl* (NaK) *Gilgertal* (RIK).

Häufig findet sich auch die Graphie frz. <V> für dt. <W>, besonders am Wortanfang:

55) *sure la Vitz* (NaK) *auf der Witz* (RIK),

56) *Thilmes Viess* (NaK) *Thilmeswies* (RIK),

57) *derrière le Haar Veg* (NaK) *hinter dem Harreweg* (RIK).

Ein Beispiel für die Übername des mitteldeutschen Lautstandes in die französischen Flurnamenschreibungen[75] ist das hier erhaltene initiale westgermanische *d-* vor Vokal in *Tal*:

58) *dans Dohl* (NaK) *im Tal* (RIK).

Auch lokale Entwicklungen der Mundart wurden im Napoleonischen Kataster aufgenommen. Ein Beispiel ist der Schwund des -n- vor Konsonant in der unbetonten Silbe:

59) *Gunglinger Allmeth* (NaK) *Gunglinger Almend* (RIK).

Allerdings wurde diese Mundartentwicklung ebenso im benachbarten saarländischen Bliesgau in die amtlichen Schreibungen aufgenommen.

Die sprachliche Integration von Flurnamen, die ja nur in den seltensten Fällen aus einem einzigen Wort bestehen[76], in eine andere Sprache geschieht häufig mittels der Übersetzung der Präpositionen, die zu einem Flurnamensyntagma konstituierend gehören. Weichen die Präpositionen voneinander ab, hat man es mit verschiedenen Flurnamen zu tun, die dann auch verschiedene Örtlichkeiten bezeichnen. Die Übersetzung von Präpositionen ist eine der einfachsten sprachlichen Integrationsstufen von Flurnamen:

60) *derrière Vitz sure Katzenbach* (NaK) *hinter der Witz auf Katzenbach* (RIK),

61) *derrière Boechel Viess* (NaK) *hinter Böchelwies* (RIK).

Seltener findet sich man eine teilweise Übersetzung des Flurnamens. In diesem Beispiel wurde das Bestimmungswort *klein* ins Französische übersetzt:

62) *la Petite Heyde* (NaK) *Kleine Heide* (RIK).

Eine Eigenheit französischer Flurnamenübersetzungen vor allem des 17. und 18. Jahrhunderts ist die Übersetzung der präpositionalen Fügung mitsamt des Grundworts. Mit Hilfe des Teilungsartikels werden das unübersetzte Bestimmungswort und das bereits übersetzte Grundwort in der Ausgangssprache angefügt (vgl. auch unter *Enclos/Etzel*). Diese Übersetzungsformel ist im

[75] Die Übernahme dialektaler deutscher Formen findet sich auch in Ungarn, vgl. K. GERSTNER 1985 S. 387f.

[76] D. STELLMACHER, Die Flurnamen der Börde Lamstedt im Kreis Cuxhaven - Zu ihrer quantitativen und qualitativen Analyse, in: R. SCHÜTZEICHEL 1985, S. 225 beziffert für sein Untersuchungsgebiet den Anteil der Simplizia am Flurnamenbestand auf nur 5 Prozent.

Napoleonischen Kataster nicht sehr häufig, dennoch finden sich in Großblittersdorf ebenfalls Beispiele:

63) *au dessus du pré de Rimes Viess* (NaK) *oben an Riemeswiese* (RlK),

64) *auprès de l'arbre Geissbierbaum* (NaK) *Geisbirnbaum* (RlK).

Sind die Bestimmungswörter Siedlungsnamen, für die im zweisprachig verwalteten Herzogtum Lothringen schon seit dem Mittelalter konventionelle französische Schreibungen existierten, werden die Grundwörter häufig übersetzt, da diese Bildungen leicht zu durchschauen sind:

65) *au Chemin de Rouhling* (NaK) *am Ruhlinger Weg* (RlK),

66) *Trou de Lixing* (NaK) *Lixinger Loch* (RlK),

67) *Anciennes Vignes de Gunglingen* (NaK) *Alte Gunglinger Reben* (RlK).

Lixingen/Lixing und *Ruhlingen/Rouhling* sind solche Siedlungsnamen mit konventioneller französischer Schreibung, während *Gunglingen*, das wie diese zu den fränkischen *-ingen*-Siedlungsnamen gehört, eine Wüstung auf Großbliedersdorfer Bann bezeichnet. Es war nur in Flurnamen in Gebrauch, die kommunikativ kaum über die Banngrenzen hinaus Geltung besitzen. Deshalb wurde keine französische Siedlungsnamenform entwickelt und die wohl aus älteren deutschsprachigen Quellen übernommene Schreibung beibehalten.

Selten finden sich vollständige Übersetzungen, da sich für die Benutzer des Katasters wohl zu wenige Anhaltspunkte zwischen der vertrauten Mundartform und der Katasterschreibung ergeben:

68) *derrière la Vieille Sablonière* (NaK) *hinter der Alten Sandgrube* (RlK).

Kommen in einem Ort dann noch Flurnamen mit ähnlicher Bedeutung vor, die in einer französischen Übersetzung dieselben Ergebnisse zeitigen können (z. B. *Großfeld* > *Grand Champ* und *Großacker* > *Grand Champ*), kann es schnell zu einer sprachlichen Verwirrung kommen. Auch Flurnamenübersetzungen müssen die sprachliche Funktion von Flurnamen erfüllen, nämlich Geländeteile eindeutig zu identifizieren.

Die hier in Ansätzen gezeigten Strategien zur Integration von deutschen Flurnamen in französischen Texten lassen sich bei genauer Betrachtung als ein komplexes System beschreiben, das in vielen Fällen mehrere Möglichkeiten offen läßt. Das zeitlich begrenzte Vorkommen von Übersetzungspaaren zeigt, daß auch eine Veränderung dieser Strategien im historischen Ablauf mit berücksichtigt werden muß. Die gründliche Beschreibung dieser Phänomene ist noch zu leisten.

Neuzeitliche französische Entlehnungen in Flurnamen: *Redoute* und *Appeltart*

Der Einfluß der französischen Sprache beschränkt sich aber nicht auf den Gebrauch als Verwaltungssprache und damit die amtliche Schreibung von Flurnamen. Das Französische hatte einen sehr starken Einfluß auf die deutsche Umgangssprache des 17. und 18. Jahrhunderts. Auf diesem Weg wurden zahlreiche französische Wörter ins Deutsche entlehnt, die sich in den Dialekten in stärkerem Maße erhalten haben als in der Hochsprache. Diese Wörter spielten dann auch bei der Flurnamengebung eine Rolle.

Ein Beispiel für diese Entwicklung ist frz. *redoute* „Schanzanlage", da seinerseits aus dem it. *ridotto* im 17. Jahrhundert ins Französische[77] entlehnt wurde und dort das einheimische Wort *réduit* < lat. *reductus* zurückgedrängt hat. Ausweislich der unten genannten Belege gelangte *redoute* im 18. Jahrhundert ins Mosel- und Rheinfränkische. Das Wort bezeichnete zuerst eine der Hauptfestung vorgelagerte Schanzanlage, später eine gedeckte Artilleriestellung[78]. Im Moselfränkischen hat es auch die Bedeutung „baufälliges oder halb zerfallenes Haus" angenommen[79]. Die Zweitbedeutung „Maskenball", die als „Fest in einem abgelegenen Gebäude" entstanden sein dürfte, spielt als Benennungsmotiv für Flurnamen keine Rolle. In die Belegreihe wurden auch einige Belege aus dem frankophonen Lothringen (Nr. 85, 87, 88) aufgenommen, um den Anschluß des Lehnwortes an das französischsprachige Gebiet nachzuweisen:

69) Monhofen/Manom (Th): *Anciennne Redoute*,

70) Calembourg (Gde. Laumesfeld, Si): *1.-2. Canton Redoute*, a. 1722-1726 *la Premiere Redoutte*, *Bois Bruste a la Seconde Redoutte* (AD Mos 4 E 293),

71) Silwingen (MZG): *Über der Redout*,

72) Weiler (MZG): *Redout*,

73) Schwemlingen (MZG): *die Redout*,

74) Hesdorf/Hestroff (Bv): *Redoute*,

75) Gisingen (SLS): *Redutterhuf*,

76) Itzbach (Gemeinde Siersburg, SLS): *Redut*,

77) Rehlingen (SLS): *auf der Redut*,

78) Pachten (SLS): *auf der Redut*,

79) Sengbusch/Seingbouse (SA): *Redoute*,

80) Ludweiler (SB): *die Redout*,

81) Fürstenhausen (SB): a. 1759 *auf der Redout* (LA Sb 22/3175),

---

[77] FEW 10, S. 183f. Die noch stark an das Italienische angelehnte Form *ridotte* ist seit 1616 und die stärker integierte Form *redoute* seit 1636 belegt.
[78] Ebd. S. 183.
[79] RhWb 7, Sp. 230.

82) Gersweiler (SB): *auf der Redout*, a. 1762 Or. *auf der Redoute* (LA Sb 22/3180),

83) Kleinrederchingen/Petit-Rederching (Rb): *Redoute*,

84) Schorbach (Bi): a. 1758 Or. *Redoute* (AD Mos Cartes et plans Nr 986-988),

85) Bellange (CS): *Redoute*,

86) Großblittersdorf/Grosbliederstroff (Sg): *Redoute*, *Lieschen oberhalb der Redoute*,

87) Lidrezing (Di): *Redoute*,

88) Marsal (Vi): *Redoute de France*.

Die Verbreitung als Flurname über Lothringen hinaus reicht nur bis ins westliche und südliche Saarland[80]. Der nordöstliche Landesteil bleibt ausgespart. Die Integration des Lehnwortes läßt sich graphematisch lediglich am Ausfall des stummen französischen *-e* (Nr. 71, 72, 73, 76, 77, 80, 81, 82) und an der deutschen <U>-Graphie für französisch <OU> [u] (Nr. 75, 76, 77, 78) festmachen. Die Beschränkung der letzten Erscheinung auf den Landkreis Saarlouis läßt auf eine Schreibkonvention der dortigen Katasterbeamten schließen.

Zum Schluß noch ein Szenenwechsel von den unfreundlichen Schanzanlagen in die warme Küche. Die saarländische Bevölkerung rühmt sich gern ihrer besonderen kulinarischen Verbundenheit mit dem französischen Nachbarn. Daß jene auch in Flurnamen nachweisbar ist, mag zunächst überraschen. Doch immerhin hat die französische Backkunst in Form der *tarte aux pommes* ihre Spuren in saarländischen Flurnamen hinterlassen, wo sie als *Appeltart* entlehnt wurde. Es finden sich mehrere *Appeltart*-Belege im Landkreis Saarlouis und im Saarpfalzkreis:

89) Rammelfangen (SLS): *in der Äppeltart*,

90) Eimersdorf (SLS): *in der Äpfeltart*,

91) St. Ingbert (SPK): *in der Apfeltart*,

92) Ballweiler (SPK): *in der Äpfeltart*,

93) Gersheim (SPK): *Apfeltart*.

Dazu stellt sich noch ein Beleg aus Lothringen:

94) Lupershausen/Loupershouse (Sg): *Aappellen Tarde / Appeltart*.

Schaut man sich nach entsprechenden Bildungen im frankophonen Teil des Moseldepartements um, wird man immerhin in einem Fall fündig:

95) Adelaincourt (Fa): *la Tarte aux Pommes*.

Die *tarte aux pommes* oder *Appeltart* ist ein flacher, pizza-ähnlicher Kuchen, der oft noch mit in Rauten gelegten Teigstreifen abgedeckt wird. Von einem Altdeutschen Apfelkuchen und seinen zahlreichen regionalen Varianten ist sie deutlich zu unterscheiden. Deshalb mußte mit der Sache auch das Wort in die

[80] Zur Verbreitung als Flurname im Rheinland vgl. H. DITTMAIER 1963, S. 242.

rheinischen Mundarten entlehnt werden[81]. Die Regionalverteilung der entsprechenden Flurnamenbelege weist auch hier wieder eine Lagerung entlang der deutsch-französischen Grenze im Landkreis Saarlouis und im Saarpfalzkreis auf. Der Nordosten des Saarlandes kommt ohne französische Backwaren aus - jedenfalles in Flurnamen.

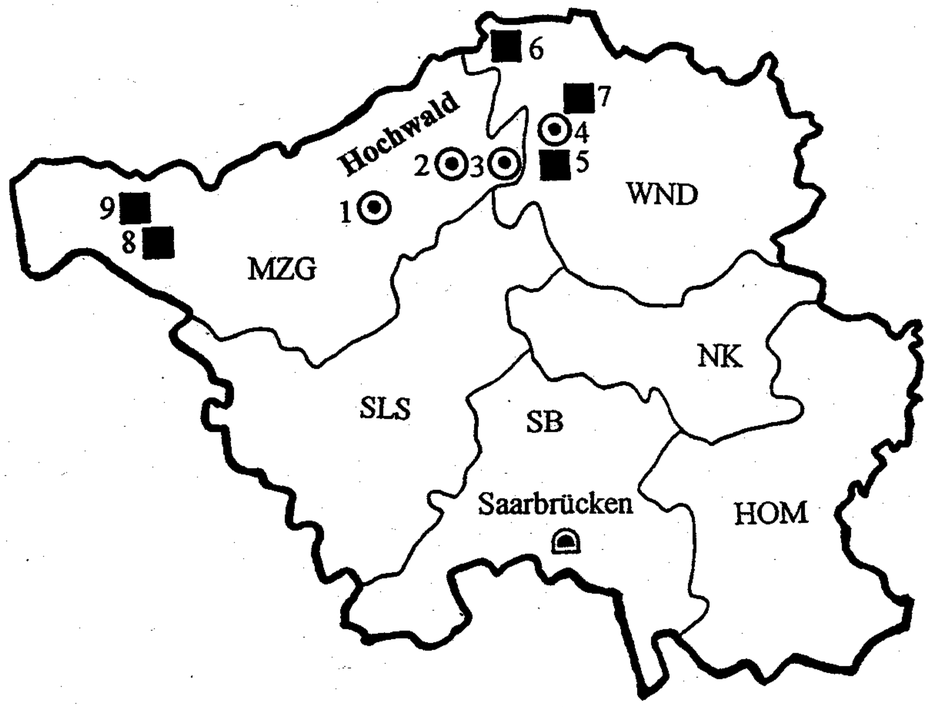
Wie ist nun der französische Apfelkuchen in die Flurnamen gelangt? Es handelt sich um sogenannte „Formnamen", die als Benennungsmotiv die Gestalt des Flurstücks haben[82], in diesem Fall also eine rundliche Kontur des Ackers oder der Wiese.

Die schmackhafte französische *tarte aux pommes* ist leider eine Ausnahme, wenn es um romanische und französische Einflüsse in saarländischen und ostlothringischen Flurnamen geht. Ansonsten bleiben für die Sprachwissenschaft einige zähe Brocken, an denen die Philologen noch geraume Zeit kauen werden.

[81] Vgl. RhWb 8, Sp. 1244-1246. Dort findet man auch die Verteilung zwischen den Formen Tarte und Torte. In Luxemburg sind die Formen *Taart* und *Äppeltaart* belegt, vgl. LxWb 4, S. 315. Zur aktuellen Verbreitung des Appellativs im Saarland vgl. V. ALBRECH / A. RAASCH, Wörter französischen Ursprungs in saarländischen Dialekten, Saarbrücken 1987, S. 126. Zum Entlehnungsvorgang vgl. F. KLUGE / E. SEEBOLD[22] 1989, S. 733.

[82] Zu weiteren Formbezeichnungen in Flurnamen vgl. H. DITTMAIER 1963, S. 99.

Karte 1: Nef und Klef in saarländischen Flurnamen



KARTE 1: *Nef* und *Klef* in saarländischen Flurnamen

◉ *Nef* < **nava*

■ *Klef* < **clevus*

——— Kreisgrenze ▬▬ Landesgrenze ⏏ Landeshauptstadt

HOM:	Saarpfalzkreis (Homburg)	SB:	Stadtverband Saarbrücken
MZG:	Kreis Merzig-Wadern	SLS:	Kreis Saarlouis
NK:	Kreis Neunkirchen	WND:	Kreis St. Wendel

25 km

Karte: Andreas Schorr © 1996

Karte 2: *Ginfer* < lat. *juniperus* in Flurnamen



KARTE 2:

Ginfer < lat. *juniperus* in Flurnamen

■ dt. *Ginfer* ▨ dt. *Weckelter*

◬ frz. *Genièvre/ Genèvre* ▧ dt. *Wacholder*

——— Kreis-/Kantonsgrenze ▬▬ Landesgrenze ⏏ Landeshauptstadt

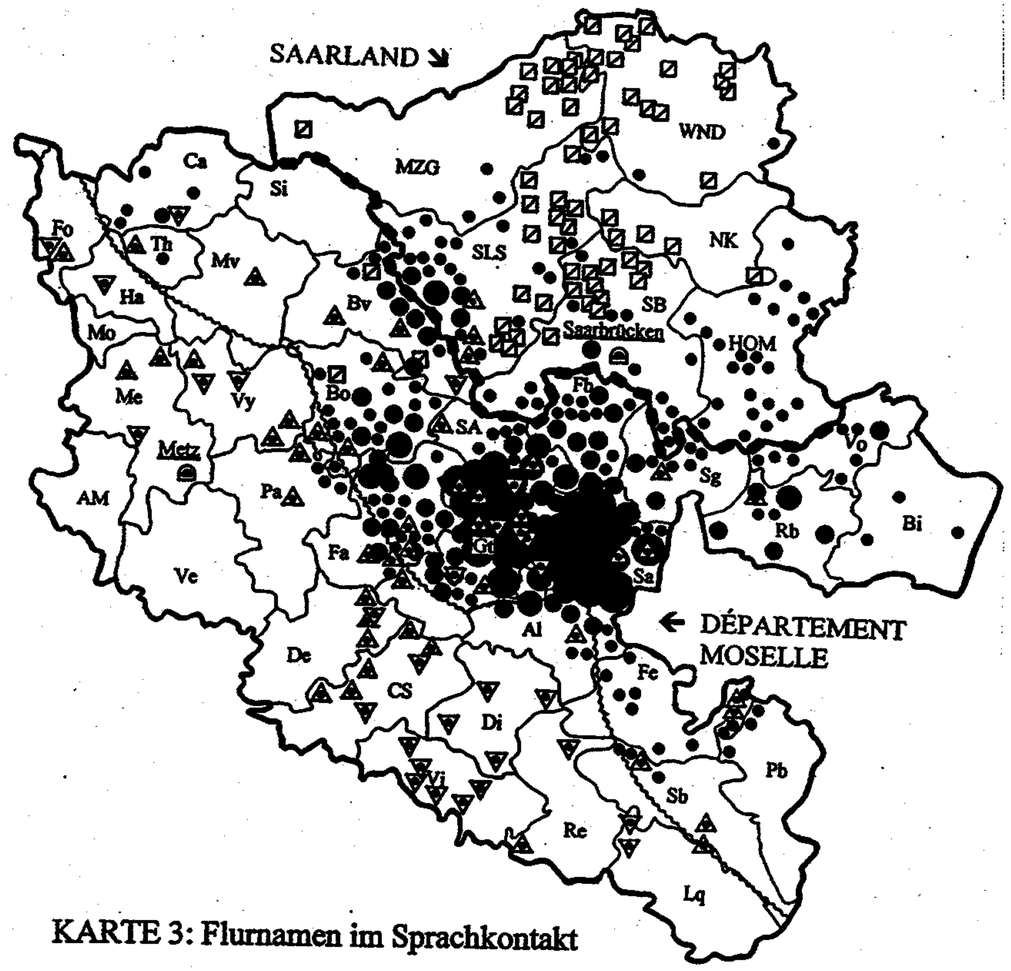
▬▬ dt.-frz. Staatsgrenze ⁓⁓⁓ dt.-frz. Sprachgrenze (schematisch)

50 km

Al:	Albesdorf/Albestroff	Fe:	Finstingen/Fénétrange	Rb:	Rohrbach/Rohrbach-lès-Bitche
AM:	Ars-sur-Moselle	Fo:	Fentsch/Fontoy	Re:	Réchicourt
Bi:	Bitsch/Bitche	Gt:	Großtänchen/Grostenquin	Sa:	Saaralben/Sarralbe
Bo:	Bolchen/Boulay	Ha:	Hayingen/Hayange	SA:	St. Avold/Saint-Avold
Bv:	Busendorf/Bouzonville	Lq:	Lörchen/Lorquin	Sb:	Saarburg/Sarrebourg
Ca:	Kattenhofen/Cattenom	Me:	Metz	Sg:	Saargemünd/ Sarreguemines
CS:	Château-Salins	Mo:	Großmövern/Moyoeuvre-Grande	Si:	Sierck/Sierck-les-Bains
De:	Delme	Mv:	Metzerwies/Metzervisse	Th:	Diedenhofen/Thionville
Di:	Dieuze	Pa:	Pange		
Fa:	Falkenberg/Faulquemont	Pb:	Pfalzburg/Phalsbourg		
Fb:	Forbach				

Karte: Andreas Schorr © 1996

Karte 3: Flurnamen im Sprachkontakt



Karte: Andreas Schorr © 1996

Sprachkultureller Austausch zwischen Deutsch und Polnisch im Bereich der Lexik

CHRISTOPH SCHATTE
CZESŁAWA SCHATTE
Sosnowiec, Polen

"Man kann Sprache nur verstehen, wenn man mehr als Sprache versteht". Dieser Gedanke des Sprachpsychologen H. Hörmann (1988, 210) wird heute in sprachdidaktischen Überlegungen zunehmend berücksichtigt, vor allem im Zusammenhang mit der Einbettung des Fremdsprachenerwerbs in Interaktionszusammenhänge und mit der Forderung an den Fremdsprachenunterricht, beim Lerner nicht nur die kommunikative, sondern auch die interaktionale Kompetenz herauszubilden. Nach E. Oksaar (1989,8) umfaßt diese Kompetenz "die Produktions- und die Interpretationskompetenz, also die Fähigkeit, verbale, parasprachliche, nonverbale und extraverbale kommunikative Handlungen zu vollziehen und zu interpretieren, gemäß den soziokulturellen und soziopsychologischen Regeln der Gruppe", wobei "beim L2-Lerner [...] die beiden Bestandteile der interaktionalen Kompetenz, wie beim Erstspracherwerb, nicht symmetrisch [sind]. Er versteht mehr als er selbst produziert." In diesem Kontext wird zumeist auf die kommunikativen Mittel und ihre Verwendung eingegangen, die zum Gelingen eines kommunikativen Aktes und damit zur richtigen Verständigung der Partner führen. Dabei werden sprach- und kulturspezifische Aspekte näher in Betracht gezogen, denn vor allem sie sind für Mißverständnisse in der Kommunikation bzw. für kommunikative Mißerfolge der Lerner verantwortlich, während Ähnlichkeiten als die Kommunikation stabilisierende Faktoren nur gestreift werden. Die Kenntnis insbesondere kulturbedingter Ähnlichkeiten ist jedoch für das Verstehen und für das Agieren in der Fremdsprache ebenfalls von Bedeutung, weil sie die erste Grundlage für die Verständigung bilden und somit zugleich eine den Lerner motivierende Erscheinung sind (vgl. Zabrocki 1970).

Wir wollen im folgenden auf Elemente in der deutschen und polnischen Lexik näher eingehen, die dank ihres gemeinsamen soziokulturellen Hintergrundes für den Lerner der einen wie der anderen Sprache leichter zu beherrschen sind, weil er in ihnen das Fremde in gewisser Weise als das Eigene erkennen kann und so auf bestimmte Gemeinsamkeiten nicht nur der beiden Sprachen, sondern auch der betreffenden Sprachkulturen und ihrer außersprachlichen Bedingtheit aufmerksam wird. Den gemeinsamen

soziokulturellen Wurzeln läßt sich in folgenden lexikalischen Bereichen nachgehen: Entlehnungswortschatz und sog. Internationalismen, außersprachlich bedingte Kollokationen, Nominationsstereotype, phraseologische Verbindungen, Sprichwörter, Sprüche und geflügelte Worte.

Die geographische Nachbarschaft und die aus ihr resultierenden Jahrhunderte währenden wirtschaftlichen und kulturellen Kontakte zwischen Deutschen und Polen sind am Wortschatz der beiden Sprachen nicht spurlos vorübergegangen. Daß diese gegenseitige Beeinflussung nicht symmetrisch war und der polnische Wortschatz mehr Entlehnungen aus dem Deutschen aufweist, bedarf eigentlich keiner längeren Erklärung und ist hier kaum von Belang. Mehrere deutsche und polnische Sprachhistoriker haben sich dazu genauer geäußert (vgl. dazu Lipczuk 1994 und die dort angegebene Literatur). A. de Vincenz (1992,121) verweist in diesem Zusammenhang auf den allgemeineren (Hinter)grund der asymmetrischen Beeinflussung der Sprachen und meint, "daß die Geschichte Europas die Geschichte der Ausbreitung der christlich-lateinischen Kultur von Italien und Frankreich auf den Rest des Kontinents, nach Norden und Osten, ist".

Das Deutsche hat aus dem Polnischen u.a. die Wörter die Gurke (ogórek), die Grenze (granica), der Quark (twarog) übernommen. Etwas stärker scheint der Einfluß des Polnischen in einigen deutschen Dialekten zu sein. Besonders in Sachsen, das im 17. und 18. Jahrhundert eine Zeit lang durch die gemeinsamen Könige August den Starken und Friedrich August III. mit Polen in Personalunion verbunden war, kann man im Dialekt- und Regionalwortschatz Spuren des Polnischen finden: die Bäbe 'der Napfkuchen' - baba; sich krutschen 'sich streiten' - kłócić się. Der aus dem Deutschen ins Polnische übernommene Wortschatz betrifft mehrere wichtige Lebensbereiche, so u.a. das Handwerk (murarz - der Maurer, kuś-nierz - der Kürschner, majster - der Meister, hebel - der Hobel, heblować - hobeln), den Handel (jarmark - der Jahrmarkt, spichlerz - der Speicher, kosztować - kosten), das Bauwesen (ratusz - das Rathaus, krużganek - der Kreuzgang, mur - die Mauer, cegła - der Ziegel, belka - der Balken). Auch der Alltagswortschatz weist Entlehnungen auf, so etwa: kubeł - der Kübel, ruszta - das Rost, durszlag - der Durchschlag, komora - die Kammer, komin - der Kamin, szyber - der Schieber, kartofel - die Kartoffel, pasztet - die Pastete. Dabei soll hier nicht näher darauf eingegangen werden, ob das Deutsche in jedem Fall als Gebersprache fungierte oder ob es nur die Rolle des Vermittlers spielte. Und wie sollte die umgangssprachliche, nur im gesprochenen Polnisch funktionierende Bezeichnung für einen kleinen, schwer benennbaren Gegenstand wichajster ('so ein Dingsda') anders erklärt werden, wenn nicht als die Übernahme des ganzen deutschen Fragesatzes Wie heißt er?.

Der sprachkulturelle Austausch zwischen mehr als nur zwei Sprachen wird am Beispiel der der Entlehnung verwandten Erscheinung der Internationalismen

sicher noch besser deutlich. Mit Internationalismen meint man "allgemein Wörter, die in gleicher oder annähernd gleicher Form, meist auf eine lateinische oder griechische Wurzel zurückgehen, in mehreren (europäischen) Sprachen mit gleicher Bedeutung gebräuchlich sind" (Fleischer et al. 1969,525). In einer neueren Untersuchung zu diesem Problem wird ein Internationalismus definiert als "eine interlinguale Einheit von jeweils unterschiedlicher Komplexität (z.B. Intermorphem, Interlexem), die durch einander entsprechende, d.h. (formal) kongruente und (inhaltlich) äquivalente monolinguale Einheiten gebildet wird" (Schaeder 1990, 46). Internationalismen sind besser als andere lexikalische Einheiten geeignet, Brücken zwischen Sprachen und Menschen zu bauen. Sie betreffen genaugenommen fast alle Lebensbereiche, wenn auch in unterschiedlichem Grade. Braun (1990, 16ff.) gibt Beispiele für Internationalismen aus Sachbereichen wie Politik, Kunst, Technik, Literatur, Tanz, Meßwesen, Instrumentenkunde, Getränke, Bekleidung/Mode, Flora, Fauna u.a. in den fünf europäischen Sprachen Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch, Spanisch. In jedem Sachbereich können zu den von ihm aufgeführten Internationalismen fast ausnahmslos Entsprechungen in Polnisch als sechster Sprache ergänzt werden.

Der Stellenwert der Internationalismen für den Fremdsprachenunterricht und für den Verstehensprozeß in einer Fremdsprache ist unseres Wissens noch nicht befriedigend ausgeleuchtet worden. Da viele Internationalismen zum Kernwortschatz der Alltagssprache gehören, ist die Häufigkeit ihres Auftretens entsprechend hoch, so daß sie bedeutend dazu beitragen können, kommunikative Alltagssituationen sprachlich erfolgreich zu meistern. Darüber hinaus - und das scheint in diesem Zusammenhang besonders wesentlich - geben sie "Aufschluß über geschichtliche und kulturelle Kontaktvorgänge und Kontaktergebnisse in Europa" (Braun 1990, 32). Für den Fremdsprachenlerner haben sie ganz schlicht die Bedeutung, daß ihm dank ihrer die Fremdsprache gar nicht mehr so fremd erscheint.

Der Erwerb des Wortschatzes einer Fremdsprache besteht jedoch nicht im Erlernen einzelner Wörter, sondern erfolgt immer im Kontext anderer Wörter bzw. - wie J. Hausmann es treffend formuliert - "Wortschatzlernen ist Kollokationslernen" (1984,395). Der Begriff der Kollokation hat sich für die Arbeit am Wortschatz einer Fremdsprache als nützlich und praxisorientiert erwiesen. Kollokationen verstehen wir mit J.R. Firth (vgl. Zimmermann 1981) als Kombinationen von Wörtern, die mehr oder weniger häufig miteinander auftreten auf der Basis bestimmter Verträglichkeiten, die der Situationskontext enthält bzw. bestimmt. Im Kontakt zwischen zwei Sprachen ist dabei zwischen einzelsprachspezifischen, Interferenzfehler verursachenden Kollokationen (z.B. deutsch das Schiff fährt - polnisch statek płynie 'schwimmt'), die hier unberücksichtigt bleiben, und außersprachlich bedingten zu unterscheiden, deren Vorkommen in mehreren Sprachen zu erwarten ist, soweit die soziokulturellen

und kulturhistorischen Bedingungen für diese Sprachen gemeinsam sind. So wird das Adjektiv blond im Deutschen wie im Polnischen nur mit dem Substantiv das Haar bzw. włosy assoziiert (blondes Haar - włosy blond), weil es in beiden Sprachen nur in der Bedeutung 'helle Haarfarbe' funktioniert. Auch Verben, die tierische Lautäußerungen bezeichnen, sind an die entsprechenden Tiernamen gebunden, so daß jeweils eine Assoziation entsteht, die die Aneignung der kollokativen Verbindung begünstigt (z.B. die Katze miaut - kot miauczy, der Löwe brüllt - lew ryczy, die Henne gackert - kura gdacze, die Viper zischt - żmija syczy). Ein Teil gleicher kollokativer Verbindungen läßt sich durch gemeinsame Herkunft erklären, beispielsweise als Lehnübersetzung aus dem Französischen bzw. Lateinischen wie im Falle von graue Eminenz - szara eminencja (französische Herkunft), nackte Wahrheit - naga prawda (lat. nuda veritas), Haut und Knochen - skóra i kości (lat. ossa ac pellis). Derartige Verbindungen gehören teilweise schon zum Grenzbereich der Phraseologie. Wegen der Wahrscheinlichkeit des gemeinsamen Vorkommens der Komponenten und wegen der Festigkeit ihrer Bindung aneinander werden sie von Fleischer (1982,64) zu den "Nominationsstereotypen" gerechnet, die in einer Sprache als sog. "Nominationseinheiten" fungieren. Betrachtet man ihre Herkunft, kann man ohne größeren Aufwand ermitteln, daß hier beide Sprachen oft aus einer gemeinsamen Quelle wie die Bibel oder antike Werke geschöpft haben. Aus einer dieser Quellen stammen z.B. die Nominationseinheiten: drakonische Strafe - drakońskie kary, ägyptische Finsternis - egipskie ciemności, ein ungläubiger Thomas - niewierny Tomasz, verbotene Frucht - zakazany owoc, Achillesferse - pięta Achillesa, Feigenblatt - listek figowy. Bei diesen Benennungen ist auf eine strukturelle Besonderheit des Deutschen hinzuweisen: Beide Komponenten der Nominationseinheit bilden hier manchmal ein Kompositum ('ein Wort'), während im Polnischen attribuierte Nominalphrasen erscheinen.

Auch im Kernbereich des phraseologischen Bestandes des Deutschen und des Polnischen finden sich in großer Anzahl Phraseologismen mit gemeinsamen bzw. gleichen Wurzeln. Da bei Phraseologismen die (direkte) Bedeutung ihrer Einzelkomponenten mit der (phraseologischen) Gesamtbedeutung in der Regel nicht übereinstimmt, wurden Phraseologismen als für den Fremdsprachenunterricht zu schwierig lange Zeit nur marginal berücksichtigt bzw. bewußt gemieden. Doch gerade in Sprachen mit ähnlichem geographischen, soziohistorischen und kulturellen Hintergrund lassen sich - selbstverständlich neben unterschiedlichen - leicht identische und ähnliche Phraseologismen ausmachen. Und gerade diese sollten in erster Linie in den Fremdsprachenunterricht einbezogen werden, um auch Gemeinsames aufzuweisen und auf diese Weise im Fremden das Vertraute, das Eigene erkennbar werden zu lassen. Wir wollen kurz zeigen, in welchen phraseologischen Bereichen Gemeinsames relativ wahrscheinlich ist. Nicht nur für das Deutsche und das Polnische, sondern auch für andere europäische Sprachen gilt, daß vor allem der Mensch und seine nächste Umgebung einen

beliebten Bildmotivbereich für die Phraseologie darstellen. Phraseologismen mit Bezeichnungen der äußeren und inneren Körperteile, sog. Somatismen, bilden im Deutschen, im Polnischen und in anderen europäischen Sprachen bis zu 20% des Gesamtbestandes an Phraseologismen. Diese Tatsache verleitete die Forscher dazu, die "These des Anthropozentrismus" der Phraseologie aufzustellen (Gréciano 1991,70 und ihre Angaben zur sowjetischen Forschung). Somatische Phraseologismen gehören zu den gebräuchlichsten, in allen Sprachschichten und -stilen verwendeten und auch zu den ältesten stabilen Ausdrücken der europäischen Sprachen. Sie basieren auf der traditionellen, wohl allgemeinmenschlichen Symbolik der einzelnen Körperteile. Mit ihnen wird auf menschliche Handlungen und Eigenschaften Bezug genommen, werden aber auch "Gefühle, Gemütsverfassungen, Willensbekundungen und Verhaltensurteile ausgedrückt" (Braun/Krallmann 1990, 81). Nicht alle Körperteile bezeichnenden Lexeme erscheinen in phraseologischen Verbindungen mit gleicher Häufigkeit. Ausgenommen produktiv sind solche, die für den Menschen physisch wie psychisch sehr wichtig sind. Unter den äußeren Körperteilen gehören in beiden Sprachen die produktivsten zu zwei Bereichen: 1) die Hand mit ihren Teilen wie Finger, Daumen, Nagel usw.; 2) der Kopf mit seinen Teilen wie Augen, Mund, Nase, Ohren, Stirn, Lippen usw. Unter den inneren Körperteilen dominieren eindeutig Herz und Magen. Den Grund für die unumstrittene Dominanz des die Hand bezeichnenden Lexems der jeweiligen Sprache erklärt Röhrich (1992, 639) damit, die Hand sei "das wichtigste Arbeits- und Greifinstrument des Menschen, das ursprünglichste und umfassendste Werkzeug, das er besitzt. Sie greift, nimmt, gibt, streichelt oder schlägt. Sie deutet an, weist, befiehlt oder drückt Empfindungen aus. Mit der Haltung der Hände im Alltag sind daher viele Bedeutungsebenen verknüpft. Aus ihr lassen sich Tun und Handeln, aber auch Absicht und Vollzug ablesen. So gilt die Hand von jeher auch als Symbol der Gewalt (Macht), des Besitzes und des Schutzes. Sie steht oft für den ganzen Menschen, ja für Gott selbst. In biblischen Texten erscheint die 'Hand Gottes' vor allem als Symbol der höchsten Macht. Sie kennzeichnet die herrschende, rettende, helfende oder auch strafende Gewalt. [...] Die Hände symbolisieren präzise Handlungen und Aussagen sowohl im kultischen wie auch im profanen Bereich." Dazu einige Beispiele für somatische Phraseologismen des Deutschen und des Polnischen:

jemanden auf Händen tragen	nosić kogoś na rękach
in guten/schlechten Händen sein	być w dobrych/złych rękach
jemandem freie Hand geben/lassen	dać/zostawić komuś wolną rękę
den Kopf in den Sand stecken	schować głowę w piasek
sich etwas aus dem Kopf schlagen	wybić sobie coś z głowy
jemandem die Augen öffnen	otworzyć komuś oczy
ein Auge zudrücken	przymknąć oko
auf eigenen Füßen stehen	stać/stanąć na własnych nogach
sich etwas zu Herzen nehmen	wziąć sobie coś do serca
jemandem das Herz brechen	złamać komuś serce

jemandem fällt ein Stein vom Herzen	komuś spadł kamień z serca
kaltes Blut bewahren	zachować zimną krew

Phraseologismen mit gleichen Bildmotiven und Bedeutungen können eventuell sprachspezifische Strukturunterschiede aufweisen, die auf der formal-grammatischen Ebene eventuell Interferenzfehler hervorrufen, die ihrerseits jedoch kaum Kommunikationsstörungen auslösen, z.B.

etwas im Auge haben	mieć coś **na** oku ("auf" dem Auge)
etwas mit eigenen Augen sehen	zobaczyć coś **na** własne oczy ("auf" eigene Augen)
mit dem linken Fuß/Bein aufgestanden sein	wstać lewą nogą (Instrumental statt Präposition)

In zwei weiteren phraseologischen Bereichen außer den Somatismen sind ebenfalls Gemeinsamkeiten zu erwarten, und zwar in Lehnphraseologismen aus der Bibel und der antiken Kultur sowie Phraseologismen mit Tiernamen. An Lehnphraseologismen wird das gemeinsame kulturelle Erbe am überzeugendsten deutlich. Hier nur einige Beispiele:

Öl ins Feuer gießen	dolewać oliwy do ognia
goldene Berge versprechen	obiecywać złote góry
sich mit fremden Federn schmücken	stroić się w cudze piórka
wie Phönix aus der Asche steigen	powstać jak feniks z popiołu

Bei Lehnphraseologismen sind teilweise einzelsprachspezifische Abweichungen in der Strukturkette zu beobachten, während die Bildmotive unverändert bleiben. Diese Abweichungen können sowohl auf Komponentenaustausch als auch auf Anpassung der grammatischen Struktur an die Regeln der jeweiligen Sprache beruhen. Eine anderere Ursache vor allem für Unterschiede in der Komponentenkette (oft durch synonymischen Austausch) mag darin liegen, daß der Weg der Entlehnung nicht immer derselbe war. Nicht in jedem Fall ist direkt aus der ursprünglichen Quelle entlehnt oder wortgetreu übernommen worden; der Ursprungstext konnte auch nur als Vorlage für Modifikationen herhalten, z.B.:

Perlen vor die Säue werfen	rzucać perły przed **wieprze** ('Eber')
zur Salzsäule werden/erstarren	**zamienić się** w słup soli ('sich verwandeln')
keinen Stein auf dem anderen lassen	nie zostawić kamienia na kamieniu (Wiederholung des Nomens statt Pronominalisierung)
in den Wind reden	**rzucać słowa** na wiatr ('Worte ... werfen')

Trotz der genannten Abweichungen ist in Lehnphraseologismen oft vollständige Äquivalenz festzustellen.

Zur erwähnten nächsten Umgebung des Menschen gehören zweifellos die Tiere. Daher bilden Phraseologismen mit Tiernamen auch die zweitgrößte Gruppe hinsichtlich ihrer Verwendungsbeliebtheit und des Umfangs ihres Bestandes. Durch seinen Umgang mit Tieren und auch durch ihre Beobachtung hat der Mensch mit der Zeit teils objektiv, teils auch subjektiv bedingte Analogien zu seiner Welt gesehen und Tiernamen zu Symbolen für psychische wie physische Eigenschaften, für Verhaltens- und Handlungsweisen des Menschen gemacht. Zwischen dem Deutschen und dem Polnischen läßt sich eine starke Übereinstimmung der tierischen Symbole feststellen, die u.a. auf ähnliche Lebensweise und Lebensbedingungen, vergleichbare geographische und klimatische Lage zurückgeht und durch das gemeinsame kulturelle Erbe zusätzlich begünstigt ist. Infolgedessen zeigt auch die Versprachlichung viele Gemeinsamkeiten. Besonders deutlich wird das am Beispiel phraseologischer Vergleiche, in denen die Ähnlichkeit in Bild und Symbol zusätzlich mit der Isomorphie der Strukturmuster korrespondiert:

schlafen wie ein Murmeltier	spać jak suseł
kämpfen wie ein Löwe	walczyć jak lew
treu (sein) wie ein Hund	wierny jak pies
verrecken wie ein Hund	zdychać jak pies
jemanden wie einen Hund behandeln	traktować kogoś jak psa
wie ein herrenloser Hund herumlaufen	błąkać się/włóczyć się jak bezpański pies
wie eine Katze auf vier Pfoten fallen	spadać jak kot na cztery łapy
falsch wie eine Katze	fałszywy jak kot
aussehen wie ein nasses Huhn	wyglądać jak zmokła kura
stur wie ein Esel/Bock	uparty jak osioł/kozioł
besoffen wie ein Schwein	pijany jak Pwinia
sich benehmen wie ein Elefant im Porzellanladen	zachowywać się jak słoń w składzie porcelany
stolz wie ein Pfau	dumny jak paw
arm wie eine Kirchenmaus	biedny jak mysz kościelna

Manche Vergleiche weisen geringe strukturelle und lexikalische Unterschiede auf, so etwa:

wie Hund und Katze (zusammen)leben	żyć jak pies z kotem ('wie Hund mit Katze')
dastehen wie der Ochse vorm neuen Tor	gapić się, jak wół na malowane wrota ('schauen wie der Ochse auf das neu gestrichene Tor')

Im deutschen wie im polnischen Kulturkreis gilt der Löwe als tapfer, der Elefant als ungeschickt, die Schnecke als langsam, die Katze als falsch, die Gans

als dumm usw. In beiden Kulturen ist der Hund "das Bild des Elenden, Niederträchtigen und Untermenschlichen, wie auch das Symbol der Treue, Wachsamkeit usw." (Röhrich 1992,755). Ein Teil dieser Symbolik ist quasi objektiv (eine Schnecke ist wirklich langsam) und damit in seiner Motiviertheit nachvollziehbar, ein anderer Teil ist sehr subjektiv und entspricht eher der menschlichen Vorstellung als der Wirklichkeit, doch sind die einen wie die anderen gesellschaftlich sanktioniert und konventionalisiert. Gemeinsam ist den vergleichenden Phraseologismen beider Sprachen auch, daß sie weitaus häufiger auf negative Eigenschaften, Verhaltensweisen usw. bezogen sind als auf positive.

Phraseologische Vergleiche, nicht allein die mit Tiernamen, sind prädestiniert, um indirekt das auszudrücken, was aus diesen oder jenen Gründen nicht geradeheraus gesagt werden kann oder soll. Ihre Bilder machen die in ihnen enthaltenen Aussagen leicht durchschaubar, weshalb sie für die Wortschatzarbeit im Fremdsprachenunterricht bereits auf der Grundstufe ausgesprochen gut geeignet sind. Zu entdecken, daß es in der jeweils anderen Sprache auch anders funktionierende Vergleiche und Symbole gibt, kann für den Lerner ein Anreiz sein, versprachlichte Kulturunterschiede und -eigenheiten zu entdecken und so das Andersartige der zweiten Kultur - nicht unbedingt als etwas Fremdes - zu sehen.

Tiernamen treten allerdings nicht allein in Vergleichsstrukturen auf. Auch andere phraseologische Formen sind in ihrer Bildmotivik auf Tiernamen gestützt. Die nachstehenden Beispiele unterscheiden wir nicht danach, ob sie phraseologische Entlehnungen aus einer anderen Sprache sind oder einer gemeinsamen Quelle entstammen, wir verweisen jedoch auf Strukturunterschiede:

die Katze im Sack kaufen	kupować kota w worku
mit den Hühnern schlafen gehen	chodzić spać z kurami
das Ei will klüger sein als die Henne	jajko jest mądrzejsze od kury (fehlende Modalisierung)
mit jemandem Pferde stehlen können	z kimś można ukraść konie
beim ersten Hahnenschrei	z pierwszym pianiem koguta ('mit')
mit jemandem Katz und Maus spielen	bawić się z kimż w kotkę i myszkę ('in')

Nachweislich aus dem Deutschen ins Polnische kam die Wendung:

Da liegt der Hund begraben.	Tu leży pies pogrzebany.

Es gibt aber zu diesem Phraseologismus im Polnischen auch die 'nationale' Variante:

W tym sęk	(wörtl.) Darin liegt der Ast/das Problem.

Sprichwörter, Sprüche und geflügelte Worte gehören zwar nicht zum Bereich der Phraseologie, weisen aber gewisse redensartliche Merkmale wie lexikalisch-strukturelle Stabilität, Bildhaftigkeit und Reproduzierbarkeit in der Verwendung auf, wodurch sie, ähnlich wie Phraseologismen, als Ganzheiten gelernt werden. Im Gegensatz zu diesen stellen sie jedoch keine Einheiten des Wortschatzes dar. In unsere Überlegungen haben wir sie dennoch einbezogen, weil sie vielleicht noch stärker als Phraseologismen in den kulturellen Hintergrund eingebunden sind. Sprichwörter stellen über Jahrhunderte gereifte Volksweisheiten dar. Haben solche Weisheiten universellen Charakter, betreffen Allgemeinmenschliches, und sind sie wenig kulturspezifisch, dringen sie häufig auf dem Wege der Entlehnung in mehrere Sprachen bzw. Kulturen ein. Stärker von der sprachspezifischen Kultur einer Sprachgemeinschaft geprägte bleiben indessen eher typisch für eine Sprache und die von ihr repräsentierte Kultur. Der Bestand an Sprichwörtern des Deutschen und des Polnischen weist beide Arten auf. Viele der beiden Sprachen gemeinsamen Sprichwörter entstammen antiken Quellen oder der Bibel direkt oder gehen auf diese Quellen zurück. Ihre Entlehnungsgeschichte hat ihnen zum Teil Strukturunterschiede aufgeprägt:

Papier ist geduldig.	Papier jest cierpliwy.
Doppelt gibt, wer schnell gibt.	Dwa razy daje, kto szybko daje.
Der Zweck heiligt die Mittel.	Cel uświęca środki.
Wer Wind sät, wird Sturm ernten.	Kto sieje wiatr, burzę zbiera.
Wer anderen eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.	Kto pod kim dołki kopie, ten sam w nie wpada.
Reden ist Silber, Schweigen ist Gold.	Mowa jest srebrem, a milczenie złotem.
Alte Liebe rostet nicht.	Stara miłość nie rdzewieje.
Kein Rauch ohne Feuer.	Nie ma dymu bez ognia.
Keine Rose ohne Dornen.	Nie ma róży bez kolców.
Wer schläft, (der) sündigt nicht.	Kto śpi, (ten) nie grzeszy.
Jeder ist seines Glückes Schmied.	Każdy jest kowalem swego losu.

Bei vielen der geflügelten Worte ist deren Autor nachgewiesen, so daß nicht nur die Entlehnung nachvollziehbar ist, sondern sich auch sozialgeschichtliche Epochen ausmachen lassen, in denen eine Kultur (eine) andere besonders stark beeinflußt hat. Neben der griechisch-römischen Philosophie und Literatur haben die italienische Renaissance und die französische Aufklärung ihre Spuren nicht nur in anderen europäischen Kulturen, sondern auch Sprachen hinterlassen.

Der Appetit kommt beim Essen.	Apetyt przychodzi w miarę jedzenia. "L'appétit vient en mangeant." (F. Rabelais)
Ich denke, also bin ich	Myślę, więc jestem. "Cogito ergo sum." (R. Descartes)
Der Staat bin ich.	Państwo to ja. "L'état c'est moi." (Ludwig XIV.)

Ins Deutsche wie ins Polnische haben viele Zitate aus Shakespeares Werken Eingang gefunden:

Etwas ist faul im Staate Dänemark. -	Coś się psuje w państwie duńskim. "Something is rotten in the state of Denmark."
Ein Pferd! Ein Pferd! mein Königreich für'n Pferd!	Konia! konia! moje królestwo za konia! "A horse! a horse! my kingdom for a horse!"
Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage.	Być albo nie być, oto jest pytanie. "To be, or not to be: that is the question."

Aus dem Deutschen in andere Sprachen, so auch ins Polnische, sind mit literarischen Übersetzungen Worte Goethes eingegangen und hier heimisch geworden. Das bekannteste unter diesen sind wohl seine letzten Worte:

Mehr Licht!	Więcej światła!

Wir haben im Deutschen keine solchen Übernahmen bekannter Worte polnischer Dichter gefunden, was die Aussagekraft der anfangs zitierten Feststellung von A. de Vincenz nur bestätigt.

Aus den aufgezählten zahlreichen Gemeinsamkeiten kann auf mehrere soziokulturelle und kulturhistorische Berührungspunkte zwischen dem Deutschen und dem Polnischen geschlossen werden, die sicher eine wesentliche Grundlage dafür bilden, nicht nur die andere Sprache, sondern mit und durch diese auch die andere materielle wie geistige Kultur leichter verstehen zu lernen. Damit sind sie eine Brücke auf dem Wege des besseren gegenseitigen Verstehens. Denn sind Berührungspunkte einmal gefunden, wird auch das wirklich andere sich zugänglicher darstellen. Das Wissen um das Gemeinsame regt zugleich die Neugier an, auszuforschen, worin das Andersartige besteht, was das Unterscheidende eigentlich ausmacht. Dessen Kenntnis aber ist unabdingbar für eine expansive und tragfähige interkulturelle Verständigung.

Literatur

Braun (1990): Internationalismen - gleiche Wortschätze in europäischen Sprachen. In: Braun et al. (1990), S. 13-33

Braun et al. (1990) (eds.): Internationalismen. Studien zur interlingualen Lexikologie und Lexikographie. Tübingen

Braun, D. Krallmann (1990): Inter-Phraseologismen in europäischen Sprachen. In: P. Braun et al. (1990) (eds.), S. 74-86

Fleischer (1982): Phraseologie der deutschen Gegenwartssprache. Leipzig

Fleischer et al. (eds.) (1969): Kleine Enzyklopädie Deutsche Sprache. 2 Bde. Leipzig

Gréciano (1991): Zur Aktivität der Phrasemkomponenten. Deutsch-französische Beobachtungen. In: A. Sabban, J. Wirrer (eds.): Sprichwörter und Redensarten im interkulturellen Vergleich. Opladen, S. 66-82

Hausmann (1984): Wortschatzlernen ist Kollokationslernen. Praxis des neusprachlichen Unterrichts 31, S. 395-406

Hörmann (1988): Meinen und Verstehen. Grundzüge einer psychologischen Semantik.- Frankfurt/M

Lipczuk (1994): Einige Bemerkungen zu den deutsch-polnischen Sprachkontakten. In: Studia i materiały XXXIX. Germanistyka 11. Zielona Góra, S. 31-36

Oksaar: Problematik im interkulturellen Verstehen. In: P. Matuschke (ed.): Wie verstehen wir Fremdes? Aspekte zur Klärung von Verstehensprozessen. München: Goethe-Institut, 1080, S. 7-19

Röhrich (1992): Das große Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten. 3 Bde. Freiburg/Br. 1991-1992

Schaeder (1990): Versuch einer theoretischen Grundlegung der Internationalismenforschung. In: P. Braun et al. (1990) (eds.), S. 34-46

de Vincenz (1992): Deutsch-polnische Sprachkontakte. In: E. Kobylińska et al. (ed.): Deutsche und Polen. 100 Schlüsselbegriffe. München 1992

Zimmermann (1981): Zum Begriff der Kollokation in der Sprachwissenschaft. Glottodidactica XIV, S. 61-68

Zabrocki: Grundfragen der konfrontativen Grammatik. In: H. Moser (ed.): Probleme der kontrastiven Grammatik. Düsseldorf 1970, S. 31-51

Nederland: Zu den Besonderheiten eines Landesnamens und seiner fremdsprachlichen Integration

CHRISTIAN WEYERS
Trier/Dresden

Die Niederlande: ein Staat, mehrere Namen

Die Niederlande gehören zu den wenigen Staaten der Erde, die über mehr als einen Namen für ihr Staatsgebiet verfügen, d.h. als Landes- oder Staatsname[76] werden in allgemeineren Kontexten gleich mehrere Bezeichnungen nebeneinander verwendet (wenn auch in der Praxis im wesentlichen außerhalb des Landes selbst), obwohl diese Bezeichnungen im geographischen Sinn nicht gleichbedeutend sind, sondern sich zueinander wie Hyponyme verhalten. So steht der Name *Holland* genaugenommen lediglich für die beiden Provinzen *Noord-* und *Zuid-Holland*; *Vlaanderen* bezeichnet dagegen in seiner allgemeinen, extensiven Anwendung heute den niederländischsprachigen Teil Belgiens und einen Gebietsstreifen im Norden Frankreichs, somit also Gebiete, die außerhalb der Staatsgrenzen der Niederlande liegen.

Im Sprachgebrauch der germanischen und romanischen Nachbarn sowie in den slavischen Sprachen wird heute bekanntlich bei der Verwendung des Staatsnamens bzw. seiner Ableitungen entweder von einem kategorischen Ersatz des Begriffs *Niederlande* durch *Holland* Gebrauch gemacht - ähnlich wie beispielsweise auch das jüngere (*Great*) *Britain* allgemein durch das ältere *England* vertreten werden kann -, oder es wird auf ein gemischtes Paradigma zurückgegriffen, das aus dem offiziellen Staatsnamen und Ableitungen des Namens *Holland* besteht - vgl. *Großbritannien* (Landesname) vs. *englisch* (Adjektiv) -, doch hat in der Vergangenheit, insbesondere in der romanischen Welt, auch die begriffliche Gleichsetzung der Niederlande mit *Flandern* eine wichtige Rolle gespielt. So hieß es beispielsweise noch 1567: "Chiamasi comunemente questa parte del Re i paesi Bassi. Chiamasi parimente quasi per tutta l'Europa Fiandra, pigliando la parte per il tutto..."; oder 1614: "Los Paises-Bajos ó Galia Bélgica, que comunmente llamamos Flandes ..."[77] Somit war als

[76] Zur Abgrenzung von „Landes"- und „Staatenname" vgl. OTTO BACK, Probleme um Staatennamen, in HENRI DRAYE (Hg.), *12. Internationaler Kongress für Namenforschung, Kongressberichte* II, S. 66-72.

[77] Beide Beispiele so zitiert in der *Encyclopedie van de Vlaamse Beweging*, Band II (1975), S. 1909 (Artikel "Vlaanderen").

dritte Möglichkeit der in der julianischen Einteilung des Kaiserreichs *Belgien* genannte Teil Galliens nach der Trennung von 1579 weiterhin auf die Niederlande in ihrer Gesamtheit anwendbar.

Wenn der komplementäre Gebrauch der Begriffe *Holland* und *Nederland* auch zu Recht als Ungenauigkeit gilt,[78] wird er doch selbst in den Niederlanden stellenweise toleriert und in gewissem Maße sogar mitgetragen. So verfügt in *Kramers' Duits Woordenboek* die deutsche Entsprechung 'Holland' für den Namen *Nederland* bereits über eine lange Tradition; der Terminus 'die Niederlande' erscheint hier erst an zweiter Stelle und z.B. in den Ausgaben ab 1961 mit dem Zusatz „officieel".[79]Umgekehrt wird - wie z.B. im *Van Gelderen Duits Woordenboek* - deutsch *Holland* mit 'Nederland' wiedergegeben, hier jedoch ohne weitere Spezifizierung. In den Niederlanden hergestellte Produkte werden derzeit in der Regel mit der Herkunftssignatur "(Made in) Holland" versehen (nicht aber mit "Made in Drenthe", "Made in Limburg", "Made in Noordbrabant" usw.); in Büchern erscheint dagegen der Vermerk "Printed in the Netherlands". Die heute auffällige hierarchische Sonderstellung des Namens *Holland* unter den Bezeichnungen für die niederländischen Provinzen, insbesondere bezüglich des Namens *Friesland*, läßt historische Gründe vermuten: bereits unter Floris V. (1256-1296) wurde das westliche Friesland unter Beibehaltung eines besonderen Status in die Grafschaft Holland integriert; inzwischen kann der für eine eigene Provinz stehende Name *Friesland* entweder *Holland* untergeordnet (vgl. z.B. die Aufschrift "Joure-Friesland-Holland" auf den Tabaksbeuteln der Firma Douwe Egberts) oder ganz weggelassen werden (z.B. "Leeuwarden - Holland").

In der gegenwärtig praktizierten Verwendung des Namens *Holland* mag zwar neben einer allgemeinen Vereinfachungstendenz ganz speziell die Wiederaufnahme einer früheren Tradition gesehen werden, über eine ungebrochene Kontinuität verfügt sie allerdings nicht. So zeichnete sich im 16. Jh. - jedoch ganz offensichtlich noch vor der Union von Utrecht 1579 - in inländischen, deutschen und dänischen Quellen eine Tendenz ab, die beiden Begriffe *Niederland(t)* und *Holland* eher distinktiv, also für zwei selbständige - freilich benachbarte - Staaten zu verwenden, noch bevor die Trennung staatsrechtliche Realität wurde; *Holland* stand für die nördlichen und (*das/die*) *Niederland(t)* für die südlichen Niederlande. Vergleichbar damit ist die Geschichte der Begriffe *britisch* und *englisch*, die gerade als Sprachbezeichnungen nicht synonym waren, sondern einen alten Gegensatz darstellen, der noch im 8. Jh. in einer Verwaltungs- bzw. Kirchengrenze zwischen beiden Gebieten realisiert wurde.

[78] Vgl. z.B. den entsprechenden Hinweis in der *Grote Winkler Prins Encyclopedie*, 9. Auflage 1992, Bd. 16, S. 578, am Beginn des Artikels "Nederland".
[79] Vgl. auch *Prisma Duits Woordenboek*, 8. Aufl. Utrecht/Antwerpen 1981.

Aber auch nach der Konstitution der Vereinigten Provinzen war von den *Niederlanden* vornehmlich in der Verbindung mit dem Adjektiv *spanisch*, dann mit dem Adjektiv *österreichisch* die Rede, d.h. mit dem Begriff *Niederlande* wurde weiterhin in erster Linie auf deren südlichen Teil Bezug genommen,[80] der von 1598 bis 1713 spanisch und von 1713 bis 1792 österreichisch war; während *Holland* dagegen eher die neu gegründete Republik bezeichnete.

Singular und Plural

Der Sammelbegriff *Nederland*, um den es hier im wesentlichen gehen soll, teilt sich formal in zwei Varianten, eine Singular- und eine Pluralform. In der modernen verwaltungsterminologischen Anwendung (seit 1814/1815) besteht das *Koninkrijk der Nederlanden*, das bis 1830 unter Einschluß der südlichen Niederlande und des Großherzogtums Luxemburg *Vereenigd Koninkrijk der Nederlanden* hieß und für das wiederum, z.B. auf Briefmarken und Münzen, auch das singularische *Nederland* verwendet wird, aus dem europäischen Mutterland sowie - explizit seit 1887 - aus den außereuropäischen Besitzungen und Kolonien. Diese sind *Nederlandsch-Indië* (1816-1948) bzw. *Indonesië* (1948-1949, danach - bis 1962 - nur noch *Nederlands Nieuw Guinea*), *Suriname* (bis 1975) sowie die Niederländischen Antillen (die bis 1948 einfach *Curaçao* hießen) bzw. seit 1986 die Niederländischen Antillen und Aruba. Auf Grund der entsprechenden verfassungsrechtlichen Definitionen von 1887 und 1922 hat der Plural im offiziellen Staatsnamen eine neue semantische Dimension erhalten: an die Stelle der ursprünglichen geographischen Bedeutung '*Noord- en Zuid-Nederland*' tritt immer mehr die Lesart 'die konstitutiven Bestandteile des Königreichs der Niederlande in Europa und Übersee'.

Demgegenüber verwenden die europäischen Nachbarn als generelle Entsprechung des Staatsnamens heute lediglich pluralische Bezeichnungen: (*les*) *Pays-Bas*, *Países Bajos*, *die Niederlande*, *The Netherlands* usw.; d.h. für den singularischen Typ *Nederland* (der früher weiter verbreitet war, vgl. ältere Formen wie z.B. dt. *Niederland*, frz. *Avalterre*, *Avauterre* u.a.) erscheint heute insbesondere in Wörterbüchern der romanischen Sprachen fast nur die Mehrzahlform als Übersetzung; als Vermittler gilt in der Regel frz. *Pays*-Bas,[81] dessen Numerus allerdings ohne verbalen Kontext nur bei Anfügung des Artikels *les* bzw. eindeutiger Adjektivformen erkennbar ist.

In einigen Sprachen - diese schließen auch das Niederländische selbst ein - ist andererseits eine - freilich lexikalische, nicht morphologische - Differenzierung zwischen allgemeingeographischem und staatsrechtlichem Terminus realisierbar

[80] Vgl. K. MEISEN, Niederland und Oberland, *Rheinische Vierteljahrsblätter* 15/16 (1950/1951), S. 457f.
[81] Vgl. J. P. MACHADO, *DOELP* III, S. 1118.

(Typ niederl. *lage landen* vs. *de Nederlanden*, engl. *Low Countries* vs. *The Netherlands*). Das Hochdeutsche gehört zu den Sprachen, in denen diese Möglichkeit nicht mehr besteht, denn das früher durchaus gebräuchliche singularische *Niederland*, das etwa in *Kramers' Duits Woordenboek* als Appellativ mit der niederländischen Erklärung 'vlakte, het lage land' verzeichnet wird, läßt sich nicht einmal mehr als geographischer Sammelbegriff verwenden, der etwa die heutigen Benelux-Staaten umfassen würde. Die allgemeine Aufgabe der Singularform im Deutschen ist etwa im *Brockhaus* zwischen der 15. und der 16. Auflage festzustellen: im 1932 erschienenen 13. Band wird noch *Nordniederland* im Sinne von 'Staatsgebiet der Niederlande' von *Südniederland* ('Flandern im weiteren Sinne') unterschieden; auch Leo Weisgerber verwendet 1949 noch den Singular. Später ist dann nur noch von den „nördlichen" bzw. den „südlichen Niederlanden" im Plural die Rede. Insbesondere in formeller Verwendung ist die Pluralform in den europäischen Nachbarsprachen an die Setzung des bestimmten Artikels gebunden, wobei diese Korrelation allerdings durchaus unterschiedliche Ausprägung haben kann: so ist der Artikel im Englischen wie im Deutschen grundsätzlich normativ vorgeschrieben, doch muß er z.B. in Postanschriften nur im Englischen stehen, im Deutschen dagegen nicht.

Diachronisch gesehen geht in der modernen Verwendung als Staatsname der pluralischen Form grundsätzlich die singularische voraus. Wenn für den Plural auch mittelalterlich-lateinische Vorbilder (vgl. z.B. ab 1123 *inferiores partes*, 1196 *advallenses partes* usw.) angeführt werden können und er eine bemerkenswerte Kontinuität in den frühen französischen Ausdrücken (*ses* bzw. *noz pays d'embas*, *tous les Pays-Bas* usw.) aufweist, so festigt sich sein Gebrauch (nach dem Aufkommen als Sammelbegriff im Laufe des 15. Jh.s) im Niederländischen wie im Deutschen erst im 16. Jh., insbesondere nach der Einrichtung des Burgundischen Kreises im Jahr 1548 (der auch die Freigrafschaft Burgund umfaßte),[82] nach der Konstituierung der siebzehn unabhängigen Provinzen sowie mit dem beginnenden Einsatz des Begriffs *Niederlande* für verschiedene Staatsgebilde (so stehen auf einer Karte von 1702 *Pays Bas Hollandois*, *Pays Bas Espagnols* und *Pays Bas François* nebeneinander). Als Staatsname erscheint die pluralische Variante zunächst noch im Wechsel mit der Singularform (im *Teatro del Belgio*, Wien 1673, heißt es noch durchgängig *Paese Basso*). Die deutsche Form des Staatsnamens ist mit dem heute für die „gehobene" Sprache typischen Plural *-lande* gebildet, der insbesondere bei LUTHER (allerdings neben dem bereits seit Anfang des 14. Jh.s gebräuchlichen *länder*) beliebt war und nach GRIMM (*Deutsches Wörterbuch*, VI, Sp. 91) gern für „landstriche" verwendet wurde, „die zu einem politischen ganzen vereinigt sind".

[82] Verwaltungsterminologisch wurde unter Karl V. das Fürstbistum Lüttich jedoch nicht zu den Niederlanden gerechnet.

Holland vs. Nederland

Von den vielfältigen möglichen Gründen für die Substitution des Begriffsfelds *Niederlande* durch *Holland* ließe sich aus onomastischer Sicht die nach wie vor eindeutig appellativische Natur der offiziellen Staatsbezeichnung anführen (die zumindest im sprachlichen Unterbewußtsein eine gewisse Rolle spielen dürfte), während *Holland* dagegen wohl zweifellos Proprium und semantisch nicht mehr transparent ist. Die appellativische Natur des Begriffs *Niederlande* zeigen nach wie vor die fremdsprachigen Entsprechungen frz. *Pays-Bas*, ital. *Paesi Bassi*, span. *Países Bajos*, finn. *Alankomaat* usw., die keine Exonyme im eigentlichen Sinne, sondern direkte Übersetzungen mit ausschließlich appellativischen Elementen darstellen, eine im Bereich der Staatsnamen höchst untypische Erscheinung.

Als ein zweiter, wenn auch schwer zu fassender Aspekt käme eine evtl. sprachethologische Stigmatisierung des Namens *Niederlande* und ganz speziell des dazugehörigen Ethnikons in Frage. So läge es nahe, bei staatsrechtlichen Begriffen, die das Adjektiv *nieder-* oder ähnliches enthalten, die Gefahr negativer Assoziationen zu vermuten. Noch hartnäckiger als im Fall des Staatsnamens selbst scheint sich in der Tat - zumindest außerhalb des Landes - das einfachere *Holländer* im Sinne von 'Bewohner der Niederlande' nach 1815 gehalten zu haben; und auch für die nächste Zukunft ist nicht zu erwarten, daß es sich ohne weiteres durch das kompliziertere *Niederländer* verdrängen lassen wird. *Kramers' Duits Woordenboek* übersetzt *Nederlander* mit 'Holländer', während die Übersetzung 'Niederländer' hier wieder nur als „offizielle" Variante gilt. Nicht *Niederlande* und *niederländisch*, sondern *Holland* und *Holländer* sind - neben *Flandern* und dessen Ableitungen - die traditionellen in der Anthroponymie, der Deonymie sowie in formelhaften Redewendungen produktiven Bezeichnungen.

Das Adjektiv *Hollands* tritt zuweilen als dissoziatives Ethnikon zu *Nederland* auf: so beispielsweise in der Bezeichnung *holländischer Gulden* und in seiner traditionellen Abkürzung *hfl* (wenn auch in neuester Zeit für den internationalen Bankverkehr daneben *niederländischer Gulden* in Analogie zum *Niederländische Antillen-Gulden* vorkommt und im Inland eindeutig die Tendenz zur einfachen Bezeichnung *gulden* besteht, die mit "fl." oder dem kleinen kursiven *f.* abgekürzt wird). In enzyklopädischen Lexika insbesondere der romanischen Welt wird typischerweise, wie z.B. im *Diccionario Enciclopédico Espasa* (1978), unter dem Eintrag des Landesnamens, hier *Países Bajos*, die offizielle Landesprache *holandés* genannt, wobei natürlich eingeräumt werden muß, daß gerade von appellativischen Fügungen wie *Países Bajos* die Ableitung von Adjektiven nicht üblich ist. Auffällig sind aber einerseits, wiederum im romanischen Bereich, synchrone Inkongruenzen im gleichen Kontext, wie z.B. zwischen span. *Antillas neerlandesas* und *Guyana holandesa* (vgl. u.a. auch die

französischen Pendants), ist doch andererseits in der Historiographie ganz allgemein - im Spanischen wie im Deutschen - eher von *holländischen* als von *niederländischen* Kolonien die Rede. Für eine Komplementierung von Landesname und spezifisch sprachdefiniertem Ethnikon gibt es in Europa zwar gleich eine Reihe prominenter Beispiele, doch lassen sie sich, wie der Fall *Vereinigtes Königreich von Großbritannien und Nordirland* zeigt, dessen Sprache *englisch* und nicht *britisch* (bzw. *britannisch*) ist, nicht unbedingt dem Begriffspaar *Niederlande-holländisch* zuordnen.

Ähnlich wie im Fall *Großbritannien* wurde übrigens auch *Belgien* als ein zeitweise ausschließlich historistisch verwendeter Terminus in der zweiten Hälfte des humanistischen 15. Jh.s als *Belgium* bzw. *Belgica* zusammen mit dem jeweils entsprechenden Adjektiv für die nördlichen und/oder südlichen Niederlande wiederbelebt. So gab es eine Zeit lang tatsächlich die „belgische" Sprache, wenn damit auch nichts anderes als das Niederländische gemeint war.

Das Festhalten am Adjektiv *hollands* für die moderne Sprache des gesamten Territoriums der Niederlande hat eine gewisse Berechtigung, da im Gegensatz zum Mittelniederländischen der Charakter des Neuniederländischen, bedingt durch eine allgemeine Verlagerung des Verwaltungs- und Kulturzentrums vom handwerks- und handelsorientierten Süden in den eher agrarischen Norden, gerade durch nordholländische (und friesische) Züge bestimmt worden ist. Umgekehrt wird die typisch südromanische Synonymie „flämisch"-„niederländisch" sprachhistorisch plausibel, wenn von der mittelniederländischen Epoche (ca. 1100-1500 und z.T. darüber hinaus) die Rede ist, da in dieser Zeit die Volkssprache zunächst überwiegend flämisch und dann - im 15. Jh. - brabantisch geprägt war.

Nederland als geonymischer Typ

Der Name *Nederland(en)* ist Bestandteil eines geonymischen Kontrastes, der als Typ im Bereich der germanischen Sprachen nicht gerade selten ist. Seine Motivation ist sehr einfach erklärt: er bezieht sich generell auf die unterschiedliche Geomorphologie innerhalb einer bestimmten (verwaltungs)-geographischen Einheit. *Niederland* bzw. *Unterland* steht für den flacheren oder zuweilen nördlichen Teil, *Oberland* für den höhergelegenen, gebirgigen, zuweilen südlichen sowie *Mittelland* für den dazwischen liegenden Teil. Diese Art der Kontrastierung ist weit verbreitet: sie findet sich auf der Insel Helgoland ebenso wie in den Alpen sowie dazwischen im Flachland und im Mittelgebirge. In bestimmtem Fällen ist jedoch der geonymische Kontrast nicht oder nicht mehr vorhanden. So stehen sich einerseits die schottischen *Lowlands* den *Highlands* (heute durchweg jeweils im Plural) noch gewissermaßen gleichberechtigt gegenüber; andererseits ist regelmäßig vom *Berner Oberland* die Rede (dessen Namenzusatz *Berner* sekundärer Bestandteil ist), ohne daß die ursprüngliche

Kontrastierung zu einem (*Berner*) *Unter-* bzw. *Niederland* noch zu spüren ist; vgl. ferner das ostpreußische *Oberland.* Ganz ähnlich verhält es sich mit dem heutigen *Nederland*, für das ein direktes Gegenstück ganz offensichtlich nicht mehr existiert. Dafür sind in anderen Fällen auch Kombinationen mit ganz anderen Komposita bekannt, wie etwa in der Einteilung der elsässischen Ebene im Département Bas-Rhin in die beiden Landschaften *Unterland* und Ackerland.[83] Auf der rechten Rheinseite werden die Bezeichnungen *Öberland* und *Niederland* verwendet, wobei die Auffassung über die Lage dieser Landesteile durchaus vom Standort des Sprechers abhängen kann.[84]

Auf einer weiteren Stufe konnte der geonymische Kontrast *Niederland-Oberland* in die administrativ-geographische Nomenklatur integriert werden; zumindest in einigen Staaten spielte er in der Vergangenheit eine spürbar wichtige Rolle, so u.a. im Staat des Deutschen Ordens, in Kurköln und in Hessen. Im Unterschied zu den noch lebendigen generischen Reflexen des Typs *Niederland* weist daher auch der moderne Staatsname der Niederlande eine erste Besonderheit auf: in seinem Fall darf die ausschließlich geomorphologische Motivierung nicht allzu wörtlich genommen werden. Er steht und stand nicht unbedingt für eine Region, die durchweg flach war, sondern umfaßte durchaus Gebiete mit unterschiedlicher Oberflächengestaltung; das ihm gegenübergestellte Oberland war kein Gebirge im eigentlichen Sinne. Allerdings - und dies ist eine weitere Besonderheit - hat in seinem Fall im Lauf der Zeit auch eine allmähliche *Verschiebung* der geographischen Referenz stattgefunden. Die modernen politischen Grenzen der Niederlande sind schließlich das Ergebnis einer *Verengung* des geographischen Begriffs *Niederland.*

Die Bezeichnungen für die niederländische Sprache; geographisch-semantische Modifikationen im Begriffsfeld *Deutschland* und ihre Kompensation durch den Begriff *Niederlande*

Einen Ansatz für den topographischen Umfang des früheren *Niederland* (*Ni(e)derlant, Nidder land* usw.) bietet möglicherweise die ältere Verwendung der Termini *niederländisch* (das zeitweise eindeutig neben dem Niederländischen im heutigen Sinne das gesamte Gebiet des Niederdeutschen umfaßte) und *oberländisch*, das auf das Gebiet des Mittel- und Hochdeutschen bezogen wurde; hier handelte es sich nach Ausweis der entsprechenden Belege[85] um eine

[83] Vgl. *Grand Larousse Universel* 1991, Bd. 13, S. 8981; Bd. 15, S. 10539.
[84] E. MARTIN/H. LIENHART, *Wörterbuch der elsässischen Mundarten*, Bd. II (1904-1907), S. 7f., S. 594.
[85] So wurden etwa an der oberen Elbe mit dem Terminus *Niederländer* bzw. *Unterländer* die aus den niederdeutschsprachigen Gebieten stammenden Schiffer bezeichnet.

eindeutig *sprach*geographische Differenzierung. Später sind die modernen Begriffe *hoch-* und *niederdeutsch* an ihre Stelle getreten, und zwar entweder durch einfache Substitution des jeweils zweiten Elements (bzw. durch Übertragung auf ein neues Grundwort)[86] oder aber durch Klammerung mindestens eines der beiden Syntagmen *nederlandsch duitsch* und *overlands duitsch* und entsprechender Analogie des anderen, vgl. die Gegenüberstellung *niderlendisch teutsch* vs. *oberlendisch oder hochteutsch* in einem von G.A.R. DE SMET (1973, S. 319) zitierten Beleg aus dem Jahr 1510. Die begriffliche Einheit von *Niederdeutsch* und *Niederländisch* repräsentieren noch neundl. *nederduits(ch)*, die mittelniederländischen Formen *diets(ch)* einerseits und *dutsc(h)/duuts(ch)/duitsc(h)* andererseits sowie (als Entlehnung der letzteren) das weiterhin semantisch ambige engl. *Dutch*. Von diesen Formen ist *dietsch* typisch südniederländisch, d.h. es war in Flandern, Brabant und West-Limburg gebräuchlich, *duutsch* dagegen die holländische und ostlimburgische Entsprechung, die das heutige ndl. *duits(ch)* ergab; doch die moderne semantisch-differenzierende Verwendung dieser beiden Varianten besitzt keine allgemeine Gültigkeit für die mittelniederländische Epoche.[87] Die Adjektive *duyts(ch)/duits(ch)* bzw. *nederduyts(ch)/-duits(ch)* und die Ableitungen *Diets(ch)land* bzw. *Nederduyts(ch)land* oder *Nederduutschland*, angewendet in einem engeren Sinne „wenn nicht ausschließlich, so doch vorzugsweise" auf das Gebiet des heutigen Niederländischen" (W. SANDERS 1982), sowie deren 1457 erstmalig belegte Gegenüberstellung zum „Hochdeutschen" gingen bezeichnenderweise von genau diesem Sprachraum aus; „niederdeutsch" war somit ab dem 15. Jh. eine geläufige Eigenbezeichnung der niederländischen Sprache, vor der ab ca. 1650 das koexistierende *nederlands* bezüglich seiner Gebrauchsfrequenz deutlich zurücktrat.[88] Dazu paßt, daß gerade in der fraglichen Zeit im romanischen Ausland Bezeichnungen wie z.B. span. *Alemania/Alemaña (la) baxa*, ital. *Alemagna Bassa* usw. für die Niederlande bzw. ausschließlich für den unter spanischer Hoheit stehenden Teil verwendet wurden, wenn hier möglicherweise auch in erster Linie an eine Weiterführung der traditionellen *Germania inferior* aus römischer Zeit, allerdings mit sehr eingeschränktem geographischen Umfang, gedacht wurde. Sogar als sozusagen wissenschaftliche Bezeichnung der Sprache konkurrierte das anerkannte *nederduits/nederduyts* - dies wird insbesondere in entsprechenden Buchtiteln der zweiten Hälfte des 16. Jh.s deutlich - weiterhin mit den Begriffen *duits* und *nederlands*, und zwar noch bis ins 20. Jahrhundert.

[86] W. SANDERS, *Sachsensprache, Hansesprache, Plattdeutsch*, S. 20f.
[87] W. BREUER, ‚Dietsch' und ‚Duutsch' in der mittelniederländischen Literatur, *Rheinische Vierteljahrsblätter* 37 (1973), S. 346.
[88] G.A.R. DE SMET, Die Bezeichnungen der niederländischen Sprache im Laufe ihrer Geschichte, *Rheinische Vierteljahrsblätter* 37 (1973), S. 324.

Erst am Anfang des 19. Jh.s kam es - parallel mit der Staatsneugründung - zur endgültigen Entscheidung für *nederlands*, also für diejenige Spachbezeichnung, deren erster Erfolg zwischen 1550 und 1650 nach DE SMET mit dem wachsenden Unabhängigkeitsbewußtsein gegenüber der spanischen Herrschaft zu erklären ist, deren Gebrauch aber im 18. Jh. stark zurückging. Nun wurde paradoxerweise von außen auf eine terminologische Entgrenzung und Präzisierung gedrängt. So standen internationale bzw. „europäische" Interessen hinter der Entscheidung, in der Namengebung an den politischen Gedanken der Vereinigten Niederlande von 1579 anzuknüpfen. Der Begriff *duits* konnte damit für das (Neu)hochdeutsche (*hoogduits*) reserviert werden. Insbesondere die deutsche Seite hat diese Entgrenzung befürwortet, obwohl gerade hier (im Preußen des 19. Jh.s und teilweise sogar noch heute) die nationalsprachliche Eigenständigkeit des Niederländischen nicht immer akzeptiert wurde. Das traf etwa für die Bewohner des preußischen *Gelderland* am Niederrhein zu, bevor zwischen 1770 und 1870 die Ablösung des Niederländischen durch das Hochdeutsche als Schriftsprache erfolgte (vgl. G. CORNELISSEN 1986). Gleichfalls politische Gründe dürfte der Streit zwischen Biographen über die tatsächliche „Nationalität" gewisser Persönlichkeiten z.B. des 16. Jh.s gehabt haben, wie es etwa im Fall des 1515 in Grave (Nordbrabant) als Sohn eines Seeländers geborenen und am Niederrhein wirkenden Arztes Johann Weyer mehrere Parteien gab, die ihn entweder für die „holländische" bzw. „niederländische" oder aber - wie übrigens auch er selbst - für die „deutsche" Nationalität gewinnen wollten (die *Nouvelle Biographie générale* spricht 1866 sogar von einem "médecin belge"). Umgekehrt werden Personen, die vom deutschsprachigen Niederrhein stammten, biographisch gern als „Niederländer" geführt.

Das moderne niederländische Wort *duits(ch)* 'deutsch' wird als eine Entlehnung aus dem Hochdeutschen angesehen, da es sich erst in neuester Zeit, nach dem Ersten Weltkrieg, in dieser Bedeutung festigen konnte. Die ältere Tradition bewahren noch Bezeichnungen wie z.B. die 1617 gestiftete *Duytsche* (oder auch *Nederduytsche*) *Academie* und eine Reihe von Kirchengemeinschaften in der ab 1652 besiedelten Kapkolonie, so die *Nederduitse Gereformeerde Kerk in Suid-Afrika* und die daraus hervorgegangene *Nederduits Hervormde Kerk van Afrika* (1853, anerkannt 1858), sogar noch die 1881 eingerichtete *Nederduitse Gereformeerde Sendingkerk*. Zur Zeit der Batavischen Republik unter Napoléon unterschied auch die *Nederlandse Hervormde Kerk*, die älteste, aber erst seit 1816 diese Bezeichnung führende reformierte Kirche des Landes, mit dem Terminus *Nederduitse Hervormde Gemeente* die niederländischsprachigen von den frankophonen Kirchenangehörigen; 1886 trennte sich eine Gruppe von der *Nederlandse Hervormde Kerk* unter der Eigenbezeichnung *Nederduitse Gereformeerde*. Nach der Konstitution des Staates Belgien und der Einigung über die Übernahme der (nord)niederländischen Schriftsprache im Jahr 1849 fand das Adjektiv *nederduitsch* wieder Eingang in die Titel von niederländischsprachigen,

philologisch orientierten Zeitschriften, während die offizielle Anerkennung der Bezeichnung *nederlands* für eine der Staatssprachen Belgiens hier noch bis um die Mitte dieses Jahrhunderts auf sich warten ließ, was verständlicherweise auf den hartnäckigen Widerstand der frankophonen Bevölkerung zurückzuführen ist. Für offizielle Schriftstücke ist die Bezeichnung *nederlands* im Königreich Belgien übrigens erst am 10.12.1973 durch Erlaß freigegeben worden; ein Jahr davor wurde durch den Austausch und die Umstellung des Adjektivs aus der *Koninklijke Vlaamse Academie voor Taal- en Letterkunde* die *Koninklijke Academie voor Nederlandse Taal- en Letterkunde.*

In allen diesen Fällen könnte dem Festhalten an dem älteren Begriff eine neue, evtl. zunächst unbeabsichtigte Funktion zugeschrieben werden, nämlich die ausdrückliche ideologische Trennung von allem, was mit dem Mutterland *Nederland* zusammenhängt, mit lexikalischen Mitteln. Im modernen Afrikaans werden für *nederlands* und *Nederlander* ohnehin *hollands* und *Hollander* bevorzugt, insbesondere wenn es um die Sprache in unmittelbarem Kontrast zu *Engels* geht.

Die sprachgenetische Zuordnung des Niederfränkischen als eine Hauptgruppe des *Niederdeutschen* geschah explizit etwa im Fall des *Brockhaus* allerdings nur bis einschließlich zur 16. Auflage (Band 3, 1953); danach wurde sie aufgegeben. Die vorausgehende Auflage (Band 13, 1932) hatte noch in einem eigenen Lexikoneintrag unter dem Begriff *Niederdeutsche* die Volksgruppen der Flamen, der nichtfriesischen Niederländer und der Niedersachsen sowie die sog. Ostniederdeutschen zusammengefaßt; das substantivische *Niederdeutschland* verfügte dagegen nicht über eine analoge Extension, sondern ging mit den politischen Grenzen zusammen. In der neueren germanistischen Fachliteratur wird wieder auf die terminologische Notwendigkeit dieser Subsumierung des *Niederländischen* unter das *Niederdeutsche* hingewiesen, so daß diese Gruppe „alle westgermanische Mundarten des kontinentalen nördlichen Europa", d.h. also 'Plattdeutsch, Nederlands' und/oder 'Vlaams' umfassen soll.[89]

Dieses politisch-geographisch beeinflußte Verhältnis von *(Nieder)deutsch* und *Niederländisch* läßt daher, unabhängig vom jeweiligen sprachrechtlichen Status, einen Vergleich mit der Situation auf dem Westteil der Iberischen Halbinsel zu, in dem es neben den beiden offiziellen Staatssprachen Spanisch (Kastilisch) und Portugiesisch auf *spanischem* Territorium das Galicische gibt, das, obwohl sprachgenetisch eigentlich nicht vom Portugiesischen zu trennen, terminologisch eigenständig behandelt wird.

[89] B. PANZER/W. THÜMMEL, *Die Einteilung der niederdeutschen Mundarten auf Grund der strukturellen Entwicklung des Vokalismus*, S. 39.

In diesem Zusammenhang scheint es mir für das semantische Verständnis des Wortes *deutsch* angebracht, an eine historisch-sprachgeographische Relativierung zu erinnern. Der ab 786 in „mittellateinischer" Form mit dem Adjektiv *theodiscus/theotiscus* und parallel dazu vermutlich ab dem 7. Jh. in „deutscher" Version mit Hilfe von Adjektivformen aus **þeudisk/*þiudisk/*þeodisk* einsetzende explizite Kontrast zu *walhisk* bzw. zur (*rustica*) *Romana lingua* beruht nicht nur auf der diastratischen Divergenz zwischen „Volks-" und „Gelehrtensprache", seine erste praktische Bedeutung hatte er - ausgehend von einer zunächst diatopisch nicht definierten Sprachmischung - in der allmählichen Herausbildung des romanisch-germanischen Grenzgebiets, namentlich in den „Landschaften westlich des mittleren und unteren Rheines",[90] d.h. also an der West-/Südwestflanke des späteren deutschen Sprachgebiets, die durch die südlichen Niederlande im Sinne des heutigen Staates Belgien repräsentiert wird, genauer durch eine Reihe an der alten Sprachgrenze liegender Orte, die in ihren Namen den Kontrast *deutsch-romanisch* bewahren, unter ihnen als wohl bekanntestes Beispiel *Audun-le-Tiche* gegenüber *Audun-le-Roman.* Die Familiennamen *Deutsch(er), Deutschmann* und *Deutschländer* sind wohl zu einem sehr großen Teil in diesem oder in den weiter südlich gelegenen gemischtsprachigen Gebieten entstanden.

Es liegt daher nahe, sich eine moderne Situation unter der Voraussetzung von Kontinuität und Übergewicht des Landesnamens *Diets(ch)land* auf der Grundlage von südndl. *diets(ch)* vorzustellen; dieser wäre dann heute anstelle von *(de) Nederland(en)* die offizielle Bezeichnung des Staates. Beide Namen existierten natürlich im Mittelniederländischen; mnl. und mnd. *Ne(d)erlant* war synonym zu *Nedersaksen/Nedersassen/Nederzassen* und austauschbar mit *Nederduitschland.* Für das heutige Deutschland wären demgegenüber durch einfaches Weiterexistieren die Stammesnamen der Sachsen und insbesondere der Franken als Landesnamen in Frage gekommen; wie bekanntlich die exogenen, auf Deutschland bezogenen Geonyme und Ethnika in den unmittelbar benachbarten und grenznahen Sprachen in großer Varianz - wenn auch vielfach erst sekundär nach der Aufgabe der Entsprechungen des Wortes *deutsch* - auf die Bezeichnungen germanischer Stämme zurückgehen. Das Adjektiv *deutsch* bezieht sich dagegen auf keine bestimmte Ethnie, sondern ist wie *nederlands* ein generischer Sammelbegriff, der nach GRIMM in der althochdeutschen Epoche noch zweifellos appellativisch gebraucht wurde.

Die angedeutete Variante der Onymisierung bzw. Festlegung des Begriffs *deutsch* auf das Niederländische hat in Einzelfällen tatsächlich, wenn auch nur teilweise und über Umwege, stattgefunden, so beispielsweise im Englischen beim Ethnikon *Dutch* und seinen Ableitungen. (Die Bezeichnung *Pennsylvania Dutch*, informelle Variante des Begriffs *Pennsylvania German*, geht übrigens nicht auf

[90] L. WEISGERBER, *Der Sinn des Wortes «Deutsch»*, S. 87.

engl. *Dutch* in seiner älteren Verwendung zurück, sondern auf eine entsprechende Analogie durch die Adaption des dialektalen *deitsch.*) Auch der Begriff *Dietsland* existiert natürlich weiter: vor dem Hintergrund der *Dietse Beweging* umfaßt er neben den eigentlichen Niederlanden das belgische und französische Flandern und p. ext. auch Südafrika (*Groot-Nederland*; konsequent wäre der ebenfalls erwogene Einschluß Norddeutschlands unter den Begriff). Ähnlich wie *dietsc(h)* in seiner historischen Bedeutung auf ein Konglomerat von flandrisch-brabantischen Dialekten der sog. mittelniederländischen Epoche angewendet wurde, die noch keine Hoch- oder Standardsprache repräsentierten, bezeichnet es auch heute noch - freilich sehr stark durch seine chauvinistische Verwendung desavouiert - als Sammelbegriff alle europäischen und außereuropäischen Varianten des Niederländischen, darunter insbesondere das Afrikaans. Unter dem Begriff *Plautdietsch* sind niederdeutsche Sprachgemeinschaften der Mennoniten im Altaigebiet, in Mexiko, Kanada und Paraguay bekannt. In Süd-Afrika lebt *diets* übrigens noch als Eigenbezeichnung der Afrikaanssprachigen fort, unter den Farbigen dieses Bevölkerungsanteils wird zuweilen sogar *duits* in dieser Bedeutung verwendet.

Für die Bezeichnung der in den Niederlanden gesprochenen Sprache kann somit folgende genealogische Reihe festgestellt werden: der moderne Begriff ersetzt unmittelbar das Adjektiv *niederdeutsch*, das ab ca. 1550 wiederum mit dem älteren *niederländisch* konkurrierte. Diese Begriffe waren wegen eines zunehmenden Distinktionsbedürfnisses an die Stelle des urprünglichen *dietsch* (bis etwa Ende des 15. Jh.s) bzw. *duutsch/duitsch* (noch indistinktiv im engl. *Dutch* erhalten) getreten. Die Bezeichnung *niederländisch* wurde auf diese Weise - bewußt oder unbewußt - wiederbelebt.

Besondere Kennzeichen des Begriffs *Nederland* in seiner Verwendung als Staatsname

Kehren wir zurück zum Namen *Nederland.* Es handelt sich hier um ein individualisiertes Generikum mit mindestens zwei Hauptbedeutungen. Erstens bezeichnet es das flache Land (*laagland)*, wobei allerdings die geonymische Kontrastfunktion des Generikums in dieser Bedeutung nicht mehr erkennbar ist, da ein zu erwartendes **Overland/Oberland* als Pendant dazu nicht existiert. Zweitens ist es - etwas vereinfacht ausgedrückt - das Land zu beiden Seiten des unteren oder *Nieder*rheins. In dieser zweiten Anwendung zeigt es ein typisches Phänomen der distinktiven Landschaftsnamengebung, die sich vielfach unmittelbar an dem Verlauf von Flüssen, genauer an deren Einteilung in Ober- und Unterlauf, orientiert. Diese Einteilung wurde unter Verwendung der gleichen kontrastiven Nomenklatur - ahd. *lant* hatte auch die Bedeutung 'Ufer' und hat sie in einigen, beispielsweise oberdeutschen, Mundarten noch heute - auch bei anderen Strömen wie der Elbe oder der Donau vorgenommen; sie verlangt aber

dabei in der Regel keine geographisch exakte Grenzziehung. Es besteht grundsätzlich, wie das elsässische Beispiel zeigt, die Möglichkeit der individuellen sprecher- bzw. standortbezogenen Variation, „flußabwärts" und „flußaufwärts" sind oft mit *niederländisch* und *oberländisch* synonym. So verläuft gegenüber der oben erwähnten Einteilung der Elbuferlandschaften an der *unteren* Elbe die Grenze zwischen *nieder-* und *ober-* bereits durch das Hamburger Hafengebiet; vgl. als hamburgische Beispiele *Nieder-* vs. *Oberhafen* sowie *Oberländer (Kähne)*. Außerdem fließen die großen Ströme in der Regel durch verschiedene Sprachgebiete, und dadurch kann eine derartige Einteilung auch noch sehr stark staatsindividualistisch variierbar sein. So stellt der französische „Niederrhein" (das ist das heutige Département *Bas-Rhin*, das auf Karten kurz nach 1800 deutsch als *Dept. Nieder Rhein* wiedergegeben wurde) sozusagen eine Enklave dar: oberhalb wie unterhalb der Départementsgrenzen sowie ohnehin entlang der dem Département gegenüberliegenden Rheinseite wird ausschließlich vom *Oberrhein* gesprochen. Nach dem Ende der napoleonischen Ära schloß sich nördlich davon das am 2. Februar 1814 eingerichtete *Generalgouvernement Mittelrhein* an (gebildet aus den Départements *Rhin-et-Moselle, Sarre* und *Mont-Tonnerre*, ab 9. März 1814 auch mit dem Département *Forêts*) und daran ab dem 14. Februar 1814 das *Generalgouvernement Niederrhein*. Gegenüber dieser älteren administrativen Verwendung[91] beginnt der *Mittelrhein* nach der modernen physischen Schulgeographie erst unterhalb von Bingen bzw. dem Binger Loch und wird auf der Höhe von Bonn vom *Niederrhein* abgelöst.

Nicht so einfach stellt sich die Feststellung der genauen, vom Rhein selbst wegführenden Umrisse des historischen *Niederland* dar. Die beispielsweise von K. MEISEN gesammelten, wie erwartet zum Teil widersprüchlichen historischen Einzelbelege führen daher lediglich bezüglich des Rheinverlaufs selbst und dessen unmittelbarer Nähe zu halbwegs sicheren Ergebnissen. So kann mit der ersten belegbaren Grenze zwischen Nieder- und Oberland nur die uralte natürliche Verwaltungsgrenze des *Vinxtbaches* gemeint sein, der nahe Brohl linksseitig in den Rhein mündet. Sie setzt damit zumindest in Rheinnähe die Grenze der beiden römischen Verwaltungsbezirke *Germania inferior* (oder *secunda*) und *Germania superior* (oder *prima*) fort.[92]

Nun sind die Bezeichnungen *Niederland* und *Oberland* mit dem vorzugsweisen Bezug auf die Länder westlich des Rheins noch heute in gewisser Weise in der Sprache der Rheinschiffer sowie „in der volkstümlichen Geographie des Rheinlands" (K. MEISEN) lebendig, die Grenze zwischen beiden Landschaftsräumen bereitet jedoch nicht nur - wie gesagt - in synchroner Hinsicht

[91] Geographisch konnte in dieser Zeit offenbar - so in einem *Itinéraire de l'Allemagne* von 1809 - die Mainmündung als Grenze zwischen *Ober-* und *Niederrhein* angesehen werden.
[92] K. MEISEN, Niederland und Oberland. *Rheinische Vierteljahrsblätter* 15/16 (1950/1951), S. 434 ff.

Schwierigkeiten; sie ist auch im Laufe der Jahrhunderte offenbar in Richtung Norden bzw. Nordwesten gewandert und somit auch diachronisch instabil.

In einer ersten historischen Phase ist der Vinxtbach die Grenzlinie: die rheinnahen Gebiete von hier rheinaufwärts bis zumindest zum Basler Rheinknie werden als *Oberland/terra superior/partes superiores*, die entsprechenden Regionen rheinabwärts bis zur Mündung in die Nordsee als *Ni(e)derland/terra inferior/partes inferiores* usw. bezeichnet.

In einer weiteren Phase, auf die u.a. in den Enzyklopädien wie z.B. in der *Grote Winkler Prins* Bezug genommen wird, ist die Trennlinie bereits weiter rheinabwärts versetzt, als Referenzpunkt gilt nunmehr - ab dem 12. Jh.- die Stadt Köln. Diese Linie verläuft aus heutiger Sicht zeitweise mitten durch das Kölner Stadtgebiet, wenn die Straßen *Niederländer Ufer* (nordostwärts ab der Zoobrücke) einerseits und *Oberländer Werft* sowie *Oberländer Ufer* (südlich der Südbrücke) andererseits nach konkreten geographischen Kriterien benannt wurden und nicht den damals ganz allgemein und in der Rheinschiffahrt noch heute wichtigen geonymischen Kontrast reflektieren sollten. Praktisch das ganze Mittelalter hindurch hatte die Metropole Köln (die zeitweise größte deutsche Stadt war) die verbindende bzw. vermittelnde Rolle zwischen *Nieder-* und *Oberland*, auch in Hinblick auf sprachgeschichtliche Veränderungen.[93] Dementsprechend wird der schulgeographische Beginn des *Niederrheins* z.B. vom *Grieben Reiseführer* (34. Aufl. 1929) nicht auf der Höhe von Bonn, sondern erst hier angesetzt. Die köln. Ausdrücke *Ovverland* und *Oberrhein* beziehen sich gemäß dem *Neuen kölnischen Sprachschatz* allerdings erst auf die Strecke rheinaufwärts hinter der Ahrmündung bis etwa Bingen oder Mainz, also ungefähr auf das Mittelrheintal der Geographen; das *Niederland* ist dagegen - aus der Sicht der *Oberländer* - das Gebiet des Niederrheins, insbesondere das Industriegebiet um Düsseldorf und an der Ruhr; das Adjektiv *niederländisch* bezieht sich etwas allgemeiner auf die rheinische Ebene nördlich der Eifel (*Rheinisches Wörterbuch*, Bd. VI (1944), Sp. 202). Neben der Ahrmündung werden zuweilen auch Andernach oder Koblenz als Grenzorte zwischen den beiden Regionen angegeben. H. BICKEL verzeichnet für den Bonner Raum die Familiennamen *Nederlenders* und *Ouerlender/Oeuerlender/Oberländer*, ihr Bezug als Herkunftsnamen auf die rheinischen Landschaften ist eindeutig.

Die Erklärung des Namens *Nederland* als Relikt eines alten Kontrastpaares, das nur noch in bestimmten mundartlichen Varianten unter den Bewohnern der Rheinlande lebt, in der allgemeinen geographischen und vor allem offiziellen Nomenklatur sich allerdings nicht mehr findet, ist in jedem Fall solchen Erklärungen vorzuziehen, die die Singular- und Pluralform lediglich isoliert aus der topographischen und geomorphologischen Besonderheit der heutigen

[93] Vgl. R. SCHÜTZEICHEL, *Köln und das Niederland*, S. 5ff.

Niederlande (im weiteren Sinne) motiviert sehen möchten.[94] Nicht nur der Kontrast *Niederland-Oberland* als Typ, auch ganz allgemein die allmähliche Verlagerung von Landschaftsnamen im Lauf der Geschichte sind nicht seltene Phänomene der Geonymie.

Staatsname und Ethnika der Niederlande im europäischen Ausland

Die Integration des Namens *Nederland* in die Sprachen der europäischen Nachbarn zeigt verschiedene Formen und Phasen der Akzeptanz. Von einer eigentlichen Integration dieses Namens in die romanischen Sprachen kann allerdings nicht gesprochen werden. Dafür lassen sich sowohl sprachhistorische wie politische Gründe anführen. Denn offensichtlich genoß der Name *Flandern* und seine Ableitungen nicht nur zur Zeit der spanischen Verwaltung - als die Gesamtheit der Niederlande politisch wie wirtschaftlich immer mehr mit dem eigenen Herrschaftsgebiet identifiziert wurde und somit die Bezeichnung span. (*la* bzw. *las*) *Flandes*, frz. *la Flandre* bzw. *les Flandres* verständlicherweise fast außer Konkurrenz war -, sondern ganz allgemein in jener Epoche des Mittelniederländischen ein gewisses Prestige. In diese Zeit etwa zwischen 1100 und 1550 bzw. 1585, in der *dietsch* bzw. *duutsch* die allgemeine Eigenbezeichnung der Sprache war, fallen offensichtlich auch die exogene Benennung des *Hohen* und *Niederen Fläming* im Südwesten der Mark Brandenburg (< *Flämingow, Flämingaw* bzw. *Flandrensis, Flandri(n)ensis, Flandrensium pagus*), auf dessen Gebiet nach 1142 Rheinländer (vom Niederrhein), Holländer und Flamen durch Albrecht den Bären nach dem *ius flamingorum* angesiedelt wurden, die des Ortes *Flemmingen* < *Fleminghe* südöstlich von Naumburg (Kolonisation 1140, Ortsname 1209) sowie weitere mit dem Begriff *Flamen* gebildete Toponyme im Saale-Mulde-Gebiet (TEUCHERT 1944, S. 157).[95] In die gleiche Epoche gehört ferner die Bezeichnung *Flämische* oder *Flandrische Inseln* (bzw. einfach *Vlaanderen)* für die Azoren (die ab 1466 niederländisch kolonisiert wurden) sowie vermutlich auch die der *Flämischen Kappe* im Nordatlantik, ein ca. 108 Seemeilen entfernter östlicher Vorposten der Großen Neufundland-Bänke.

Es ergibt sich nun der Eindruck, daß die die Begriffe *Holland* und *Flandern* bzw. die entsprechenden Ableitungen verwendende Toponymie in der fraglichen Zeit noch ethnisch genau differenziert, zumal es sich nach Ausweis der

[94] So z.B. J. P. MACHADO, *DOELP* III, S. 1118.

[95] Das Ethnikon *Flandrenses* wurde aber auch - neben anderen Bezeichnungen - für die sog. *Siebenbürger Sachsen* verwendet; seine begriffliche Vermischung u.a. mit dem Begriff *Saxones* geht vermutlich auf die gemeinsame mitteldeutsche Übergangsheimat zurück. Der Anteil der Siedler aus den Gebieten an Maas, Mosel, Niederrhein und Sieg war allerdings insgesamt relativ gering.

Orts-, Flur-, Deich- und Fleetnamen an Unterweser und Niederelbe einschließlich des Hamburger Stadtgebiets[96] und der Elbinseln sowie andererseits in der Uckermark, bei Oranienburg und auf polnischem und litauischen Gebiet (vgl. die Ortsnamentypen *Holland, Neuholland, Holländer, Holländerdorf, Holländerei* sowie die *Holländische Mütze* auf der Kurischen Nehrung) scheinbar ausschließlich um *holländische* Siedlungsaktivitäten handelte;[97] doch wird gerade mit Bezug auf die Siedler des erwähnten Ortes *Flemmingen* in Dokumenten des entscheidenden Zeitraums zwischen 1140 und 1154 gleichfalls auf der Bezeichnung *Holland(r)enses* bzw. *Hollandini* bestanden.[98] Für das 12. Jahrhundert ergibt sich die merkwürdige Situation, daß die entsprechenden Toponyme der Elb- und Wesermarschen sowie insbesondere in Ostholstein auf einer echten ethnischen Trennung zwischen *Flamen* und *Holländern* beruhen, während im mittelelbisch-märkischen Siedlungsgebiet zunächst *Holländer* allein oder beide Gruppen nebeneinander als Synonyme genannt werden, dann jedoch sehr bald die Bezeichnung *Flamen* als Oberbegriff für Flamen und Holländer zusammen erscheint und den letzteren Namen schließlich völlig überlagert.[99]

Hier drängt sich nun ein Vergleich mit der Tatsache auf, daß noch in der zweiten Hälfte des 16. und der ersten Hälfte des 17. Jh.s nach Italien gekommene Kunststudenten durchweg als *fiamminghi* galten, gleich aus welchen Landesteilen sie tatsächlich kamen.[100] Bemerkenswerterweise hat sich gerade hier - und nicht in Spanien - das Adjektiv *fiammingo* für die niederländische Sprache erhalten können, so daß es immer noch gleichbedeutend mit *olandese* und *nederlandese* sein kann. Es sollte an dieser Stelle, soweit es die Niederlande nach der Trennung betrifft, nicht verschwiegen werden, daß ab der zweiten Hälfte des 16. Jh.s u.a. wegen der repressiven Politik der spanischen Machthaber viele bedeutende Persönlichkeiten der unterschiedlichsten Berufe in die nördlichen Niederlande und insbesondere nach Holland abgewandert sind. Wenn also der Beginn der neuniederländischen Hochsprache ab dem frühen 16. Jh. in Korrelation mit einem allgemein stärker werdenden nordniederländischen Element gesehen wird, die im übrigen die (erneute) Präferenz des Begriffs *Holland* und seiner Ableitungen ab 1500 auch im Ausland durchaus verständlich macht, sollte der nicht

[96] Vgl. hier z.B. *Holländischer Brook, Holländische Reihe.*

[97] Die Ortsnamen der Typen *Holland* und *Upholland* der Britischen Inseln gehören nicht zu dieser Gruppe, da sie das altenglische *ho(h)* 'spur of hill' enthalten. Von *Holland* (Lincolnshire) leiten sich wiederum *Holland House* (1621) und *Holland Park* (1900) im Westen Londons ab.

[98] D. BERGER, *Geographische Namen in Deutschland*, S. 98f.; H. TEUCHERT, *Die Sprachreste der niederländischen Siedlungen des 12. Jahrhunderts*, S. 156.

[99] H. TEUCHERT, *Die Sprachreste der niederländischen Siedlungen des 12. Jahrhunderts*, S. 163f.

[100] Auf wissenschaftlicher Ebene wurde allerdings bei LODOVICO ANTONIO MURATORI (1672-1750) genau unterschieden: *fiammingo* und *olandese* gelten hier als zwei eigenständige Sprachen (neben *tedesco, inglese* und übrigens auch *scozzese* (*Della perfetta poesia* II (1724; 1748), S. 109 Anm. (a)).

unwesentliche Beitrag der Flamen und Brabanter für die endgültige Ausprägung dieser Hochsprache nicht vergessen werden.

In den neueren nordamerikanischen Gründungen des 19. Jh.s in Michigan, Nebraska und Minnesota bezieht sich *Holland*, soweit es überhaupt - analog zum Ortsnamen *Nederland* (Colorado, Texas) - den Landesnamen und nicht, wie im Fall des Kantons *Holland* in Québec sowie des *Holland Tunnel* unter dem Hudson, einen Personennamen reflektiert, natürlich auf die gesamtniederländische Herkunft der Siedler (in Michigan stehen sich allerdings als urbane Toponyme *Holland* und *Zeeland* gegenüber).

Für die niederelbischen Toponyme stimmen neuere Untersuchungen darin überein, daß viele von ihnen im wesentlichen erst ab dem 16. Jh. - in erheblichem zeitlichen Abstand zur Erstkolonisation - aufgekommen und an die Stelle von älteren Bezeichnungen getreten sind, die allerdings ihrerseits in Einzelfällen mit eindeutig holländischen Elementen gebildete Ortsnamen gewesen waren, wie z.B. im Fall des Ortes *Hollern* im Landkreis Stade, das vorher *Ditterscop, Dithgerscope, Thitgeriscoph, Thetgerscop* hieß (ndl. *-cop(e)* 'Anhöhe mit Hauswurt').

In der spanischen *Enciclopedia Universal Ilustrada* ist allgemeinhistorisch von *Holanda española* und - für die Zeit nach der Union von Utrecht - von der *República de los Estados Unidos de Holanda* die Rede, eine Bezeichnung, die es als Staatsname natürlich niemals gegeben hat. Exonymische Reflexe des Namens *Nederland* waren - durchweg im Singular - insbesondere für die Kolonie *Nieuw Nederland* (ab 11.10.1614) gebräuchlich (engl. *New Netherland*, dt. *Neu(-) Niederland*, frz. (*la*) *Nouvelle-Né(d)erlande* usw.; die Kontraktion *neer-* aus *neder-* ist bereits eine niederländische Entwicklung des 16. Jh.s), aber mit Bezug auf die Niederlande selbst waren sie überaus kurzlebig. Wenn den Angaben des spanischen Lexikographen LUIS P. DE RAMÓN in seinem *Diccionario popular universal de la Lengua Española* gefolgt wird, dann gab es den spanischen Landesnamen *Neerlandia* nur fünfzehn Jahre lang, nämlich von der Errichtung des Königreichs 1815 bis zur belgischen Revolution und Sezession im Jahr 1830. Vorher wie hinterher war theoretisch das generische *Países Bajos* der übliche Terminus, neben dem aber nach 1830 wieder zunehmend auf die antonomastische und inoffizielle Bezeichnung *Holanda* zurückgegriffen wurde. Von der Generalisierung des Namens *Holland* für die Niederlande in ihren heutigen Grenzen macht die neuere spanische Lexikographie zuweilen derart Gebrauch, daß sie *Países Bajos* als Entsprechung zu *lage landen* für die generische Verwendung reserviert und *Holanda* dagegen an die Stelle des modernen Staatsnamens setzt.

Als kleines Kuriosum am Rande kann angefügt werden, daß die Bezeichnung *Nieuw Nederland* für die Kolonie zwischen Hudson-Gebiet und

Erie-See (etwa die heutigen Staaten New York und New Jersey) offensichtlich der ersten dauerhaften Nachbenennung des Typs *Nieuw Holland* zeitlich vorausgeht; dieser Name wurde, nach zwei ephemeren Versuchen für je ein Gebiet gegenüber Novaja Zemlja (1594) und in Brasilien (1637/1641) von ABEL JANSZOON TASMAN nach 1644 erst infolge neuerer Erkenntnisse über den selbständigen Kontinentalcharakter Australiens vergeben und bezeichnete offiziell - bis zur Zusammenführung mit dem *New South Wales* der Engländer - ungefähr die Westhälfte (insbesondere die Nord-, West- und Südküste) des Kontinents. Fast gleichzeitig (in der zweiten Hälfte des 17. Jh.s.) erschien auf Karten des bereits englischen Gebiets der Name *Nieuw Holland* auch für die Halbinsel von Cape Cod. *Nieuw Nederland* (*Nova Belgica*, *Novum Belgium*) blieb übrigens in der Kartographie des 18. Jh.s, also noch lange Zeit nach dem Frieden von Breda, alternativ neben der neuen amtlichen Bezeichnung *New York* (*Nieuw Jorck*, *Neu Jorck* etc.) erhalten.

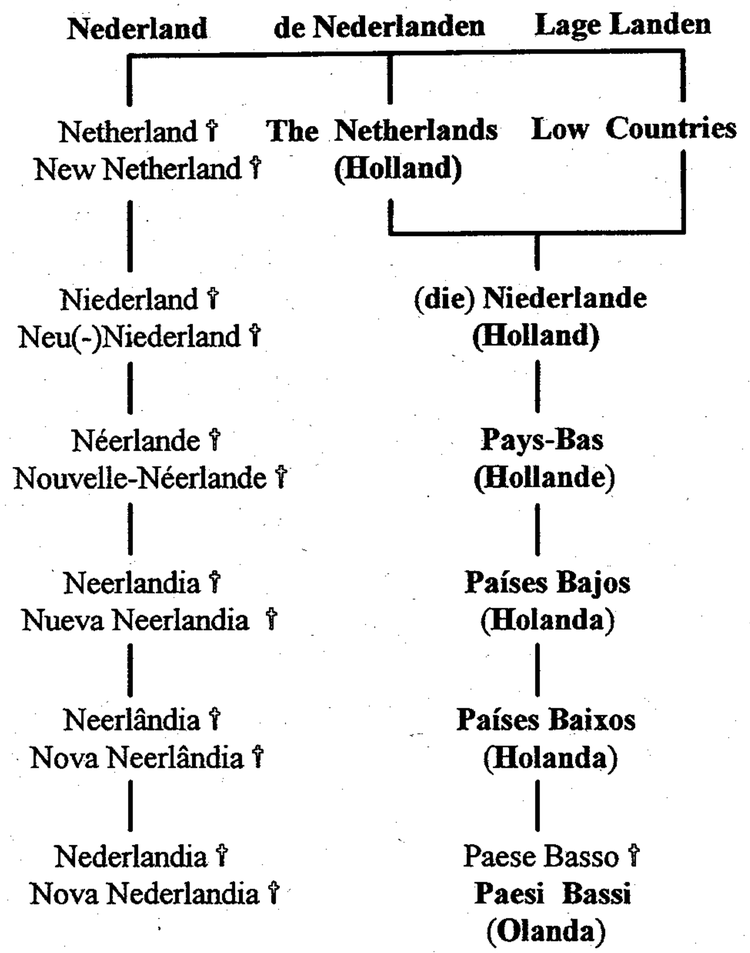
Wenn auch das für den offiziellen Kontext typische Begriffspaar span. *Países Bajos* (Substantiv)-*neerlandés* (Adjektiv) immer mehr an Terrain gewinnt, ist in der Geschichte des Namens der Niederlande doch die diesem gegenüber extrem geringe Aufnahmebereitschaft durch andere - nicht nur europäische Sprachen - besonders bemerkenswert. Das betrifft insbesondere die wohl dem Niederländischen am nächsten verwandte Sprache, das Afrikaans. Die europäischen Nationen, die direkt politisch und wirtschaftlich mit den Niederlanden zu tun hatten, haben sich stets an den Grundsatz *pars pro toto* gehalten, wobei sich bei den Romanen die Namen zweier Grafschaften ablösten: zunächst dominierte *Flandern*, diejenige, die der Frankophonie - sofern diese als Erstvermittler angesehen wird - unmittelbar benachbart ist (vgl. frz. *allemand*, das allerdings den Bereich der älteren Sammelbezeichnung *tiois* erst sekundär übernahm). Dann, nach der sukzessiven Gründung der modernen Nationalstaaten Niederlande und Belgien, erhielt das traditionelle *Holland* auch in der Romania wieder eine globale Bedeutung, die es in den germanischen Nachbarsprachen nie verloren hatte.

Diese erneute Prominenz des Begriffs *Holland* kann zuweilen sehr weit führen. Im *VOX Diccionario General Ilustrado de la Lengua Española* von 1987 und 1994 sowie im *VOX Diccionario Actual de la Lengua Española* von 1990 werden wieder *neerlandés* und *holandés* synonym verwendet und - im Namenteil des erstgenannten Wörterbuchs - *Holanda* als spanische Entsprechung zu *Nederland* angegeben. Die Suche nach dem offiziellen Ausdruck *Países Bajos* bleibt hier vergeblich (doch als historischer Terminus wird er, wie bereits angedeutet, auch in Wörterbüchern dieser Art erhalten bleiben).

Das folgende Diagramm stellt die geläufigen Bezeichnungen der Niederlande in einigen europäischen Sprachen gegenüber, und zwar - von oben nach unten - im Englischen, Deutschen, Französischen, Spanischen,

Portugiesischen und Italienischen. Die heute gebräuchlichen Varianten erscheinen in Fettdruck, die übrigen - mit dem Zeichen † versehen - sind, evtl. abgesehen von spezifisch markierten (z.B. literarischen) Verwendungen, heute nicht mehr üblich. Für die niederländische Kolonie in Nordamerika tritt bei LUIS P. DE RAMÓN (Bd. VI, 1889) die Bezeichnung *Nuevos Países Bajos* auf.

Alloglossie des Namens *Nederland*



Entwurf: © 1996 Christian Weyers

Das Nebeneinander von *The Netherlands* und *Low Countries* im Englischen erweckt den Eindruck, als wäre das veraltet anmutende Adjektiv *nether* nur noch in bestimmten proprialen Formen anzutreffen, während ansonsten in der gleichen

Bedeutung engl. *low* verwendet würde. In der Tat scheint dieses Adjektiv neuerdings - anders als im Niederländischen, in dem wie gesagt das analoge Nebeneinander von *neder* und *laag* existiert - engl. *nether* auch in Eigennamen zu verdrängen, wie der exonymische Wechsel im Fall des deutschen Bundeslandes *Niedersachsen* zeigt. So hatte noch das am 17.09.1946 vorgelegte Gutachten für einen Sonderausschuß der Britischen Besatzungsbehörde den Titel *The Land of Nethersaxony*. In der kurzen Zeit zwischen diesem Gutachten und der am 08.11.1946 ausgegebenen *Ordinance No. 55*, die rückwirkend zum 01.11.1946 in Kraft trat, war offensichtlich die definitive Entscheidung für den Komparativ von *low* gefallen: laut Artikel 1 dieser Verordnung sollte das Land nun *Lower Saxony* heißen. Die Kontinuität des traditionellen niederländischen Begriffs *Neder-Saksen* blieb davon natürlich unberührt.

Zusammenfassung

Der Beitrag behandelt synchrone und diachrone Varianten des Staatsnamens *Nederland* und des Ethnikons *nederlands* sowie ihre Reflexe in einigen europäischen, insbesondere romanischen Sprachen. Die Bezeichnungen haben hier einen grundsätzlich dissoziativen Charakter. Während der Staatsname selbst in der Exonymie nach wie vor regelmäßig mit Appellativa der jeweiligen Sprache wiedergegeben wird (*The Netherlands, (les) Pays-Bas, Paesi Bassi, Países Bajos, Alankomaat* usw.), das latinisierte *Nederlandia* als exonymischer Typ keinen Erfolg hatte, stellen umgekehrt die adjektivischen Ableitungen individuelle Adaptionen des Adjektivs *nederlands* dar.

Generell ist sowohl im Bereich des Staatsnamens als auch in dem des Ethnikons darüber hinaus die Substitution nach dem Grundsatz *pars pro toto* möglich. Ganz allgemein, insbesondere aber in den germanischen Sprachen, scheint dabei der traditionelle Ersatz des Begriffs *die Niederlande* durch den alten Grafschafts- und Provinznamen *Holland* immer weniger von Restriktionen des normativen („offiziellen") Sprachgebrauchs behindert zu werden; insbesondere in der Iberoromania scheint dieser Substitutionstyp den älteren (*Flandern* anstelle von *Niederlande*) allmählich zu überlagern.

Literaturverzeichnis

Back, Otto: Probleme um Staatennamen. In: Draye, Henri (ed.): *12. Internationaler Kongress für Namenforschung. Bern, 25.-29. August 1975. Kongressberichte*, Band II: Sektionsvorträge. Leuven: International Centre of Onomastics 1977, S. 66-72.

Beckum, J. H. van/Wallis, W[ilhelmus] H.: *Van Gelderen Duits Woordenboek*, I. Dertiende druk. Groningen: Wolters [1959].

Beckum, J. H. van: *Van Gelderen Duits Woordenboek*, II. Twaalfde druk. Groningen: J. B. Wolters [1958].

Berger, Dieter: *Geographische Namen in Deutschland. Herkunft und Bedeutung der Namen von Ländern, Städten, Bergen und Gewässern*. Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich: Dudenverlag 1993 (DUDEN Taschenbuch 25).

Bickel, Hartmut: *Beinamen und Familiennamen des 12. bis 16. Jahrhunderts im Bonner Raum*. Bonn: Ludwig Röhrscheid 1978 (Rheinisches Archiv 106).

Der Große Brockhaus. Handbuch des Wissens in zwanzig Bänden. Fünfzehnte , völlig neubearbeitete Auflage von Brockhaus' Konversations-Lexikon. Leipzig: F.A. Brockhaus 1928-1935. Ergänzungsband 1935.

Der Große Brockhaus. Sechzehnte, völlig neubearbeitete Auflage in zwölf Bänden. Wiesbaden: F. A. Brockhaus 1952-1957. Ergänzungsband 1958. Zweiter Ergänzungsband 1967. Atlas 1967.

Breuer, Wilhelm: ‚Dietsch' und ‚Duutsch' in der mittelniederländischen Literatur. *Rheinische Vierteljahrsblätter* 37 (1973), S. 328-347.

Cornelissen, Georg: *Das Niederländische im preußischen Gelderland und seine Ablösung durch das Deutsche. Untersuchungen zur rheinischen Sprachgeschichte der Jahre 1770 bis 1870*. Bonn: Ludwig Röhrscheid 1986 (Rheinisches Archiv 119).

Diccionario Enciclopédico Espasa, Tomos 1-12. Octava edición totalmente renovada. Madrid: Espasa-Calpe 1978. Apéndice 1988.

Enciclopedia universal ilustrada europeo-americana, Tomos I-LXX. Bilbao/Madrid/Barcelona: Espasa-Calpe [1905]-1931.

Encyclopedie van de Vlaamse Beweging, I-II. Tielt/Utrecht: Lannoo 1973-1975.

Grand Larousse universel. Édition hors commerce, 1-15. Paris: Larousse 1991.

Grimm, Jacob/Grimm, Wilhelm: *Deutsches Wörterbuch*, I-XVI. Leipzig: S. Hirzel 1854-1960. Nachdruck Leipzig: S. Hirzel 1954-1971. Quellenverzeichnis 1971.

Grote Winkler Prins Encyclopedie in twintig delen, 1-20. Zevende geheel nieuwe druk. Tweede oplage. Amsterdam/Brussel: Elsevier 1970-1975. Encyclopedisch Supplement 1976.

Grote Winkler Prins Encyclopedie in 26 delen, 1-26. Negende geheel nieuwe druk. Amsterdam/Antwerpen: Elsevier 1990-1993.

Haeringen, C. B van.: *Kramers' Nederlands Woordenboek*. Negentiende, geheel herziene en vermeerderde druk. Amsterdam/Brussel: Elsevier 1985.

Itinéraire de l'Allemagne [...] Extrait de la cinquième édition de Weimar du Guide des Voyageurs en Europe, de M. Reichard [...] Seconde édition, soigneusement révue, corrigée et augmentée d'un Aperçu statistique de l'Allemagne et de la Conféderation du Rhin, d'après tous les changemens survenus en Allemagne jusqu'au présent [...]. Paris: Hyacinthe Langlois 1809.

Kroes, H. J. W.: *Kramers' Duits Woordenboek*. Tweeëntwintigste druk. Den Haag: Van Goor Zonen 1961. Drieëntwintigste druk. Den Haag: Van Goor Zonen [1964].

Linden, G.A.M.M. van der: *Prisma-Woordenboek Nederlands-Duits*. Achtste druk 1981. Utrecht/Antwerpen: Prisma-Boeken (Prisma-Boeken 136).

Machado, José Pedro: *Diccionário onomástico etimológico da Língua Portuguesa [DOELP]*, I-III. Lisboa: Confluência [1984].

Martin, E./Lienhart, H.: *Wörterbuch der elsässischen Mundarten*, I-II. Strassburg: Karl J. Trübner. I. 1899. II. 1904-1907. Photomechanischer Nachdruck Berlin/New York: Walter de Gruyter 1974.

Meisen, Karl: Niederland und Oberland. *Rheinische Vierteljahrsblätter* 15/16 (1950/1951) = *Festgabe Hermann Aubin zum 65. Geburtstag*, S. 417-464.

Muratori, Lodovico Antonio: *Della perfetta poesia italiana, spiegata, e dimostrata con varie osservazioni, e con varj giudizj sopra alcuni Componimenti altrui* [...] In Venezia: Appresso Sebastiano Coleti 1724. (Wiederauflage 1748).

Panzer, Baldur/Thümmel, Wolf: *Die Einteilung der niederdeutschen Mundarten auf Grund der strukturellen Entwicklung des Vokalismus*. München: Max Hueber 1971 (Linguistische Reihe Band 7).
Priorato, (Galeazzo) Gualdo: *Teatro del Belgio ò sia descritione delle diecisette Provincie del medesimo; Con le Piante delle Città, e Fortezze Principali; da chi al presente possesse; come, in qual modo, & in qual tempo acquistate.*[...] In Vienna d'Austria...: Per Michele Thurnmayer 1673.
Ramón, Luis P. de: *Diccionario popular universal de la Lengua Española* [...], I-VI. Barcelona: Heredero de Pablo Riera (y Sans) 1885-1889.
Der Rhein von Düsseldorf bis Mannheim. 34. Auflage. Berlin: Grieben Verlag Albert Goldschmidt 1929 (Grieben Reiseführer Band 29).
Rheinisches Wörterbuch.[...] Auf Grund der von J. Franck begonnenen, von allen Kreisen des rheinischen Volkes unterstützten Sammlung bearbeitet und herausgegeben von Josef Müller, I-IX. I. Bonn: Fritz Klopp 1928. II-V. Berlin: Fritz Klopp 1931-1941. VI-IX. Berlin: Erika Klopp 1944-1971.
Sanders, Willy: *Sachsensprache, Hansesprache, Plattdeutsch. Sprachgeschichtliche Grundzüge des Niederdeutschen.* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1982 (Sammlung Vandenhoeck).
Schützeichel, R[udolf]: *Köln und das Niederland. Zur sprachgeographisch-sprachhistorischen Stellung Kölns im Mittelalter.* Rede uitgesproken bij de officiële aanvaarding van het ambt van gewoon hoogleraar in de Middeleeuwse Duitse Letterkunde en de Duitse Taalkunde aan de Rijksuniversiteit te Groningen op dinsdag 21 mei 1963. Groningen: J. B. Wolters 1963.
Smet, G[ilbert] A. R. de: Die Bezeichnungen der niederländischen Sprache im Laufe ihrer Geschichte, *Rheinische Vierteljahrsblätter* 37 (1973), S. 315-327.
Teuchert, Hermann: *Die Sprachreste der niederländischen Siedlungen des 12. Jahrhunderts.* Neumünster: Karl Wachholtz 1944.
Weisgerber, Joh. Leo: *Der Sinn des Wortes «Deutsch».* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1949.
VOX Diccionario General Ilustrado de la Lengua Española. Barcelona: Bibliograf 1987.
VOX Diccionario General Ilustrado de la Lengua Española. Barcelona: Bibliograf 1994.
VOX Diccionario Actual de la Lengua Española. Barcelona: Bibliograf 1990.
Woordeboek van de Afrikaanse Taal [=*Afrikaanse Woordeboek*], Iss. Pretoria: Die Staatsdrukker 1970ss.
Wrede, Adam: *Neuer kölnischer Sprachschatz*, I-III. 11. Auflage 1993. Köln: Greven 1993.

III.
Erfahrungen aus Vergangenheit und Gegenwart (2): Mehrsprachige Nationalstaaten

Multilingualismus und Multikulturalität - ein belgisches Modell für Europa?

PETER HANS NELDE
Brüssel

Zusammenfassung

Dieser Artikel versucht die Stellung von Mehrsprachigkeit innerhalb der Kontaktlinguistik zu bestimmen. Dabei geht es uns besonders um die Lösung oder zumindest Minimierung von Konflikten. Das Territorial- und das Individualprinzip werden ebenso betrachtet, wie andere Konzepte, die im Kontext von Sprache und Politik von Bedeutung sind. Nach einer Analyse der sprachlichen Situation Europas werden die verschiedenen Lösungen für Sprachkonflikte im mehrsprachigen Belgien als Modell für eine zukünftige Sprachpolitik, besonders in der Europäischen Union, diskutiert. Der Artikel schließt mit einigen Vorschlägen zur Identifizierung und Minimierung von Konflikten, die auf Sprachkontakt beruhen.

Einleitung

Der erste der drei Teile dieses Artikels erörtert die theoretischen Aspekte von Kulturkontakt und -konflikt in einer mehrsprachigen Situation. Dabei wird die Theorie aufgestellt, daß Sprachkontakt immer parallel zu Konflikt zwischen Sprachgruppen auftritt, wobei Sprache - gleich, ob als eine der Wurzeln oder als sekundäres Symbol interethnischen Konflikts - eine wichtige Rolle spielt. Danach wird die gegenwärtige Situation der verschiedenen Sprachminderheiten in Europa genauer betrachtet, wobei unser besonderes Augenmerk Minoritäten an Sprachgrenzen, älteren und jüngeren Minderheiten innerhalb begrenzter Territorien sowie mehr oder weniger diskriminierten Minoritäten gilt. Hier beschäftigen wir uns besonders mit der wachsenden Urbanisierung, die den Kontakt zwischen Sprachgruppen besonders mit Sprachkontakt und Sprachkonflikt in Belgien machen wir einige Vorschläge zur Sprachplanung in der Europäischen Union. Abschließend wird die Rolle der Kontaktlinguistik bei der Analyse von Sprachkontakt und Sprachkonflikt überprüft.

1. Theoretische Überlegungen

1.1 Kontakt und Konflikt unterschiedlicher Kulturen

Die friedliche Koexistenz von Gemeinschaften bildet nur selten den Hintergrund von Kulturkontakt. Typischer sind verschieden stark ausgeprägte Spannungen und Meinungsverschiedenheiten, die offen ausgetragen oder unterdrückt werden. Dabei betrachten wir Phänomene, wie sie für miteinander konkurrierende Sozialstrukturen charakteristisch sind.

So erklären Soziologen, die sich mit Kontaktproblemen zwischen verschiedenen Kulturen beschäftigen (z.B. Williams 1947), Gruppenkonflikte mit zwei Ursachen: Zum einen kann Konflikt aus der Inanspruchnahme nicht ausreichend vorhandener Ressourcen entstehen. Dabei ist es gleich, ob es sich um tatsächlich nicht ausreichend vorhandene Ressourcen handelt oder ob sie durch die Gruppe nur so empfunden werden. Zum zweiten sind Konflikte Ausdruck unterschiedlicher Ziele und Interessen: um die Interessen der eigenen Gruppe (Prestige, Arbeitsplätze, politischer Einfluß etc.) durchzusetzen, müssen die Ziele der anderen Gruppe bekämpft oder zumindestens neutralisiert werden. Da Interessen oft auf gruppenspezifischen Werten oder Emotionen basieren und nur eine Norm gültig sein kann, können so beim Kontakt mehrerer Gruppen relativ leicht Konflikte entstehen. Sie erscheinen dann meist als Wertkonflikte, in denen unterschiedliche Verhaltensnormen miteinander kollidieren.

Unter bestimmten Bedingungen können diese Spannungen sogar ernste Konflikte hervorrufen, die selbst mit Waffengewalt ausgetragen werden können. Bedenkt man jedoch, daß einige Gruppen tatsächlich friedlich zusammenleben - so beispielsweise die Finnland-Schweden in Finnland, erscheint die Annahme mancher Soziologen, daß Kulturkontakt unausweichlich zu mehr oder weniger kräftigen Auseinandersetzungen führen muß, etwas übertrieben. Nichtsdestotrotz kann ein unterdrückter Konflikt immer aufbrechen, da die kulturellen Unterschiede zwischen den Gruppen ein Gefühl von Unsicherheit hervorrufen, das wiederum in Konflikten enden kann. Häufiger als ein offen ausgetragener Konflikt läßt sich dann jedoch ein komplexes System von Drohungen und Sanktionen beobachten, das auch meist auf die Ursachen des Konflikts hinweist.

Wird Konflikt als ein normales Element des Sozialverhaltens von Gruppen in Konkurrenzsituationen gesehen, wäre es falsch, dieses Konzept nur mit negativen Konnotationen zu versehen, da ebenso neue, möglicherweise friedlichere Formen des Zusammenlebens aus einem Konflikt entstehen können. Dennoch erscheinen solche positiven Entwicklungen häufig zweifelhaft, vor allem, wenn es sich um Spannungen zwischen ethnischen Gruppen handelt, die meist aus einem Gefühl der Bedrohung resultieren. So besteht jederzeit die Gefahr, daß neue Konflikte entstehen, vor allem, wenn man bedenkt, daß sie durch Mehr- *und* Minderheit hervorgerufen werden können. Deshalb werden sich Konflikte grundsätzlich so lange entwickeln, wie die Konkurrenz von Gruppen innerhalb der Gesellschaft zu wirklicher oder empfundener Bedrohung einer Gruppe führt.

Das Ausmaß und die Entwicklung eines Konfliktes hängen von einer Anzahl Faktoren ab, wie z.B. der Anzahl von Reibungspunkten zwischen den konkurrierenden Gruppen, dem Ausmaß von Unsicherheit auf beiden Seiten, aber auch von Gemeinsamkeiten beider Gruppen, die wiederum den Konflikt abschwächen. So können die Spannungen eskalieren, wenn das Gefühl von Unsicherheit und Bedrohung - z.B. durch offene Angriffe auf Werte und Interessen einer Gruppe - verstärkt wird. Generell muß jede Erklärung versagen, die nicht alle Faktoren berücksichtigt oder die durch irrationale Vorurteile beeinflußt wird, die bei diesen Problemen leider allzu präsent sind.

1.2 Sprachkontakt und Sprachkonflikt

Für die Linguistik ergibt sich daraus die Frage nach der Rolle, die Sprache beim Kontakt und Konflikt kulturell unterschiedlicher Gruppen spielt. Dabei muß zuallererst deutlich gemacht werden, daß weder Kontakt noch Konflikt zwischen Sprachen selbst auftreten können, sondern allein zwischen Sprechern und ihren Sprachgemeinschaften. Unter dieser Voraussetzung erscheint es logisch, daß Sprache als einer der Gründe und eines der Symptome der eingangs beschriebenen Spannungen zwischen Kulturen begriffen werden muß.

Der Begriff *Konflikt* selbst bleibt jedoch auch innerhalb der Kontaktlinguistik unklar, zumindest, wenn er für den sozialen Konflikt in einer mehrsprachigen Situation gebraucht wird (Hartig 1980: 182). Wenn wir annehmen, daß Sprachkonflikt immer zusammen mit Sprachkontakt auftritt und beide sich gegenseitig beeinflussen, dann erstreckt sich die Gültigkeit beider Konzepte sowohl auf individuelle Sprecher als auch Sprachgemeinschaften. So hebt Oksaar (1980) auch richtig die Mehrdeutigkeit des Begriffs *Sprachkonflikt* hervor: zum einen bezieht er sich auf den Konflikt zwischen Sprachen hinsichtlich der Persönlichkeit des Sprechers, zum anderen bezeichnet er aber auch Konflikt zwischen Sprache(n) in Prozessen außerhalb des Individuums. Ebenso unterscheidet Haarmann (1980II: 191) zwischen interlingualen und interethnischen Sprachkonflikten.

In der Tat gibt es auf diesem Gebiet auch nur bescheidene Forschungsergebnisse: die Methodik der Sprachkontaktforschung ist lückenhaft, die der Sprachkonfliktforschung in noch größerem Maße, und der enge Zusammenhang zwischen Kontakt- und Konfliktlinguistik wird nur langsam akzeptiert. Selbst bei den Begründern der modernen Sprachkontaktforschung innerhalb der sich schnell entwickelnden Gebiete Soziolinguistik und Sprachsoziologie erscheint der Begriff *Konflikt* nur selten.

So betrachtet zum Beispiel Weinreich Mehrsprachigkeit (Zweisprachigkeit) und die sie begleitenden Interferenzerscheinungen als die wichtigste Form von Sprachkontakt, ohne jedoch dabei die auf ethnischen, religiösen und/oder kulturellen Unterschieden beruhenden Konflikte innnerhalb von Sprachgemeinschaften zu betrachten. Obwohl Fishman bereits in seinen frühen Arbeiten zur Sprachplanung Sprachkonflikten einige Aufmerksamkeit schenkte

(1972:14), beschäftigte er sich jedoch bis in jüngste Zeit eher selten mit diesem Phänomen (vgl. jedoch Fishman 1991). Erst Haugen (1966) führte mit seiner detaillierten Untersuchung der Situation des Norwegischen in den USA den Begriff *Konflikt* in die Sprachkontaktforschung ein, während selbst Linguisten in multilingualen Ländern wie dem ehemaligen Jugoslawien, der Schweiz und Belgien noch bis zum Ende der achtziger Jahre Sprachkonflikt nicht als notwendiges Element der Sprachkontaktforschung betrachteten. Solch eine "Ideologisierung" von Sprachkontakt erschien als "too touchy" (Fishman 1980: XI).

Der Grund für die relativ späte Entdeckung eines Begriffs, der der heutigen Sprachkontakforschung unabdingbar erscheint, liegt vielleicht in der Geschichte der Kontaktlinguistik selbst: in der traditionellen Sprachkontaktforschung (ebenso wie in der Dialektologie und der Sprachwandelforschung) lag der Schwerpunkt der Untersuchungen eher auf geschlossenen, geographisch und sozioökonomisch homogenen Gruppen. Differenzierte, urbane, industrialisierte Sprechergemeinschaften wurden hingegen weitgehend ausgeklammert. Dennoch entstehen Konflikte gerade in diesen modernen, urbanen Sprachgruppen. Sie resultieren notwendigerweise aus den normativen Ansprüchen der dominanten Gruppe, die normalerweise auch die Mehrheit der Sprecher stellt. Sie fordert die linguistische Anpassung als Lösung des Sprachkontakts und programmiert so, indem sie die anpassungsunwilligen Sprecher mit ökonomischen und politischen Sanktionen straft, den Konflikt vor.

Dennoch läßt auch die nicht gerade befriedigende Forschungssituation, die sich bis jetzt weitgehend auf empirische Fallstudien zu Sprachkonflikten beschränkt, folgende Schlüsse zu:

- Sprachkonflikt kann überall dort auftreten, wo Sprachen in Kontakt sind. Das gilt besonders für multilinguale Sprachgemeinschaften. Mattheier (1984:200) hat aber auch auf Sprachkonflikte in sogenannten einsprachigen Ortsgemeinschaften hingewiesen.
- Sprachkonflikte werden durch die Konfrontation unterschiedlicher Normen, Werte und Einstellungen hervorgerufen, und sie beeinflussen in starkem Maße sowohl das Selbstbild einer Gruppe, als auch Erziehung und Bildung ihrer Mitglieder sowie das Gruppenbewußtsein.

Demzufolge kann Sprachkonflikt als eine Form von Sprachkontakt gesehen werden, oder - im Rahmen eines Modells - als ein komplementäres Modell zum Sprachkontaktmodell. Dieser Position nähern sich nicht nur Linguisten. Sowohl Soziologen als auch Politologen nehmen an, daß Sprachkonflikt dort entstehen kann, wo sich das soziale System durch Sprachkontakt ändert (Ingelhart/Woodward 1967).

Die Hypothese, daß es keinen Sprachkontakt ohne Sprachkonflikt gibt, wurde oft mit der Behauptung kritisiert, daß es multilinguale Situationen ohne Konflikt gäbe. Voraussetzung dafür wären allerdings symmetrische bilinguale Situationen, die von uns jedoch bis jetzt noch nirgends beobachtet werden konnten. Alle uns

bekannten Sprachkontaktsituationen sind asymmetrisch - es gibt immer eine starke und eine schwache Sprache, es gibt immer eine Mehrheit und eine Minderheit.

Während zahlenmäßig und psychologisch schwächere Sprachgruppen eher zur Assimilation tendieren, bevorzugen zahlenmäßig stärkere, homogenere Sprachgruppen mit modernen Gesellschaftsformen, starken Traditionen und eigener Geschichte und Kultur gewöhnlich politischen Widerstand als Form des organisierten Sprachkonflikts. Daß Sprachkontakt sich zu Sprachkonflikt ausweitet, wird folglich besonders dort deutlich, wo Bevölkerungsgruppen mit unterschiedlichen sozioökonomischen Strukturen -urban/rural, arm/reich, allochthon/autochthon -aufeinander treffen und wo die dominante Gruppe die Annahme ihrer Sprache als Voraussetzung für die Integration der anderen Bevölkerungsgruppen ansieht.

1.3 Sprachkontakt und Sprachkonflikt in Belgien und Französisch-Kanada

Belgien und Kanada können als Beispiele für die erwähnte Asymmetrie gelten. Sie illustrieren, wie sich Sprachkontakt tatsächlich entwickelt und daß Sprachkontakt und Sprachkonflikt nur als Kontakt und Konflikt zwischen Gruppen betrachtet werden können.

In beiden Ländern kontrollierte die dominante Sprachgruppe - Französischsprecher in Belgien, Englischsprecher in Kanada - bis in die jüngste Vergangenheit Verwaltung, Politik und Wirtschaft und bevorzugte bei der Stellenvergabe Bewerber, die die dominante Sprache beherrschen. Die benachteiligte Gruppe hatte dann nur noch die Wahl zwischen Verzicht auf sozialen Aufstieg, Assimilation und Widerstand.

Im Nachkriegs-Quebec war Englisch das allgemeine Kommunikationsmittel, und das, obwohl fast 80% der frankophonen Bevölkerung *ausschließlich* Französisch sprachen. Sie wurden somit vom sozialen Aufstieg im ökonomischen und zunehmend auch im politischen Bereich ausgeschlossen. Diese Faktoren resultierten in einem latenten Sprachkonflikt, der durch die Bildung einer kleinen französischsprachigen Elite gefördert wurde, deren einziges Ziel die politische Opposition gegen die dominanten Englischsprecher war. Diese Entwicklung endete mit der Verabschiedung des berüchtigten Sprachgesetzes *101*, das das Französische in der Provinz Quebec schützte und Englisch aus einer Reihe öffentlicher Domänen ausschloß.

Ähnlich läßt sich die Situation in Belgien beschreiben: die Sprachentrennung wurde von unterschiedlichem sozialem Status und einseitig bevorzugender Behandlung der dominanten Sprachgruppe durch den Staat begleitet. Hier fühlte sich die schwächere Gruppe auf religiösem, sozialem und wirtschaftlichem Gebiet bedroht, und ihre Frustration kanalisierte sich im Sprachkonflikt.

Trotz aller Gemeinsamkeiten mit Französisch-Kanada waren aber die Französischsprecher in Belgien dominant und die Niederländischsprecher die benachteiligte Gruppe. Dieser wichtige Unterschied erklärt denn auch, warum zum einen die Situation der Französischsprecher in Kanada und Belgien nicht verglichen werden kann, und warum zum anderen betont werden muß, daß es keinen Kontakt zwischen Sprachen, sondern nur zwischen Sprechern einer Sprache und ihren Sprachgemeinschaften gibt. Einem Teil der Franko-Kanadier ist dieser grundsätzliche Unterschied noch nicht ausreichend bewußt in der Überzeugung, Französisch habe sich als unterdrückte Sprache in Kanada gegen die Verbreitung der amerikanischen Kultur zu verteidigen. Dabei identifizieren sie sich zuweilen mit den Wallonen, die sie als Verbündete im Kampf um die Erhaltung der französischen Sprache sehen. Wäre der sprachpolitische Unterschied deutlich, so hätten sie wohl, statt den scheinbaren Verpflichtungen nachzukommen, die sich aus der Zugehörigkeit zu einer Sprachgruppe ergeben, eher Sympathie mit der niederländischen Sprachgemeinschaft, da ihr Quebecker Französisch sich in einer ähnlichen sprachpolitischen Situation wie das Niederländische in Belgien befindet.[89]

Die wirkliche Situation wurde von den Juristen erkannt, die die kanadische Sprachgesetzgebung ausarbeiteten. Bei der Erstellung des Gesetzes *101* hielten sie sich eng an das Vorbild der belgischen Sprachgesetzgebung von 1962-63. Die Entwicklung, die der Anwendung dieses Gesetzes folgte, ist in den beiden Ländern jedoch so unterschiedlich, daß ein Vergleich anscheinend unmöglich ist: während die Kanadier in Quebec den ausschließlichen Gebrauch von Französisch in der gesamten öffentlichen Kommunikation festlegten, war die belgische Sprachgesetzgebung auf drei in sich bereits monolinguale Domänen des öffentlichen Sprachgebrauchs beschränkt.

Die erste dieser Domänen ist die Verwaltung, die offensichtlich einsprachig sein sollte. Der zweite Bereich ist der der Bildung. Das bedeutet, daß eine Bildungseinrichtung automatisch die Sprache des Gebietes, in dem sie sich befindet, als Unterrichtssprache verwendet, und das erklärt auch, warum in Belgien, einem offiziell mehrsprachigen Land, keine einzige mehrsprachige Schule oder Universität zu finden ist. Die dritte Domäne ist der Arbeitsplatz - in einem Betrieb im niederländischen Sprachgebiet hat die gesamte offizielle Kommunikation auf Niederländisch zu erfolgen, während die amtssprachliche Kommunikation eines Betriebes im französischsprachigen Gebiet auf Französisch verlaufen muß.[90]

[89] Tatsächlich ist Niederländisch die einzige "unterdrückte" Sprachmehrheit in Europa. Niederländisch war in Belgien nie eine Minderheitssprache und ist in der Tat die Erstsprache der Mehrheit der Bevölkerung, obwohl in der Literatur manchmal von einer niederländischsprachigen Minderheit in Belgien gesprochen wird.

[90] Ein kleines Beispiel soll verdeutlichen, was diese Gesetzgebung in der Praxis bedeutet. In der Vergangenheit war Französisch in Flandern die Sprache der sozialen Oberschicht. Stellt ein älterer Fabrikbesitzer, der in dieser Sprachtradition erzogen wurde, einen Saisonarbeiter aus Frankreich an, können beide selbstverständlich Französisch miteinander sprechen. Im Falle einer gerichtlichen Auseinandersetzung (Kündigung, Anstellungsvertrag) jedoch, sind beide Parteien verpflichtet, sich gemäß des Territorialprinzips auf Niederländisch zu verständigen.

1.4 Sprache als Symbol

In den vorangegangenen Abschnitten haben wir die Realität sprachlicher Diskriminierung betrachtet: alle die, die nicht die Sprache der Mehrheit sprechen, werden von sozialen, ökonomischen und politischen Vorteilen ausgeschlossen. Bevor wir uns in weiteren Überlegungen Europa zuwenden, sollten nun vielleicht noch zwei Dinge über den Symbolcharakter von Sprache hervorgehoben werden.

Erstens fungiert Sprache gewöhnlich als ein sekundäres Symbol für die einem Konflikt zugrundeliegenden primären Ursachen - den historischen, religiösen, politischen, sozialen oder wirtschaftlichen Grundlagen von Spannungen. Die Funktion als *sekundäres* Symbol soll jedoch nicht heißen, daß Sprache unwichtig ist. Sprachkonflikt ist vielmehr das äußere Symptom für eine Reihe anderer, tieferliegender Gründe für Unzufriedenheit, seien sie nun sozialer, ökonomischer, kultureller oder anderer Natur. Wie oben bereits erwähnt, drücken sich zum Beispiel die politischen und ökonomischen Differenzen zwischen dem überwiegend sozialistisch-industriellen Wallonien und dem christlich-demokratischen, ursprünglich eher landwirtschaftlich orientierten Flandern im Sprachkonflikt beider Teile Belgiens aus. Ein überzeugenderes Beispiel liefern die bosnischen Kroaten in dem kurzzeitig errichteten Staat Herzeg im Süden Bosnien-Herzegowinas. Noch während an der Front trotz Entbehrungen und Nachschubproblemen gekämpft wurde, und das ganze Land unter Versorgungsengpässen und Devisenmangel litt, wurden große Mengen Schulbücher eingestampft und sogleich wieder neu gedruckt, um den Namen der Sprache von *Serbo-Kroatisch* in *Kroatisch* zu ändern. Bedarf es noch eines weiteren Beweises dafür, daß Sprache und sogar deren Bezeichnung als Symbol für Identität, Kultur, Religion und andere mögliche Ursachen für Konflikte zwischen unterschiedlichen sozialen Gruppen dient?

Zweitens kann Sprachkonflikt auch als eine Art Sammelbecken für andere Konfliktfaktoren fungieren, die sich zum Beispiel auf dem Höhepunkt eines politischen Konfliktes als ein einziges Symbol darstellen können, nämlich der *Sprache*. Auseinandersetzungen in allen möglichen gesellschaftlichen Bereichen werden nur noch unter einem Titel geführt: *Sprachkonflikt*. Unter Vernachlässigung der wirklich zugrundeliegenden Ursachen wird Sprache dann besonders von Politikern und der soziologischen Elite betont, wodurch der Konflikt, der sich "von unten" entwickelt hat, noch "von oben" geschürt wird. Der eigentliche Konflikt kann damit sogar noch verstärkt werden, und das, was auf den ersten Blick *Sprache* zu sein scheint, vestellt die Sicht auf die tief verwurzelten, unterdrückten, die eigentlichen Ursachen des Konflikts. Das Sprachenproblem kann so zum Feigenblatt für eine Reihe von sozialen und ökonomischen Problemen werden.

2. Europa, die EU und die Sprachenfrage

Die Frage von Sprachkontakt und Sprachkonflikt gewinnt besonders vor dem Hintergrund der gegenwärtigen politischen Entwicklung Europas an Bedeutung. In Europa gibt es circa 80 bis 90 Sprachen, von denen etwa 40 innerhalb des Territoriums der Europäischen Gemeinschaft gesprochen werden. Dabei ist die Situation nicht ganz so einfach, wie sie auf den ersten Blick scheint: Zum einen gibt es traditionell mehrsprachige Länder, d.h. Länder, die mehrsprachig "verwaltet" werden. Dazu kommen nach außen hin anscheinend monolinguale Länder, also Länder, die einsprachig "verwaltet" werden, in denen jedoch auch größere Bevölkerungsgruppen eine andere Muttersprache als die der Mehrheit haben. Diese Sprachminderheiten können entweder allochthone (Migranten) oder autochthone (bodenständige) Minderheiten sein.

Außerdem ändern sich die Eckdaten vieler Kontaktsituationen ständig, was gegen Ende des 20. Jahrhunderts sicherlich ein Ergebnis der immer größer werdenden Mobilität von Sprechern und Sprachgruppen ist. Die weitgehende Heterogenität der Bevölkerung in dicht besiedelten und hochindustrialisierten städtischen Gebieten ist somit, obwohl ein junges, doch ein inzwischen in vielen Teilen Europas weitverbreitetes Phänomen.

Der bereits vorhandene oder aus der Migration in solch großem Umfang entstandene Sprachkontakt läßt sich entweder als latenter oder manifester Sprachkonflikt beschreiben. Manifester Sprachkonflikt entsteht, wenn Neuankömmlinge in großer Zahl in bisher homogene, bodenständige Gruppen eindringen. Hingegen bleibt der Sprachkonflikt vorerst dort latent, wo die Zahl der Neuankömmlinge und ihr Einfluß auf die politische und soziale Situation noch nicht den neuralgischen Punkt erreicht haben, um Reaktionen unter der angestammten Bevölkerung hervorzurufen.

2.1 Mehrsprachigkeit in Grenz- und Peripheriegebieten

Betrachtet man die allgemeinen Kriterien zur Bestimmung nationaler oder regionaler Identität, so scheint sich ein intensiverer Kulturkontakt in Europa beinahe unbemerkt entwickelt zu haben. Nur so läßt sich erklären, daß in einem Europa, das längst über ein gemeinsames Parlament verfügt, manche Wetterkarten der jeweiligen Fernsehstationen immer noch an der politischen Grenze aufhören. Mit Ausnahme einiger Satellitenprogamme, die gesamteuropäische Wettervorhersagen geben, bestätigen so bereits die Wetterberichte das Konzept der Zuschauer von "ihrem" Land und "ihrem" Wetter: der nächste politische Nachbar hat eine Grenze, die man nicht "eben mal so" überschreitet, also eine europäische Wirklichkeit, die einen nicht persönlich betrifft, so daß man sich auch um das Wetter des Nachbarn nicht zu scheren braucht.

Dieses Beispiel führt zu einem weiteren und ungleich ernsteren Aspekt. Werden Europäer zu ihrer Meinung zur europäischen Vereinigung befragt, ist ihre

Einstellung zur Idee selbst oft positiv. Wenn man sie jedoch um eine praxisnahe Zukunftsdarstellung des neuen Europa bittet, so wird schnell deutlich, daß das Denken in herkömmlichen Grenzen vorherrschend bleibt: Europa stellt sich ihnen auch ohne Grenzen als eine Erweiterung des eigenen Landes dar, das sich mental und strukturell nur wenig vom bisher Gewohnten unterscheidet. So wird z.B. ein Franzose an eine zentralisierte, hierarchische Struktur denken, während ein Deutscher eher eine föderalistische Republik Europa vor Augen haben wird.

Bei dieser Art des Denkens konnte ein großer Teil der "neuen" Europäer die sehr zentrale Frage der Sprache bisher noch umgehen. Obwohl die Mitgliedstaaten der EU bereits mit eigenstaatlicher sprachlicher Vielfalt konfrontiert sind, gibt es bis jetzt nur wenige Anzeichen dafür, daß die bereits existierenden Sprachprobleme die Europäer zu den sprachpolitischen Schritten gebracht haben, die erforderlich sind, um eine lebensfähige mehrsprachige und multikulturelle Union zu schaffen. In einem solchen übernationalen Staatengebilde wird die Sprachensituation immer komplexer, und dieser Komplexität müssen wir uns stellen, soll sie nicht zu einem unüberwindlichen Problem werden.

In diesem Kontext gewinnen die Erfahrungen der Staaten, die bereits aktiv mit mehrsprachigen Situationen umgehen, an Bedeutung. Ein gutes Viertel der Einwohner der Europäischen Union lebt innerhalb ihres jeweiligen Landes als Sprachminderheit oft in der sozioökonomischen Peripherie oder in Grenzgebieten und werden oft als Minoritäten behandelt. Wir sollten gerade diese ungefähr 40 Minoritäten, die heute bereits in ihrer Gesamtheit mehrsprachig sind (z.B. Elsaß-Lothringer, die Katalanen usw.), in ihrer neuen Funktion in Europa sehen, denn sie sind es, die die grenzüberschreitende Mobilität anführen. Aufgrund ihres multilingualen und multikulturellen Erbes sind sie in den Institutionen der Europäischen Union zahlreich vertreten. So sind z.B. viele Übersetzer und Dolmetscher der Europäischen Kommission gebürtige Luxemburger. Die Europäische Union hat für diese gezwungenermaßen Mehrsprachigen neue Zukunftsaussichten eröffnet. Obwohl bis heute viele der autochthonen Minoritäten stigmatisiert und diskriminiert wurden, sind sie diejenigen, die mit größerer Einsicht und Erfahrung auf die Herausforderungen im neuen Europa reagieren werden. So sollten wir die Rolle dieser sprachlichen Minoritäten beim Überbrücken der Kommunikationslücken im Europa der Zukunft sehr wohl beachten.

Im Falle Luxemburgs kann z.B. der Trilingualismus des Landes im Rahmen der Fremdsprachenpädagogik als Modell für Mehrsprachigkeit im zukünftigen Europa betrachtet werden. Dieses Bildungssystem stützt sich auf drei aufeinanderfolgende Unterrichtssprachen: Der Gebrauch von Letzebuergesch im Kindergarten wird im ersten Jahr der Primarschule harmonisch durch Standarddeutsch und später Französisch abgelöst, das ab dem zweiten Jahr unterrichtet wird.

Es wäre jedoch naiv, zu glauben, daß sich solche Sprachvielfalt ebenso in anderen Teilen Europas durchsetzen läßt. Noch dazu ist solche Diversifikation

nicht unbedingt unproblematisch, da der Multilingualismus in Luxemburgs Schulen auch als Akkumulation von Defiziten beschrieben werden kann: Letzebuergesch spielt als geschriebene Sprache nur eine untergeordnete Rolle, Standarddeutsch wird durch Französisch ersetzt, bevor es vollständig beherrscht wird, Französisch ist zwar nur in wenigen Fällen die Muttersprache des Schülers, wird jedoch aus sprachpolitischen Gründen didaktisch als Mutter- und nicht als Fremdsprache unterrichtet, ohne daß die Schüler dafür die nötigen linguistischen Voraussetzungen haben. Robert Bruch bezeichnete solche Schulklassen als "les classes des muets". Er vermutet, daß solche Schüler oft an einem triglossischen Defizit leiden (vgl. Nelde 1994).

2.2 Multilingualismus in Klein- und Großstädten

Wenn wir über Multilingualismus im Europa der neunziger Jahre sprechen, muß auch zwischen autochthonen Gruppen, die in den oben bereits erwähnten Grenzgebieten und der Peripherie leben, und allochthonen Gruppen unterschieden werden. Erstere haben sich meist ihren dörflichen Charakter, ihre eigene Folklore und Jahrhunderte alte Traditionen erhalten und leben oft in infrastrukturell weniger gut entwickelten, peripheren Teilen des jeweiligen Landes. Allochthone Gruppen hingegen konzentrieren sich meist in städtischer Umgebung.

So hat die Bevölkerungsexplosion und die zunehmende Mobilität der achtziger Jahre in Europa wie in vielen Teilen der Welt zum Verschwinden monolingualer Städte in der letzten Dekade dieses Jahrhunderts geführt. Die europäischen Metropolen bilden die Zentren von Multikulturalismus und Multilingualismus in der EU. Durch eben diese linguistische Diversifikation aber sind die internationalen Metropolen in Europa, ebenso wie anderswo, konfliktträchtig, obwohl diese Tatsache nicht immer völlig akzeptiert wird.

Auch hier unterscheiden sich die Ursachen und Anlässe von Konflikten beträchtlich, obwohl viele ihren Ausgangspunkt in der unzureichenden Bedeutung haben, die Minoritätensprachen beigemessen wird. Eine andere Ursache liegt im beruhigenden Glauben der Mehrheit, daß die langsame Auflösung der Muttersprache der Minderheit und die sprachliche Anpassung an die dominante Sprache innerhalb dreier Generationen erfolgt - die klassische Beschreibung der amerikanischen Erfahrung (Nelde 1984).

Die Situation ist besonders in Europa komplex, da die Migranten in eine städtische Umgebung kommen, die in vielen Fällen bereits sprachlich heterogen ist und das vielleicht sogar in einem größeren Ausmaß, als wir uns bewußt machen wollen, da der Konflikt, den ein solcher Kontakt verursacht, in vielen Fällen ungelöst und damit problematisch bleibt. Die folgenden wenigen Beispiele sollten genügen, um das zu verdeutlichen:

- Dublin/Baile Atha Cliath: Irisch als zweite offizielle Sprache der Verwaltung und mit einem kleinen Verwendungsgebiet wird fast ausschließlich als Zweitsprache gebraucht, die oft mit viel Mühe erlernt wird;

- Helsinki/Helsingfors: die ökonomisch starke schwedische Minderheit ist bilingual, die finnische Mehrheit meist monolingual;
- Leeuwarden/Ljouwert: die friesische Minderheit, die bereits zahlenmäßig gegenüber Niederländisch an Boden verliert, ist eher durch den friesischen Stadtdialekt ("Stadtfriesisch"), der sich dem Niederländischen stets mehr anpaßt, gefährdet als durch äußere Faktoren;
- Bruxelles/Brussel: anfangs hat die Bevorzugung und/oder selbst die Gewährung von Sonderrechten der zahlenmäßig schwächeren Flamen (kleinere Schulklassen, gleiche Rechte wie die Mehrheit) zu Spannungen geführt (positive Diskriminierung). Zusätzlich bildet die Gefahr, durch die Anwesenheit von zahlreichen Migranten eine noch kleinere Minderheit zu werden, weiteren Zündstoff für den Konflikt;
- Bratislava/Preßburg: trotz der erfolgreichen Slowakisierung der teils ungarischen, teils deutschen Bevölkerung im Laufe der jüngsten Geschichte, verlangsamte die Einführung des Territorialprinzips die drohende Tschechisierung in den siebziger Jahren. Nun üben die slowakische Unabhängigkeit und der wachsende Nationalismus erneut Druck auf die Minorität aus;
- Fribourg/Freiburg: die deutsche Minderheit, von der die Mehrzahl eine Ortsmundart spricht, erhöht gerade durch diesen Sprachgebrauch die standardsprachliche Erwerbsschwelle für Sprecher der Mehrheitssprache, deren Motivation dadurch sinkt;
- Bozen/Bolzano: die anfängliche Förderung der Mehrsprachigkeit der Italiener, die eine größere Zahl ihrer Kinder auf deutsche Schulen schickte und damit zur Emanzipation beider Sprachgruppen beitrug, ist nun der Angst der Deutschsprachigen gewichen, daß zu viele bilinguale Italiener dem Arbeitsmarkt der deutschen Minderheit schaden könnten;
- Pes/Fünfkirchen: repressive Sprachpolitik bedrohte die Substanz der deutschen Minderheit so sehr, daß die Minderheitsprache weitgehend aus der Öffentlichkeit verschwunden ist.

2.3 Multilingualismus und Sozialstruktur

In der Literatur zu Immigrantengruppen und Multilingualismus in Europa geht es meist um den ökonomisch benachteiligten Flüchtling, der bessere Lebensbedingungen in einer wohlhabenden Gesellschaft sucht. Sprachkontakt wird hier reduziert auf migrante Sprecher, die sich bemühen, die Sprache der Gemeinschaft, die sie aufnimmt, zu erlernen. Dabei sind die Begriffe *prestigearm*, *unstandardisiert* und *Erstsprache* meist ebenso deckungsgleich, wie *Prestigevarietät*, *Welt-* und *Gastgebersprache* oder *Zweitsprache*. Die Erstsprache indes leidet unter ihrer Nicht-Verbreitung in der Gastgebersprachgemeinschaft.

Das ist aber nur ein Teil der Realität, denn die Tendenz zu größerer Mobilität in Europa betrifft nicht nur die ärmeren Gruppen. Unter den Europäern, die auf die traditionellen 'push-and-pull'-Faktoren ökonomischer Migration - die Verteilung von Aufstiegschancen (wobei es wieder gleich ist, ob diese tatsächlich existieren oder nur empfunden werden) - reagieren, lassen sich ebenso Angehörige der Elitegruppen finden, und die Zahl der Euromanager in internationalen Firmen und Eurokraten in Institutionen der EU und anderer übernationaler Einrichtungen wächst ständig. Diese Elite verdient gleichermaßen Berücksichtigung seitens der Kontaktlinguistik, da sie eine Prestigeform des Multilingualismus entwickelt hat, deren wichtigster Aspekt ist, daß die Gastgesellschaft der Minderheitssprache Wert beimißt und sie nicht nur als den störenden Eindringling empfindet. Diese Aufwertung von Bilingualismus resultierte u.a. in der Schaffung eines neuen Schultyps: in den Europaschulen in Brüssel oder der Kennedy High School in Berlin, z.B., werden die Kinder dieser privilegierten "Gastarbeiter" in zwei oder mehr Sprachen unterrichtet, oft zusammen mit Kindern einiger Angehöriger der einheimischen Oberschicht.

Befürworter von Mehrsprachigkeit betonen oft vorschnell die zeitweiligen Erfolge einer mehrsprachigen Ausbildung in solchen Schulen und zitieren sie als Universalantwort auf die Probleme der europäischen Sprachvielfalt. Wir sollten uns jedoch bewußt sein, daß solche Institutionen erstens kaum größeren Bevölkerungsgruppen zugänglich gemacht werden können, da diese Art mehrsprachiger Ausbildung sehr kostspielig ist. Zweitens fördert diese besondere Form der gruppenbezogenen Mehrsprachigkeit eben aufgrund dieses erhöhten Kostenaufwandes im Moment noch eine Form des elitären Multilingualismus, die dazu führen könnte, daß eine Eurokraten-Oberschicht die Kontrolle über die sprachliche Ausbildung zukünftiger Europäer erlangt. Außerdem sollte man sich auch des bereits angesprochenen Unterschieds bewußt sein, der zwischen einer solchen Mehrsprachigkeit und der anderer allochthoner Gruppen besteht. Sowohl die Einstellung der Gastgebergesellschaft und ihre Bereitschaft, eine Form der Mehrsprachigkeit anzuerkennen und zu belohnen, eine andere aber nicht, als auch die Einstellung der betroffenen Migrantengruppe selbst spielen eine erhebliche Rolle bei der Art und Auswirkung der Ergebnisse mehrsprachiger Erziehung: Aufgrund ihrer Position sind die genannten Elitegruppen dem Nutzen von Mehrsprachigkeit gegenüber aufgeschlossener. Demgegenüber hätte derselbe multilinguale Lehrplan in anderen Teilen der Gastgebergesellschaft wahrscheinlich nur wenig Erfolg. So ist es ein erheblicher Unterschied, wenn Eurokraten, Diplomaten und andere Angestellte, die in Brüssel für eine begrenzte Anzahl von Jahren "stationiert" sind, ihre Kinder auf eine der internationalen Schulen schicken oder eine viel größere Anzahl marokkanischer Kinder eine flämische Schule besucht.

Die Migrantengruppen aus reichen Ländern bilden eine weitere Facette des urbanen Multilingualismus in Europa, deren intensive Erforschung zur Abrundung des Bildes der Sprachminderheiten bisher noch weitgehend fehlt. Uns scheint die Untersuchung dieser wohlhabenden Migranten vielversprechend, besonders, da

dieser Typ Migration im neuen Europa aller Wahrscheinlichkeit nach weiter zunimmt.

2.4 Sprache in den EU-Institutionen

Wenn wir uns nun der Europäischen Union zuwenden und betrachten, wie sich die Sprachgesetzgebung in diesem übernationalen und mutlilingualen Gebilde entwickelt, so fallen einige widersprüchliche Tendenzen auf. Auf der einen Seite werden alle Mitgliedsstaaten der EU als gleichberechtigt angesehen. Als Ergebnis dessen sieht sich die EU momentan 110 Sprachenkombinationen gegenüber, die von mehr als 3000 Übersetzern und Dolmetschern bewältigt werden. In der Tat arbeiten manchmal an einem Tag über 700 Übersetzer. Auf der anderen Seite entwickelt sich eine Situation, in der de facto manche Sprachen "gleicher" sind als andere, was allen präsupponierten Gleicheitsansprüchen zuwiderläuft und zu zahlreichen Ungerechtigkeiten führt.

Betrachten wir z.B. die Rolle von Dänisch im Vergleich mit Englisch oder Französisch in der täglichen Arbeit der Union. Rechtlich gesehen sind alle drei Sprachen gleich. In Wirklichkeit aber sind Englisch und Französisch ungleich wichtiger in der tagtäglichen Praxis der Union und, obwohl amtssprachlich wie auch arbeitssprachlich als 11 offiziellen Sprachen gleichberechtigt sind: ein Turm zu Babel, der zugegebenermaßen eine solide durchorganisierte Konstruktion darstellt.

Es wird deutlich, daß die Europäische Union mit den verschiedenen, teilweise noch aus dem 19. Jahrhundert stammenden Sprachkonflikten ihrer Mitgliedsstaaten weder ausreichend auf eine multilinguale Zukunft vorbereitet ist, noch eine Chance hat, es zu sein, da diese Frage momentan unlösbar scheint. Abgesehen von den bereits erwähnten Eliteschulen ist die Unterstützung für den Erwerb mehrerer Sprachen in den Bildungssystemen der EU-Migliedsstaaten höchst unzureichend. Außerdem ist die übergroße Mehrheit der Bürger der meisten europäischen Nationen noch nicht genügend für Mehrsprachigkeit motiviert, womit sich Europa endeutig von globalen Trends abhebt: mehr als die Hälfte der Weltbevölkerung ist bereits mehrsprachig, und die Tendenz ist steigend (Grosjean 1982). Dennoch sollte mehrsprachige Bildung als Norm und nicht als Ausnahme das Ziel der Mitgliedstaaten sein, vor allem, wenn man die komplexe sprachliche Situation betrachtet, auf deren Grundlage ein solches übernationales politisches Gebilde geschaffen werden soll: zu den jetzigen, auch weiterhin bodenständigen autochthonen Minderheiten kommen allochthonen Minoritäten, die sich in urbanen Gebieten konzentrieren, sowie weitere allochthone Minderheiten, die durch gestiegene Arbeitsmobilität an beiden Polen des sozioökonomischen Spektrums entstehen.

Eine Zunahme des Trends hin zum Fremdsprachenlernen ist nur bei Englisch als Zweitsprache zu verzeichnen, das jedoch oft unter Vernachlässigung der eigentlich ansässigen Umgebungssprache. So ist z.B. im Elsaß, wo viele Kinder zu Hause einen deutschen Dialekt verstehen und/oder sprechen, Englisch die

erste Fremdsprache nach der Unterrichtssprache Französisch geworden. Auf diese Weise bleiben bereits vorhandene dialektale Sprachstrukturen des Deutschen ungenutzt, mit dem Ergebnis, daß natürlich erworbene Sprachbeherrschung in der Schule didaktisch kaum genutzt wird und verloren geht.

Das Prestige von Englisch ist so hoch, daß es mit wenigen Ausnahmen (z.B. Ungarn) in den meisten europäischen Ländern alle Versuche zur Planung von Mehrsprachigkeit in den Schulen gefährdet. Das wirkt sich insofern nachteilig aus, als daß die Lernmotivation für die dritte oder vierte Fremdsprache bei Jugendlichen im Pubertätsalter bekanntlich erheblich zurückgeht. Somit werden andere Fremdsprachen kaum erlernt. Im Interesse der Konfliktvermeidung sollte die natürliche Mehrsprachigkeit, über die alle europäischen Länder mit Ausnahme Islands und Portugals verfügen, genutzt werden, um allzu simplistischen Lösungen, wie z.B. der Formel "Multilingualimus = Muttersprache + Englisch", zuvorzukommen. Es ist bedauerlich, daß dieses enorme Reservoir an Sprachlernpotential kaum genutzt wird. Das von uns in die Diskussion gebrachte Luxemburger Ausbildungssystem könnte vielleicht ein besseres Modell sein. Warum sollten wir nicht aus der Erfahrung lernen?

3. Pläne zur Konfliktbewältigung

Welche Strategien können nun zur Minimierung, Vermeidung oder sogar Lösung von Sprachkonflikten angewandt werden? Die folgenden vorsichtigen Vorschläge basieren u.a. auf den Erfahrungen, die Belgien mit den direkten Folgen eines nicht gelösten Sprachkonflikts gemacht hat, mehr noch aber auf den Strategien, die entwickelt wurden, um die nachteiligen Folgen dieses Versäumnisses so gut wie möglich zu neutralisieren. Trotz vieler Nachteile hat sich das belgische Modell in einiger Hinsicht bewährt, und so können diese Erfahrungen durchaus auch bei der Bewältigung der Sprachprobleme der EU von Nutzen sein.

3.1 Das Territorialprinzip

Viele Monolinguale stellen sich ein zweisprachiges Land als eines vor, in dem die Bürger zwei Sprachen sprechen. In Wirklichkeit bedeutet Bilingualismus jedoch, daß zwei Sprachen Seite an Seite existieren und beide den gleichen Status und gleiche Rechte haben.

Institutionalisierte Mehrsprachigkeit, wie wir sie bereits diskutiert haben, ist eine Folge des Territorialprinzips, das den Bewohner einer Region, die von den zuständigen Behörden zu einem monolingualen Gebiet erklärt wurde, zwingt, die regionsgebundene Sprache zumindest in der offiziellen Kommunikation zu gebrauchen. Das Territorialprinzip muß vom Individualprinzip unterschieden werden. Letzteres erlaubt jedem Sprecher den Gebrauch seiner Mutter- oder einer

anderen Sprache in allen offiziellen und privaten Domänen unabhängig von seinem Wohnort.

Obwohl das Territorialprinzip einiger Kritik ausgesetzt ist, funktioniert es in verschiedenen Ländern, besonders den reicheren wie Kanada, Belgien, Luxemburg und der Schweiz, recht gut. Anfänglich standen sich die beiden Prinzipien der Mehrsprachigkeit in Belgien konträr gegenüber: Das Individualprinzip herrschte bis in die sechziger Jahre und führte infolge der sprachlichen Asymmetrie im Lande und des daraus folgenden hohen Prestiges der romanischen Sprache zu weitgehender Französierung des Landes. Bemerkenswert sind die Folgen des Territorialprinzips im zweisprachigen Brüssel. Hier wurde die berühmt-berüchtigte "liberté du père (!) de famille" (die Wahlmöglichkeit einer der nationalen Sprachen durch das Familienoberhaupt) erst in den siebziger Jahren aufgegeben. Statt einer bilingualen Struktur hält Brüssel momentan zwei parallele, zumeist monolinguale Systeme in den offiziellen Domänen aufrecht. Die zwei größten Landesteile sind in Übereinstimmung mit dem Territorialprinzip mit Ausnahme einiger weniger Sprachgrenzgemeinden entweder einsprachig Französisch oder Niederländisch.

Diese Anwendung des Territorialprinzips wurde von Außenstehenden gleichzeitig mit Ablehnung und Bewunderung aufgenommen, da so offenbar eine kleine multilinguale Nation überleben konnte. Deshalb ist der erwähnte große Einfluß Belgiens auf Kanada nicht verwunderlich. Die Konsequenzen für den einzelnen Sprecher sind indes groß: während sozialer Aufstieg vor der Einführung dieses Konzeptes unabdingbar mit der Beherrschung zweier Sprachen (zumindest im Fall der flämischen und deutschen Bevölkerungsgruppen) verbunden war, kann das Leben heute in vielen Bereichen in einer Sprache verlaufen, nämlich der Sprache des jeweiligen Gebiets.

Der belgische Staat ist sehr sensibel, was die Beachtung der Rechte der einzelnen Sprachgruppen im Land angeht. Selbst sehr kleinen Minderheiten wird ein gleichberechtigter Status eingeräumt. Ein Teil der deutschsprachigen Minderheit in Ostbelgien, die weniger als 0,1% der Gesamtbevölkerung ausmacht, profitiert von der Sprachenregelung zwischen den beiden großen Landesteilen und wird genauso behandelt, wie die Niederländisch- und Französischsprecher, was zur Folge hat, daß Deutsch als dritte Nationalsprache im ganzen Lande dient. So sind z.B. alle Hinweisschilder auf dem Brüsseler Flughafen viersprachig - die drei offiziellen Sprachen Niederländisch, Französisch, Deutsch und obendrein - als internationale Luftverkehrssprache - Englisch und zwar konsequent in dieser Reihenfolge, um jede Hintansetzung zu vermeiden. Auch die belgische Autobahnpolizei berücksichtigt entsprechend alle drei nationalen Sprachen und wird bei der Verhängung einer Verkehrsstrafe dem Autofahrer zuerst die Möglichkeit geben, sich zwecks Zahlung einer Strafe für Protokollzwecke für eine der drei nationalen Sprache zu entscheiden.

Es ist bemerkenswert, wie sensibel Menschen gegenüber diesen potentiellen Konfliktquellen werden und wie bereitwillig die Regierung Geld ausgibt, um sie zu vermeiden. Natürlich ist das sehr kostspielig, aber anscheinend doch sinnvoll

im Rahmen von Sprachkontakt und Sprachkonfliktstrategien. Wieviel andere Länder gestehen einer Sprache mit so wenig Sprechern einen solchen Status zu? Wird das jedoch nicht getan, so ergäben sich daraus auf lange Sicht wohl noch größere Kosten sowohl ökonomischer als auch politischer Natur. Die belgische Konfliktregelung kann somit in mancher Hinsicht als Vorbild für die Europäische Union gelten.

3.2 Entemotionalisierung

Ein anderes positives Ergebnis des Sprachstreites in Belgien ist eine gewisse Entemotionalisierung der Sprachenfrage. Das bedeutet die weitestgehende Trennung von emotionellen und sprachlich-kulturellen Faktoren. Mit der Einführung des Territorialprinzips hoffte der belgische Gesetzgeber, daß eine strenge Sprachenregelung in wenigen grundsätzlichen Lebensbereichen genug Raum für die größtmögliche Freiheit des Sprachgebrauchs auf anderen Gebieten lassen würde. Während der durch das Territorialprinzip geforderte Einsprachigkeit in den meisten mehrsprachigen Ländern mindestens zwei Domänen betrifft (das Bildungssystem und die öffentliche Verwaltung) kommt in Belgien die "Betriebssprachendomäne" hinzu. Wie bereits angedeutet, muß die Sprache des Territoriums in allen formellen Verträgen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer gebraucht werden. Spannungen, die sich aus sozial determinierter Sprachwahl (wenn z.B. ein Manager eine andere Sprache als die Gewerkschaftsvertreter gebraucht) ergeben können, werden dadurch reduziert.

Zusammen mit der Sprachgesetzgebung wurde ein Plan zur Förderalisierung und Regionalisierung entwickelt, der eine zentralisierte Sprachplanung nach dem Vorbild Frankreichs verhindern sollte. Da solch regionalisierte Sprachplanung (in Belgien "kommunalisiert" genannt) innerhalb der verschiedenen Sprachgruppen nur in einigen wenigen, aber nichtsdestoweniger entscheidenden Lebensbereichen angewendet wurde, werden in den restlichen Domänen sozusagen als Kompensation staatliche Abstruenz zur Förderung von Liberalität und Toleranz gezeigt.

3.3 Abschaffung der Sprachzählung

Statt dem Vorbild Nordamerikas und Rußlands zu folgen, die ihre Einwohner in großangelegten Sprachenzählungen ("Zensus") den vorhandenen Mehr- und Minderheitensprachen zuordnen, ist Belgien in der zahlenmäßigen Erfassung von Minderheiten seinen eigenen Weg gegangen. Die Rechte und Pflichten einer Mehrheit oder Minderheit sind nicht länger ausschließlich von ihrer zahlenmäßigen Stärke abhängig. Daß die relative Größe einer ethnolinguistischen Gruppe nicht mehr länger der alleinige Faktor der Sprachplanung ist, bedeutet, daß Überlegungen zum Schutz einer Sprachgemeinschaft von der Annahme ausgehen, daß eine numerische Minderheit mehr Unterstützung als eine Mehrheit

benötigt, um Gleichberechtigung zu erlangen. Demzufolge hat der belgische Staat die Sprachenzählung bei der Volkszählung abgeschafft und damit sicher auch beachtlich zu einer Entemotionalisierung beigetragen.

Da Belgien sich in dieser Hinsicht von den meisten anderen mehrsprachigen Nationen unterscheidet, werden wir die Frage der Sprachzählung detaillierter betrachten. Wir haben hervorgehoben, daß Bilingualismus immer asymmetrisch ist, bilinguale Sprecher werden immer aus dem einen oder anderen Grund - sozioökonomischer Status, kulturelle Identität, etc - eine Sprache bevorzugen. Deswegen kann die Datensammlung über Bi- oder Multilingualität in einer Region in Form einer Zählung kaum genaue, sozial genaue Informationen liefern. So gaben in der Zählung von 1933 in Martelingen, einem kleinen Dorf an der Grenze zwischen Luxemburg und Belgien, 97% der Einwohner an, deutschsprachig zu sein, und nur 3% behaupteten, sie seien frankophon. 1947, in der letzten Volkszählung in Belgien, schien sich die Situation umgekehrt zu haben: die Mehrheit der Sprecher behauptete, sie seien Frankophone, und nur wenige Prozent sahen sich selbst als Deutschsprecher. Der Grund für diesen Unterschied liegt auf der Hand: natürlich waren die meisten Dorfbewohner bei beiden Zählungen zweisprachig, aber 1933 wurde Deutsch aus weltanschaulicher Perspektive eher bevorzugt, während es 1947 - nach dem Zweiten Weltkrieg - wenig beliebt war, und es folglich wünschenswert erschien, Französisch zu sprechen. Deshalb sollten Daten einer Sprachzählung in mehrsprachigen Konfliktsituationen mit Skepsis behandelt werden, da die Informationen, die sie über Mehrsprachigkeit zu geben scheinen, stets durch außersprachliche Faktoren verzerrt sind.

3.4 Positive Diskriminierung

Als weiterer Punkt soll die *positive Diskriminierung* von Sprachminderheiten betrachtet werden, ein Aspekt, der von großem Nutzen für die kleineren Minderheiten im zukünftigen Europa sein könnte. Positive Diskriminierung heißt, daß die Minderheit mehr Rechte und Vorteile bekommt, als ihr zahlenmäßig nach dem Proporzsystem zustünde, um das gleiche sprachliche Reproduktionspotential wie die Mehrheit entwickeln zu können.

Im Falle von asymmetrischer und zugleich institutionalisierter Mehrsprachigkeit sollte, wenn nötig, die Struktur des Bildungssystems die Minorität explizit fördern, um zu den gleichen Ergebnissen wie die Mehrheit zu gelangen. In der Praxis kann das z.B. bedeuten, kleinere Klassenstärken für kleinere Sprachgruppen zu akzeptieren, sowie für bessere Bezahlung bei Lehrermangel zu sorgen. Minderheitsschüler sollten mehr Rechte und Vorteile haben, gerade weil sie vom Sozialprestige her und zahlenmäßig schwächer sind, damit sie auf lange Sicht die gleichen sozialen Zugangschancen haben.

Eine andere Form positiver Diskriminierung ist eine Belohnung aller derjenigen, die in einer zweisprachigen Situation arbeiten müssen. So könnte z.B. ein Briefträger in Brüssel wegen des mehrsprachigen Arbeitsaufwandes mehr

verdienen. Offensichtlich würde das auch zu einer Hebung des Prestiges und des Status von Zweisprachigen führen.

3.5 Freier Markt und Sprache

Im Gefolge der Entemotionalisierung des Sprachendisputes in Belgien haben sich noch andere Wege zur Konfliktvermeidung und -lösung entwickelt. Heute kann die belgische multilinguale Situation als besonders liberal in Bezug auf die drei Landessprachen ebenso wie die wichtigsten Fremd- und Nachbarsprachen charakterisiert werden. Es ist jetzt viel leichter für die einzelnen Sprecher, die Sprache zu wählen, die sie in Übereinstimmung mit ihren persönlichen und beruflichen Plänen benötigen. Individuelles Sprachverhalten und Spracherwerb korrespondieren mit dem freien Markt. Auf diesem Wege konnte sich Multilingualimus, einmal von zahlreichen historischen und sozialen Vorurteilen, Stereotypen und Emotionen befreit, an Angebot und Nachfrage anpassen. Dazu kommt ein rein ökonomischer Gesichtspunkt: die Funktion der Hauptstadt Brüssel als internationaler Treffpunkt hat die Bereitschaft der Bevölkerung zum Fremdsprachenerwerb gefördert, da sich die Beherrschung der benötigten Fremdsprachen nachweislich auszahlt. Somit zeigt das belgische Beispiel, daß eine ökonomisch, durch die Nachfrage bestimmte, motivierte Sprachwahl bei der Motivierung zur Mehrsprachigkeit erfolgreicher ist, als eine zentralisierte Sprachplanung, die sich nur schwer flexibel an den sich ständig ändernden Sprachbedarf anpassen kann.

4. Schlußfolgerung

Nachdem wir die Lösungen diskutiert haben, die Belgien zu einigen der Probleme gefunden hat, die sich aus der bestehenden Mehrsprachigkeitssituation ergeben, muß hervorgehoben werden, daß es demzufolge kein allgemeingültiges Mehrsprachigkeitsmodell gibt, das in allen Kulturen, Ländern und unter allen Umständen angewandt werden kann. Der spezifische Kontext einer jeden mutilingualen Situation muß sich in der regionalen und der überregionalen Sprachpolitik eines jeden Landes widerspiegeln und, maßgeschneidert auf die jeweilige Sprachgemeinschaft ausgerichtet sein und mit den realen ökonomischen Bedürfnissen korrespondieren. Die unterschiedlichen Beispiele, mit denen wir uns beschäftigt haben, und zu denen sich leicht zahllose andere hinzufügen ließen, zeigen deutlich, daß ein einziger Plan zur Lösung der Sprachenprobleme im vereinten Europa nur fehlschlagen könnte. Es gibt keine einfachen und pauschalen Lösungen, sondern nur eine fallweise bestimmte, situativ und kontextuell angepaßte Sprachpolitik.

4.1 Gemeinsame Anstrengungen allochthoner und autochthoner Gruppen

Trotz der Tatsache, daß allochthone und autochthone Gruppen überwiegend ein relativ geringes Prestige ihrer Sprachen und Kulturen als gemeinsamen Nachteil gegenüber der dominanten Gruppe haben, ist zu beobachten, daß es bis heute in Bezug auf die Einforderung von Sprachrechten in Europa nur wenig oder gar keine Kooperation zwischen diesen beiden Gruppen gibt. Diese Kooperation wäre jedoch naheliegend, da vergleichbare Benachteiligungen auch gemeinsame Lösungen erheischen. Ohne Zweifel haben sich die neuen, oft sozial definierten Minderheiten, wie Migranten, Gastarbeiter, Rück-, Aus- und Umsiedler, Flüchtlinge, Emigranten und Transmigranten in den Vordergrund des europäischen politischen Kontextes geschoben. Alle diese Gruppen haben ein neues Bewußtsein unter den Mehrheitsbevölkerungen hervorgebracht, das statt einer Zurückdrängung der einheimischen Minderheiten eher ihre Förderung zum Ergebnis hatte. Auch sie wurden von den neuen Tendenzen, wie einer Renaissance der Dialekte und Minderheitensprachen, mitgetragen. Ein neues, an kleineren Einheiten orientiertes, regionales Bewußtsein - wie die "small is beautiful"-Bewegung der sechziger und siebziger Jahre - hat in immer stärkerem Maße die Aufmerksamkeit von Forschung, Politik, Kultur und der Öffentlichkeit auf Minderheiten gelenkt, deren Bedeutung in einem kulturell lebensfähigen Europa, das Ost und West einschließen sollte, nicht mehr in Zweifel gezogen werden kann.

Dennoch reagieren Mehrheitsgruppen in ihrer Einstellung zu Sprach- und Kulturminoritäten gegenüber allochthonen Gruppen bedeutend negativer als gegenüber autochthonen Minderheiten. Die Konfrontationen zwischen der Mehrheit oder dominanten Gruppen und den einheimischen oder immigranten Minderheitengruppen finden auf unterschiedlichen Niveaus statt (sozial, politisch, ökonomisch, kulturell), obwohl die Formen der Diskriminierung oft die gleichen sind.

In der Soziolinguistik haben nur wenige Forscher beide Minderheitengruppen parallel untersucht, trotz des Nutzens, der sich aus einer gemeinsamen Vorgehensweise ergeben könnte. In den Niederlanden, der Schweiz und Frankreich werden autochthone und allochthone Gruppen aus wissenschaftsimmanenten oder ideologischen Gründen sehr unterschiedlich beschrieben und analysiert. Demgegenüber fehlen in Großbritannien wiederum die soziolinguistischen Kontakte zwischen den Linguisten, die sich mit den sogenannten "entkolonisierten" Sprachen beschäftigen, und den Forschern in Schottland und Wales, die über keltische Sprachen arbeiten. Sicherlich sind die nur scheinbar grundverschiedenen Konfliktsituationen ein Grund für die fehlende Kooperation So ist es nicht verwunderlich, wenn es kaum Vorschläge zur Konfliktlösung gibt, die versuchen, die vergleichbaren Sprachkonflikte der beiden Gruppen zu neutralisieren.

4.2 Neubewertung der Situation

Dieser Bereich der kontaktlinguistischen Forschung wächst und verändert sich ständig. Erstens lagen die dörflichen Gemeinschaften, die die Sprache und andere Identitätsmarker ihrer Minderheit konservierten, bisher oft in der Peripherie der verschiedenen europäischen Staaten, und aus diesem Grunde wurden sie in der Vergangenheit häufig als marginal betrachtet. Wenn sie am Wohlstand und ökonomischen Fortschritt teilhaben wollten, mußten sie urban und industriell werden. Sie verloren in diesem Prozeß in vielen Fällen ihre Besonderheiten, einschließlich ihrer Sprache. Nun finden sich eine Reihe dieser Gemeinschaften im Herzen des neuen Europa wieder, da sie entlang von Grenzen und damit in Kontaktachsen liegen. Geographisch und geopolitisch sind sie somit nicht länger marginal. Weiterhin kann es durchaus sein, daß ein übernationales Europa Regionalismus eher toleriert als die früheren Nationalstaaten. Das bedeutet, daß sich diese Gemeinschaften in einem Umschichtungsprozeß befinden. Es ist notwendig, diesen Prozeß zu untersuchen. Um zu verstehen, was in einigen dieser Gemeinschaften bereits passiert ist und noch passieren wird, müssen wir uns vor allem mit den Sprechergruppen beschäftigen, denen es gelungen ist, ihre Sprache und Tradition zu erhalten. Minderheitsgruppen wie die Katalanen geben Aufschluß darüber, wie eine Minderheitengruppe erhalten und gefördert werden kann. Hier müssen wir der lokalen und regionalen Entwicklung mehr Aufmerksamkeit schenken.

Zweitens ist die Mehrsprachigkeit in europäischen Großstädten eine relativ junges Phänomen. In einigen Fällen wurden sie genau untersucht, in anderen Fällen bleibt noch eine Menge Arbeit zu tun, um die Entwicklung genau zu verstehen. Das ist ein Gebiet, in dem sich Rassismus und Linguistik oft berühren und wo sich Probleme und Konflikte aus multilingualem und multikulturellem Kontakt ergeben können, aus Versuchen der dominanten Gruppe, sozialen Aufstieg für ihre Mitglieder zu sichern, und aus einem Gefühl der Bedrohung, da sich durch den Zuzug anderer Gruppen die eigene Identität zu verwischen scheint.

Drittens bleibt das Problem der Sprachen in der Europäischen Union weitgehend undiskutiert und deshalb ungelöst. Was immer die Lösung sein wird - drei, vier, elf oder mehr Arbeitssprachen - das Europa der Zukunft wird nicht einsprachig sein. Der Beitritt der skandinavischen Nachbarn - Länder, die traditionell Englisch bevorzugen - und Österreichs zur Union 1995 könnte eventuell das sprachliche Mächtegleichgewicht in Brüssel und Luxemburg verändern und wird ohne Zweifel die Debatte neu beleben.

Viertens müssen wir uns mit den Sprachkonflikten entlang der Grenzen der EU mit den früheren Ostblockstaaten auseinandersetzen, wo Sprache mehr und mehr zu einem Symbol wiedererwachenden Nationalismus zu werden scheint. Hier muß zwischen Konflikten mit historischen Wurzeln und solchen, die künstlich - aus Gründen der Grenzverschiebung, der Staatsneugründung oder einfach aus ideologischen Motiven - entfacht wurden, unterschieden werden.

Es ist deutlich geworden, daß mögliche Ursachen für Sprachkonflikt überall in diesem Europa existieren, in dem sich polarisierende Tendenzen bemerkbar machen: Neben länderübergreifenden Verbundzusammenschlüssen nehmen gleichzeitig Nationalismus und Regionalismus zu. Aus der Geschichte kennen wir die möglichen Konsequenzen der Unterdrückung von Konflikt, beispielsweise seiner Verneinung. Deshalb sollten wir als Spezialisten sinnvolle Beiträge zur Analyse, Beschreibung und Kontrolle komplexer linguistischen Situationen leisten, die bereits exitistieren oder im Begriff sind, sich zu entwickeln.

Bibliographie

Grosjean, F. (1982): Life with Two Languages. Cambridge, MA. and London: Harvard University Press.

Haarmann, H. (1980): Multilingualismus I, II. Tübingen: G. Narr.

Hartig, M. (1980): Soziolinguistik für Anfänger. Hamburg: Hoffmann und Campe.

Haugen, M. (1966): Language Conflict and Language Planning. Cambridge, MA: Harvard University Press.

Inglehart, R.F. and Woodward, M. (1967) Language conflicts and political community. In P. Giglioli (Hrsg) Language and Social Context. New York: Penguin.

Mattheier, K.A. (1984): Sprachkonflikte in einsprachigen Ortsgemeinschaften. In E. Oksaar (Hrsg) Spracherwerb-Sprachkontakt-Sprachkonflikt (S. 197-204). Berlin, New York: W. de Gruyter.

Nelde, P.H. (1984): Sprachökologische Überlegungen am Beispiel Altbelgiens. In E. Oksaar (Hrsg) Spracherwerb-Sprachkontakt-Sprachkonflikt (S. 167-79). Berlin, New York: W. de Gruyter.

Nelde, P.H. (1994): Languages in Contact and Conflict: The Belgian Experience and the European Union. Current Issues in Language and Society: Languages in Contact and Conflict: Experiences in the Netherlands and Belgium, Vol. 1, No. 2, 1994 (S. 165-182).

Oksaar, E. (1980): Mehrsprachigkeit, Sprachkontakt, Sprachkonflikt. In P.H. Nelde (Hrsg.) Langues en contact et en conflict (S.43-52).Wiesbaden: F.Steiner.

Weinreich, U. (1953): Languages in Contact. New York: Publications of the Linguistics Circle of New York.

Williams, R.M. (1947) The reduction of intergroup tension. Social Science Research Council Bulletin 57, 40-43.

The evolution of the linguistic situation in Finland

MATTI KLINGE
Helsinki

The problems relating to the existence of two or several languages in a country are rarely confined to the problems relating to two languages and two civilizations only. In most cases they are the result of social inequalities created by political conditions. It is very much more a question of the language of the conquerer and that of the vanquished; it is a matter of the language of the higher class versus the language of the lower class rather than a matter of the language of the numerical majority or minority. Questions and disputes concerning languages can rarely be considered as solely linguistic problems, especially not in cases where the two languages are not very close to each other. It is extremely rare that the borders of linguistic regions are coincident with the political borders, at least where the languages concerned form a cultural coherent circle, as is the case for instance with Denmark, Norway and Sweden. These characteristic features can be distinguished very clearly as regards the problems of the language of Finland, and towards 1850 they led to a certain number of disputes which lasted to the beginning of the World War II, and which coincided with other tendencies, that is to say, those of political emancipation.

The bilingualism of Finland - Finnish and Swedish - dates back approximately a thousand years. The first inhabitants of the country are to-day represented by the Laplanders. These were nomads, pushed towards the North by the Finnish who came to the country from the South and the East. The colonization of the latter started at the beginning of our era. The Finnish belong to the finno-ugrian linguistic family amongst the members of which only the Hungarians, the Finnish, and the Estonians - whose language is very close to that of the Finnish - have risen to the level of civilized peoples and consequently have developed their language to the level of an instrument for cultural needs. This development took place under the influence of the wider civilization to which they now belong, that is to say Western civilization. These three nations have lived at the borderline of two civilizations, and this has often given rise to political and cultural controversies, but this has also led to reciprocal cultural influences. The Hungarians, who differ much more from the Finnish and the Estonians from an anthropological than from a linguistic point of view, have been fighting against the Turks; apart from the Church, their contact with Western civilization has been maintained by the Austrians to whom the Hungarians were subjected. In Estonia, it was the Germans who were the masters of the country, who entertained the struggle against Russia

and, after the annexation of the country to Russia in the 18th century which has lasted up to our century, still constituted the higher class of culture and of administration, as well as the class of great landowners.

Finland has been politically united to Sweden (the central part part of Sweden of our times), on account of the interests of the Swedish policy towards its Eastern neighbours and for the interest of the Western Church. This started in the course of the 12th century and the "Eastern" region was successively extended towards the East and the North until the middle of the 16th century by means of what may be called the crusades, the fortifications, the treaties with Russia (Novgorod) and, in particular, by means of the colonization of the vast virgin areas of Finland. In this political and administrative community of Finland and Sweden, which was strengthened over time, Finland was on the contrary only a group of provinces of Sweden, with the same political rights as the other provinces. (In the middle ages and up to the middle of the 17th century, Sweden was quite different from the aspect it presents to-day, the southern border being situated far more to the North than is the case to-day, and the eastern border reaching as far as St. Petersburg. In Finland, the Sweden of that period is often called Sweden-Finland, which though erroneous from a historical point of view, gives us an idea of the the actual conditions of that time.)

The Swedish period with its trade, cultural and religious relationships from the 12th century and until 1809 marked the initiation of the Finns into Western civilization. The Swedish language was the language of the administration and, side by side with Latin, that of education. In the course of the centuries it extended its field to practically all the occupations relating to administration, to trade, and to industry; agriculture, on the contrary, remained faithful to the old language, and the church for its part addressed itself to the people mainly in the language of the people, according to one of the principles of the Lutheran Reform of the Church. There are reasons to believe that the nobility of the country mastered and used Finnish as late as the 17th century, but the tendency to make the conditions of this class uniform throughout Europe, so that the landowners became gentlemen in the French and Italian style, as well as the influences of the great wars of that century have contributed to a modification of this state of affairs. In the 18th century the civil servants and bourgeois of the cities began to follow this example. The continuous process of adopting the Swedish language by the higher classes of the country was not the result of a deliberate programme established in the interest of the nation. It occurred all by itself, because the stronger and more developed civilization, as well as the attitude of the government, emphasized the official language at the expense of the national language.

This evolution was accelerated by the immigration of Swedish officials, soldiers and tradesmen as well as by weddings and parent relationships with members of the family living in Sweden (in the narrow sense of the word). According to the way of thinking of that time, neither the government nor

anybody else could see any harm in the ongoing process of modification of the character of Finland, as far as language was concerned; but on the other hand, nothing was done to precipitate this process. At the Diet there were interpreters in order to facilitate the task of the Finnish peasants and so as to enable them to participate in the work of the Diet. Decress were published in Finnish as well and the clergy did its best to teach reading and writing to all concerned. No discontent as such could be noted among the Finnish peasants. Civil servants' ignorance of Finnish was only considered as a fault if other reasons for discontent also occurred, and in that event, all negative factors would be argued against them. However, civil servants' ignorance of the national language never seems to have been a primary cause of complaint.

Finnish literature had begun somewhere between 1540 and 1550, when the New Testament and fragments of certain other biblical works had been translated into the Finnish language. In 1642, the entire Bible was published in Finnish. At the beginning of the 18th century the first dictionary was published and, at the same time, one finds the first expressions of Finnish points of view as regards history, and the first scientific interest in the Finnish language and the national culture of the Finns. In the last half of the 18th century, the Herder period, Henrik Gabriel Porthan, a librarian and professor of the old University of Åbo (Turku), a farsighted scholar and a collector, started scientific reasearch on Finland, its geography, its language and in particular its history, and its quite unique popular poetry (folklore).

Apart from its scientific influences, the work of Porthan has been of importance for the birth of national romanticism which emphasized the role of the language in political affairs. The research and the teaching spread throughout the country from the chair of Porthan, particularly from the clergy, helped to strengthen the educated people's notion of Finland's cultural situation in the Kingdom of Sweden. In the course of the 18th century several wars had shown that the resources available to Sweden for the maintenance of Finland were extremely doubtful. When Russia conquered the country during the wars against Napoleon in 1808-1809, the higher classes were easily convinced to accept the new regime, because the administration was not changed, and instead of becoming one of the ordinary provinces of Russia, Finland became an autonomous Grand Duchy. The fact that the country maintained its Swedish laws and its representative government is due to the ideas of Alexander I and his advisers, according to which one should not level down a well-developed administration in the interest merely of uniformity. This also meant that the Russian language was not imposed upon us and that the Swedish language kept its position as the language of administration, cultural life and education. And social promotion and the general civilization involved a continuous transition from Finnish to Swedish - in particular in the cities - this major political change did not have a great influence on the linguistic conditions or on the evolution of the languages in this country.

In spite of the birth of a large theological literature in the Finnish language and, consequently, the creation of a Finnish written language, and in spite of the fact that modest journals and papers for peasants had been produced in Finnish during the years 1770-80 and 1820-30, the language was still but little evolved and could not be really used as a means of expression of a higher culture. As none of the related languages were sufficiently advanced to be used to that end, insinuations were made here and there in the course of the 19th century, that the Finnish language could perhaps never be used as a means of communication in a higher culture. This conception was supported by the fact that in the field of linguistics Finnish as well as Hungarian are synthetic and agglutinative languages which were considered as inferior to analytical languages. The *"Kalevala"*, the epic published for the first time in 1835 by Elias Lönnrot who had composed it on the basis of popular epic poems and cycles of poetry on the model of the Homeric epics, became a true precursor of the struggle against the opinion that the Finnish language and people were of an inferior kind. Very rapidly the *Kalevala* was translated into Swedish and French and other languages, and it was extremely well received on the continent. It has helped to make the Finnish country and people known not only in Europe but also in Finland, by giving them a civilized profile.

The literary society of Finland, which was founded in 1831, and whose activities were at rather an academic level, worked in order to establish a national civilization in the classical-romantic spirit, and used Porthan (who had died in 1804) and the *Kalevala* as the ideal cornerstones. The poet Johan Ludvig Runeberg wrote poems in the same spirit, although he used the Swedish which was his native tongue. Besides the *Kalevala*, it is to him that the Finnish owe their cultural emancipation.

In his poems in hexameters, Runeberg gave a picture of the Finnish countryside and the Finnish people, which was to play a fundamental role, both in the life of the Finnish and in the foreign opinion of Finland probably up to the period of World War II. To Runeberg, it was harmony and serenity that characterised the landscape and the people of Finland. To him people were honest and peaceful, and they lived in arcadian simplicity, The epic song, more magical than heroic, attributed the higher ends of life to the characters depicted by Runeberg.

These Homeric and Herderian ideals were very well adapted to the conditions imposed by the political situation of the country, and whilst calling the attention of the world to everything that was original and characterstic in the country, could also contribute to turning eyes away from the continent and the currents of political liberalism and romanticism which were steadily increasing on the Continent, Sweden included. The decades that started in 1830 and, in particular, that which started in 1840 were in Europe a period of political discontent, a period where the claims to obtain the right to organize meetings and a democratic government were gradually strengthened and burst out finally in 1848-49 in a series of revolutions, not only against monarchic

absolutism, but also against the cultural, religious and social conditions developed under the protection and according to the ideal of the authoritarian systems.

In many countries and, in particular, in Germany, in Italy, in Poland and in Hungary, the tendencies towards liberal emancipation were linked to the national issued. Supernationalist programmes were established here and there, such as Scandinavianism and Panslavism. These liberalist and nationalist ideas of the Continent were introduced into Finland by Johan Vilhelm Snellman. In the 1830s, as a lecturer in philosophy at the University of Helsinki, and president of one of the students' associations, Snellman tried to find favourable acceptance for the ideas of Hegel and Schelling on the true meaning of university studies, and of the intimate solidarity of the academic world. A study trip to Sweden and to Germany which lasted three years produced a considerable radicalization and a desire to apply these social ideas, which were now to be extended outside the sphere of academic life so as to encompass the entire nation, to practical life. During his stay abroad Snellman wrote two books, one of them on political science. Upon his return to Finland, he went in for journalism and with his newspaper "Saima", he obtained rapidly the support of the young generation.. Nevertheless, it took some time to break down the aesthetic nationalist ideals (represented by the *Kalevala* and Runeberg), to the benefit of Snellman's radical ideas on nation, religion and society, characterized by the doctrines of the left wing politics of Hegel. The conditions of censorship cut short the propagation of Snellman's ideas. Living far from Helsinki, he did not even have any direct personal contact with the students, whom he considered, however, as the only element in the country with whom it should be possible to try to build up a different future.

The political programme of Snellman consisted in emphasizing the importance of a social critique instead of submitting oneself blindly to bureaucracy. His national programme had the same objective. It was based on a concept of history according to which the Finnish nation could subsist in universal history only as long as it would be in a position to create its own culture. Now, this would necessarily imply the contribution of the entire nation, and not only of the educated classes. Hence it was important to obtain cultural independence and, moreover, national and political independence, founded on the creative activity of the Finnish language. To that effect it was necessary to lead the national movement in a more practical direction with the objective of educating the people, and of encouraging it to take an interest in its cultural and political affairs. Snellman's objective was to create a civic society instead of a bureaucratic-authoritarian society, and the essential problem therefore was to promote participation. It was a matter of broadening the basis of the movement and of obtaining the collaboration of the majority, these being the vital questions for the future of the nation. That was why Finnish should some day predominate over the Swedish language and become the language of civilization and administration in the country.

Snellman's nationalist ideas and projects for future were, in general, very well received by his contemporaries, who, however, often considered the reforms concerning the positionof the Finnish language as something too hasty at that time. Snellman did not consider himself able to adopt the Finnish language and he did not even think it was necessary, so that until his death in 1881 he remained faithful to the Swedish language, his own mother tongue. But he expected that the young should work for the education of the people. The aim of his activities, which were first and foremost based on philosophical arguments, was to impart this ideal to the younger generation. In his work as a journalist and in his university career, as well as in the expression of the ideas for which he was struggling, he rapidly met strong resistance from the Government which gave him to understand that this type of activity for the propagation of political tendencies was not desirable. His journal "Saima" was suppressed after having published for a year and a half, and Snellman was not appointed professor of philosophy, as had been expected. The attempts to modify the Literary Society of Finland, the objective of which was to make it a more general association, were stopped, and the plan to associate peasants and students with it just when it was about to be achieved. The reform of the Literary Society was accompanied by a plan to publish a series of literary works, including the social critiques of contemporary writers as Victor Hugo and Eugène Sue in Finnish; but this project, together with other points of view which had been expressed and which the Government considered dangerous, led to the prohibition of publishing any literature in Finnish except economic or religious works. This happened in 1850, when the reactions of the Government had grown acrimonious as a consequence of the attempts at a revolution which had been made here and there - in particular in Hungary - and which had been suppressed.

The prohibition of printing books in Finnish was therefore established in order to eliminate the idea of participation for which Snellman had striven. This decree which did not have great practical effect was partly abolished four years later, and totally abolished after ten years, but nevertheless strengthened the position of the Finnish language from an emotional point of view. As the Government for its part was ready to increase the share of the Finnish language progressively, the 1840's can be regarded as a period of transition as regards the position of the Finnish language. A new current had now been born, running against the Swedenisation due to social promotion and for the strengthening of the position of Finnish.At this time, the two currents were not apparent at the University. Journalism and literature ran ideologically counter to each other. The priority of the Finnish language was recognized in principle, and even people who had considerable trouble with expressing themselves in it called it their mother tongue. In the future, the Finnish language would carry the day completely over the Swedish language, but this future seemed illusory to most of the educated Finnish; it seemed so remote that it did not imply any practical consequences. Others on the contrary wanted to go ahead and change

rapidly, thinking particularly of the political consequences - the attitude towards Russia - that would follow greater social participation. As I said before, the Government wanted to suppress a nationalism which by its political tendencies advocated the education of the people. In return, it was ready to improve the knowledge of Finnish as far as civil servants were concerned. To that end a professorship of the Finnish language was instituted at the only university of the country, that of Helsinki, in 1851, at a time when the chairs for the teaching of modern languages were very rare. For ideological reasons, the study of this subject was very popular, although for a certain time, the national interest as such was disregarded in favour of the liberal tendencies which marked the modification of the policy of the Government of Nicholas I, whom Alexander II succeeded in 1855.

Alexander II became famous in history mainly on account of the colossal land reform which he accomplished in 1861, eliminating serfdom in Russia. His reform policy met with considerable difficulty and could not be fulfilled in Russia, but in Finland, with no serfdom, the reign of Alexander II was a period of enlightment. The Diet, which for decades had only existed on paper, was revived and censorship was considerably reduced. All this meant that a remarkable democratization of the society, and a really civic participation of the population were achieved. Snellman, who had earlier tried to achieve all this, had made himself avaiable to the Government at the time of the change of the regent. He was first appointed half political professor in philosophy and later he was made a senator and Head of Finance. He was one of Alexander's counsellors on Finland's political affairs. Through the influence of Snellman, the regent was convinced to publish a bill in 1863 which all of a sudden made Finnish an official and administrative language side by side with Swedish, although this reform only came into force twenty years later. In the 1860s the Finnish language was intoduced into secondary education where its share increased easily, although not without disputes. At the same time, the Finnish language made its first steps in the field of science and at the University. Journalism and literature etc. started working in this language. Finnish civilization blossomed. There was already a nationaly civilization, which so to speak was now translated into Finnish. Problems of terminology were sometimes difficult to solve, of course, but after all we did not have to create everything, since there was already a background.

Considering the previous doctrines which in principle recognized the priority of Finnish and considering its role as a proper mother tongue, the progress of Finnish should have been generally accepted and favoured even among the educated classes. However, on a long term basis, the reaction was quite different in part, and this is due to the fact that the language problems were related to political problems, which were considered of vital importance in relation to any other problem. It was first and foremost the question of the political attitude vis-à-vis Russia and also in part, vis-à-vis Sweden. In 1854-56, on the occasion of the Crimean War which took place not only at the Black

Sea but also at the Baltic Sea and lateron during the struggle for the independence of Italy in 1860, a movement in Finland arose among the literary circles and the students, hoping that Finland could in fact be detached from Russia and associated with Sweden. The partisans of this movement understood that from a cultural point of view the independent position of Finland would not be possible on a long term basis. As a political change was out of the question, those concerned indulged a cultural Scandinavism which implied a cultural association with Sweden on a voluntary basis. The Finnish cultural tendencies had no importance from that point of view, and might even be negative, because if the country was really to become more Finnish this would mean a removal from the Scandinavian cultural sphere. Apart from this movement, there was also a liberal minority which recommended a prudent progression towards the promotion of Finnish, so as to make it the official language and the sole language, or at least the main language of the civilization. They feared that a sudden change accompanied by a broadening of the basis might entail a lowering of the cultural level. Instead of the old educated class which spoke Swedish, there would be a new leading cultivated class who more numerous, but whose education was also more superficial. They felt that the tradition of this class towards civilization and the Finnish rights would mean a weakness vis-à-vis the Russian claims which could be fatal and which could in fact lead to the loss of internal autonomy for the country before the new class had had the time to raise itself to the cultural level of the former leading class. These dangers were not only considered as theoretical. In fact, the movement of Snellman accepted a less negative attitude towards Russia. According to the theory of Hegel adopted by Snellman, there was nothing more important for the subsistence of a nation than the development of everything that was really specific to it, and first and foremost its language. That is why no alliance with Sweden, either cultural or political, was desirable, because the result would have been of course that Swedish would override the Finnish language. On the other hand, the educational trends and the transition from Swedish to Finnish as an official language was to be recommended, it was even indispensable. In order to achieve that end, Snellman was ready to abandon his attitude of opposition and to cooperate politically. The "fennomanian" party was then quite ready to cooperate with the Russians in order to obtain national advantages, but it was precisely this collaboration which seemed clearly dangerous to the liberal and Scandinavian circles. It seemed to be a broad road open to concessions in constitutional matters. Snellman was even ready to sacrifice form in favour of his course, for instance as regards the implementation of the manifest of languages in 1863. But who could affirm, he asked the others, that the constitution would not be violated on the initiative of the Russians? This theory is obviously not sufficient to give an ideological explication of the attitude of Snellman and his colleagues. Very probably their attitude was based on a "Realpolitik"; according to him it was necessary to proceed to true positive work instead of

mobilizing forces for the defence of the constitution. After all, it seems that all that the partisans of a given idea consider as "Realpolitik" is in fact considered by others as opportunism and submission.

In these circumstances, the language became a distinctive sign of different opinions and different ideologies, not only in matters of language but also in other matters. But as the attitude towards language had become a common measure for political opinions, its importance had of course become dominant. In the Scandinavian camp, called later on "Suecomania", A. O. Freudenthal created an ideology in order to support the rights of the Swedish language in Finland, pretending that there was (and that there still is) a population of Swedish origin, consisting of the descendants of the Swedish who, in the course of the Middle Ages, had settled in Finland. This theory did not take into account the fact that the major part of the educated class did not come from these Swedish settlers but from Finnish families speaking Finnish. In any case, the theory was accepted only by a part of those who continued to speak Swedish. Other similar groups were composed,

1) of a large number of elderly civil servants who abided by all that was old and purely conservative and,
2) the large heterogeneous liberal group for whom the language in itself could not play such a vital role as for those who accepted the theory of national ideology of Hegel in one form or another. Amongst these partisans of liberalism there was also an important group of people who worked hard for the propagation of Finnish civilization in Finnish but who did not want to affiliate themselves to "fennomania" because of its tactics of collaboration, as they said.

Towards the end of the century the grouping of the parties was the following. There were two Finnish parties, the old fennomanian party, which now had got a considerable position both in the administrative and in the cultural and economical establishment and became conservative, and the young-Finnish liberal party. There was also an essentially liberal Swedish party to which belonged the Freudenthalians. Consequently, these parties reacted differently to the political crisis with the Russian government which started in 1899. The Swedish party and the members of the young-Finnish party were clearly on the defensive, although it was a passive defence, whilst the old Finnish party proposed ensuring that the Finns, by a partial concession, should at least have a share in the administration of the country.

The Diet in Finland included four estates up to 1906. Most of the partisans of the fennomanian ideology were amongst the clergy and amongt the peasants, whilst the nobility and the urban bourgeoisie were mainly adherents of the Swedish party. The major reform of the Diet in 1906 included a Chamber of Representatives and, instead of limiting the right of voting to the small number of the nobility, the clergy, of the bourgeoisie of the cities who had a certain income and of the land-owners, universal suffrage was introduced. The industrial and agricultural workers who had so far been deprived of all political

rights were now equal to all the others, which meant that 40 % of the seats were occupied by socialist representatives. The reform of the representation has considerably influenced the party system, which is now organized on a modern basis. The Swedish party especially has been affected by this new system, having dominated in two of the four orders, but now for the first time, having to gain the support of the electors in the real modern sense of the word. The Swedish population of the coast which so far had remained in the background (because the order of the peasants was fennomanian) became suddenly very important. This meant that the liberal Swedish ideology which had the character of a higher class and which had so far predominated, now had to give in to the "countryside Swedicism", i.e. to the Freudenthalism. Freudenthal's notion of two nationalities within the country is accepted at present as the basis for the new Swedish party which has even succeeded in getting 10 % of the votes, a number which corresponds to the number of Swedes. The Reform of the Diet has therefore introduced an accentuated nationalism amongst the population which spoke Swedish. They feared that the Swedish language would disappear totally after having lost its political support and because a new educated class which spoke Finnish had been born towards the end of the 19th century, and had now become equal to, if not even stronger than the Swedish class in the administration and cultural life. The new Finnish educated class was composed in part by people who, following the ideology of Snellman, had voluntarily changed their language and sent their children to Finnish schools. Another ever increasing group was composed of children from Finnish families who - due to economic development and to the Finnish schools - had been able to go on to higher education and reach the level of qualifications required for the civil servants.

The accentuated nationalism among the Swedish-speaking population appeared at the time of Finland's declaration of independence which occurred at the same time as the Russian Revolution, towards the end of 1917, and which was followed by the Civil War between the bourgeois Finnish Government and the revolutionary socialists, supported by Russians. This struggle for independence and the civil war provided an important basis for the ideological evolution of the country because they resulted in radical attitudes on more points.

The nationalist Swedish movement was afraid that the Swedish language could not keep its official position as equal to Finnish under the new conditions and required therefore an internal territorial administrative and cultural autonomy. These claims, however, were not accepted - except perhaps as far as education and church matters are concerned - but they lost their topical interest when the new constitution of 1919 explicitly ensured both Finnish and Swedish of the right to be considered national languages, and that there should be full equality from the cultural standpoint for the two linguistic groups. In 1921 a law relating to languages was promulgated, based on the principle of

equality and reciprocity, and specifying the system according to which languages should be used in local administrative units.

No sooner had the Swedish radicalism waned than the Finnish nationalist movement appeared. This movement, based on the ideology of Snellman and of the old Finnish party, was initiated in 1923. Making claims for the settlement of the condition of the languages which would give the Finnish language the right to be the only official language, so that the State University of Helsinki would become more Finnish, etc. This movement, known as the "pure Finnish" movement, associated itself with the demand of the nationalist movement for the annexation to Finland of East Karelia, a vast region beyond the Finno-Russian border, where the majority of the population spoke the Finnish language. The Finnish volunteers had even tried to conquer this region at the time when the conditions in the USSR had not yet been stabilized after the revolution and the civil war. This new rationalism was marked by national socialist emphasis on the union of the people after the civil war, around the national ideal which should be used as a bond and present the power of the nation as the objective of the future. This power was necessary especially for the Eastern policy, being needed for the annexation of the *irredentas* as well as for the defence of the country against the Russian invasion which was feared.

This new nationalism was mainly a movement of students directed by a semi-fascist organization, the Karelian Academic Society. It owed its existence to need to put itself forward provoked by the young political group of the country, and it was quite clearly also directed against Sweden: they considered the Swedish opinion to be paternalistic and that Sweden did not seem sufficiently to appreciate its youthful neighbour, whose historic mission - it was thought - was to defend the West and especially Scandinavia against an invasion from the East. Therefore, in spite of the character of this nationalism which could be designated as a youth movement and, in spite of the youthfulness of its members and its tactics, this movement did, however, by its strong organization, its education, its comradeship, its persuasion and its indefatigable activity, succeed in putting forward a view which was strong enough to bring back aggression in language matters and to revive the old struggle over language, particularly in the countryside. In politics, the Agrarians, a very important centre party, took over the programme relating to linguistic matters of this movement. As the other right-wing parties and even certain social democrats had a sneaking sympathy for the claims of this nationalist movement, the question of languages was to remain on the agenda of the Parliament from the early 1930s right up to the beginning of the Second World War. To all parties, however, it was a matter of secondary importance that was put forward only at the time of an electoral campaign and when the party was in opposition. All the parties in power were on the contrary extremely moderate on this particular point during the period when they were in fact in Government. This is also true for the Agrarians. Nevertheless, the question of linguistic conditions at the State University, which had become a

symbol of the entire new struggle over languages, led to an extraordinary convening of the Parliament in 1935, and to demonstrations, etc. organized by students as before. The exceptional convocation of the Parliament and the demonstrations, were the culmination of this new struggle over languages. The general economic and cultural evolution contributed considerably to satisfying the need of the countryto put itself forward. This is also true on the level of internal politics, because the Swedes were no longer considered as the (only) higher class. The influence of universal politics was even more clear. The question of annexation of Karelia lost its importance on the eve of the great war. The Scandinavian orientation, which had always and in particular after the declaration of Finnish independence had many supporters, was strengthened, for reasons of the defence of the defence of the country against invasion also. When towards the end of 1935, the Parliament made a proclamation on the general Nordic orientation of the country, this was a hard blow to the pure Finnish movement, having militated against everything that was Swedish. Towards the end of the 1930s it was thus possible to envisage a reconciliation in the language struggle. It had not been able to satisfy the demands as far as principles were concerned, but nevertheless, it had created an opinion which was sufficiently strong, and which for instance expressed itself in attempts to give Swedish surnames - which for historical reasons were numerous in Finland - a Finnish form.

However, the parties, like certain organizations, were so keen on their programmes, and their attitudes were so radical that it was only an external cause that could solve all the problems at the same time. The war was in fact to be the cause. The solitarian Winter War against the USSR from November 1939 to March 1940 was so perilous for the existence of the country that all internal struggles had to be set aside. Naturally, the difference of opinion came up again after the war and even during the war of 1941-44, but appeasement in the language struggle had become definitive.

In the main the post-war period has been peaceful as far as linguistic questions are concerned; on several occasions the majority has stressed the importance of maintaining the position of Swedish in Finland. Many outstanding personalities who in the years 1920-1930 had been partisans of Finnish nationalism have changed their opinion, and the expression of pre-war nationalism which comes up from time to time is not really important and does not have any real impact among the youth. Swedish does not owe its relatively strong position to the Swedish population of the country, which only represents some 7 % of the population. Though the importance of this group, due to its high level of education, is greater than this percentage would seem to indicate, it is essentially through the Nordic orientation and the need for collaboration with the Scandinavian countries that the position of Swedish in Finland has remained so steady.

The second language of the country has until now been the first compulsory language after the mother language in all seondary schools of the country,

which means that more than 90 % of all the children have learnt Swedish at school. Now on the eve of a school reform[91], the objective of which has to establish a comprehensive system, the Government has decided to propose that English should be the first foreign language at all schools. This proposal has, however, met great resistance on both sides, and the Parliament resolved that both Swedish and English shall be obligatory subjects.

The bilingualism of Finland is mainly a reminiscence of a period of 600 years during which Finland was part of Sweden. But the Swedish language in Finland was not the language of the conqueror, and it never had the character of being a foreign sovereign's mode of expression. Swedish has rather been the medium through which the Finns were connected to Western civilization, to the political and literary traditions, to the industrial and commercial progress of the Western world. For nearly a thousand years and until to-day there has been a large number of people who have attended the secondary schools - and their percentage is one of the highest in the entire world - have learned to write and read and to express themselves at least satisfactorily in the second language of the country, and in many places, in shops, and in kindergartens in all bilingual regions, people are in contact with the second language. These facts will lead you to understand that bilingualism does not present any major difficulty in the daily life of the country.

It is also obvious that the strongest party is favoured by this coexistence, and that the language of the majority in mixed marriages, which are very numerous, can easily determine the education of the children, etc. On this subject the sociologist would assume a greater aggressiveness on the part of the minority for the strengthening of the internal front. But on the other hand, one might wonder if the language in itself is sufficient to establish a bond, as one does not have the impression of being a member of another nationality and as the Finns consider themselves as a nation with two languages. This question is not analysed here. I have only glanced at it to indicate that bilingualism is not a stable state but that it can be modified and altered constantly and reciprocally both from a linguistic point of view - and this standpoint is not analysed here - and from the point of view of sociology, which has an influence on the policy which governs our environment.

[91] Man beachte, daß der Aufsatz zuletzt 1993 veröffentlicht wurde.

Probleme des Bilingualismus in Kanada

HELMUT J. VOLLMER
Osnabrück

1. Die Sprach- und Kulturlandschaft Kanadas im Überblick

Kanada ist ein offiziell zweisprachiges Land; Englisch und Französisch sind seine beiden Amtssprachen. Dort, wo eine dieser beiden Sprachen jeweils nur von einer Bevölkerungsminderheit gesprochen wird (wie z.B. Englisch in Québec oder Französisch in Manitoba und anderswo), spricht man auch von "offizieller Minoritätensprache". Für viele von uns ist der Bilingualismus in diesem Land scheinbar vorzüglich realisiert und das Recht der jeweiligen sprachlich-kulturellen Minderheit beispielhaft abgesichert. Doch so sehr das einerseits zutrifft, so sehr geht ein Riß durch dieses Modell: die beiden Sprachgruppen der Anglophonen und der Frankophonen liegen bis auf den heutigen Tag miteinander im Streit; sie haben ihr elementares Verhältnis zueinander - zumindest aus frankophoner Sicht - immer noch nicht rechtlich zufriedenstellend klären können. Will man die jüngsten Auseinandersetzungen um eine mögliche Abtrennung Québecs von der kanadischen Föderation verstehen, so kommt man nicht umhin, die über zwei Jahrhunderte andauernde Geschichte dieses Dualismus zwischen Anglophonie und Frankophonie wenigstens teilweise aufzuarbeiten. Dazu fehlt hier der Platz (vgl. aber u.a. HELBICH 1982, VOLLMER/SAURIOL 1986, VOLLMER 1992a) . Doch sollen im Rahmen dieses Beitrags wenigstens die groben Linien der historisch-sozialpsychologischen Entwicklung und der nach wie vor ungelösten Fragen nachgezeichnet werden, die sich im Grunde genommen aus der militärischen Besiegung der französischsprachigen Siedler in *Nouvelle France* (dem heutigen Québec) durch die englische Armee bereits im Jahre 1759 ergaben und immer noch ergeben. Vorwegnehmend läßt sich festhalten, daß sämtliche Bemühungen um eine Ausbalancierung des Verhältnisses zwischen "Sieger" und "Besiegten" bis auf den heutigen Tag gescheitert sind; weder die Kompromißregelungen zur Gründung Kanadas durch den *British North America Act* (1867) noch die seit Ende der 60er Jahre einsetzende Sprachenpolitik des Bundes, die auf einen bestimmten Typ von Ausgleich angelegt war, haben den Frankophonen jenen Platz sichern können, der ihnen nach ihrer Selbsteinschätzung (und auch aus meiner Sicht) gebührt. Eine dramatische Zuspitzung des Konflikts ergab sich mit den bewegenden Auseinandersetzungen um den sog. *Meech Lake Accord* (1987-1990), in dem die Anerkennung und Gleichstellung der Frankophonie sowie insbesondere der besondere Charakter Québecs als *société distincte* im Rahmen der kanadischen Konföderation verfassungsmäßig verankert werden sollte. Dieses

Abkommen hätte innerhalb gesetzter Fristen von allen 10 Provinzparlamenten mehrheitlich ratifiziert werden müssen; es scheiterte nicht zuletzt durch das erfolgreiche *filibustering* eines Abgeordneten der Ureinwohner in Manitoba (obwohl die Gründe des Scheiterns natürlich viel tiefer lagen und strukturell angelegt sind). Auch die neuerlichen Versuche einer Übereinkunft zwischen allen Kanadiern bzw. kanadischen Provinzen im Rahmen des Abkommens von Charlottetown (1992/93) haben es nicht vermocht, einen tragfähigen Konsens herzustellen. Nur auf diesem leidvollen Hintergrund ist es überhaupt zu verstehen, daß ein großer Teil der Québecer Bevölkerung (nahezu 50% bei der letzten Volksabstimmung Ende Oktober 1995) glaubt, seinen eigenen Weg - ohne den Rest Kanadas - gehen zu müssen, und die Separation als zur Zeit einzigen Ausweg aus der vorhandenen, dauerhaften Krise sieht.

Kanadas sprachenpolitischer Dualismus ist seinerseits eingebettet in komplexe Probleme übergeordneter Art, z.B. in unterschiedliche gesellschaftliche Vorstellungen über "nationale" Identität, über Kanada und den Föderalismus, über die Rolle des Einzelnen und des Kollektivs und nicht zuletzt über die Art und Weise der Integration von zugewanderten Neubürgern (den Immigranten bzw. ethnolinguistischen Minderheiten) im Rahmen einer als multikulturell bzw. pluriethnisch definierten Gesellschaftsordnung. Auf diese weitreichenden Implikationen kann ich in Zuge dieses Beitrags nur am Rande eingehen (vgl. aber VOLLMER 1991, 1993). Wir dürfen jedoch nicht vergessen, daß es neben den beiden Amtssprachen in Kanada darüber hinaus noch etwa 40 sog. Herkunftssprachen der Einwanderergruppen (*heritage languages/langues d'origine*) gibt, die mehr oder minder privat, vor allem in Samstagsschulen, unterrichtet, seit einiger Zeit aber auch in gewissem Umfang an staatlichen Schulen - vor allem in den Großstädten - angeboten werden (vgl. dazu die Angaben weiter unten sowie CUMMINS/DANESI 1990 und VOLLMER, 1995). Schließlich existieren noch die über 50 Sprachen (plus zahlreiche Varietäten) der Ureinwohner Kanadas, die sich in 11 Sprachfamilien zusammenfassen lassen. Einige dieser indigenen Sprachen sind unmittelbar vom Aussterben bedroht, haben kaum mehr als eine Handvoll kompetenter Sprecher, andere kämpfen um ihr Überleben; eigentlich sind nach Meinung vieler Linguisten nur drei dieser Sprachen mit je über 5000 Sprechern in ihrem Fortbestand einigermaßen gesichert, und zwar *Cree* und *Ojibway* (beides Algonquin-Sprachen) sowie *Inuktitut* (die Sprache der Eskimos im Norden, die sich selbst *Inuit*="die Menschen" nennen) (vgl. etwa FOSTER 1982, PRIEST 1985).

Schauen wir uns die Verteilung der Sprachen über Kanada und innerhalb der einzelnen 10 Provinzen und 2 Territorien einmal genauer an; als Datenbasis greife ich dabei auf die Auswertungen des kanadischen Zensus zurück, der alle 10 Jahre als Vollerhebung bzw. jeweils 5 Jahre danach anhand einer Unterstichprobe von 10-20% durchgeführt wird. Der Zensus ist - trotz aller Einschränkungen (vgl. VELTMAN 1986) - eines der brauchbarsten Werkzeuge zur Dokumentation und

Analyse der sprachlichen Entwicklung in Kanada.[92] Zunächst ist zwischen den Statistiken über die "Muttersprache" (definiert als *first language learned and still understood*) und solchen über die primär zuhause gesprochene Sprache (*home language*, definiert als *language most often spoken in the home*) zu unterscheiden: beide sind keineswegs identisch. Darüber hinaus gibt es in der kanadischen Volkszählung noch eine weitere Frage, die sich auf die *ethnische Selbstkategorisierung* bezieht. Während früher lediglich die ethnische Herkunft des Vaters erhoben wurde, wird seit 1981 nunmehr auch nach dem ethnischen Hintergrund der Mutter gefragt und beides zusammen als Kriterium benutzt. Schließlich wird der kanadische Bürger im Zensus auch nach der Selbsteinschätzung seiner *bilingualen Kompetenz* (in Englisch bzw. Franzõsisch) gefragt.

2. Frankophonie, Anglophonie und Allophonie in Kanada: Der demographische und historische Kontext

Anglophone und Frankophone (die sog. *charter groups* des *British North America Act* von 1867) stellen also zusammen genommen die überwältigende Mehrheit der kanadischen Bevölkerung (1986: 87,2%) dar, wobei der englischsprachige Teil bei weitem überwiegt, so daß die Frankokanadier statistisch gesehen eine wenn auch recht beachtliche "Minderheit" darstellen (mehr als ein Viertel der Gesamtbevölkerung; vgl. *Tabelle 1*). Daneben gibt es heute eine Vielzahl von Kanadiern, den sog. "Allophonen", die weder Englisch noch Französisch als Muttersprache sprechen (12,8%). In bezug auf deren ethnische Selbstkategorisierung fällt ihr Anteil jedoch viel höher aus: er lag im Jahre 1971 bei über 26%, 1981 sogar mit 27,6% noch etwas höher und ist seitdem weiter angestiegen; der poli-tische und verfassungsrechtliche Status der sonstigen ethnischen Minderheiten ist jedoch aus frankophoner Sicht nicht mit dem der eigenen Gruppe vergleichbar, während eben Teile dieser ethnischen Minderheiten, besonders im Westen Kanadas, eine Sonderstellung für Québec (als der territorialen Hochburg der französischsprachigen Bevölkerung) sowie für die Frankophonie in Kanada insgesamt ablehnen. So verständlich diese Position aus einem egalitären Demokratieverständnis heraus sowie aus der demographischen Situation in den westlichen Provinzen erscheinen mag, so sehr läßt sie sich doch vor allem aus einer mangelnden Würdigung der Geschichte Kanadas mit ihrem grundlegenden dualistischen Konflikt erklären. Hier deutet sich bereits das ungelöste Spannungsverhältnis zwischen offiziellem Bilingualismus einerseits und einer faktisch multikulturellen Zusammensetzung der kanadischen Gesellschaft andererseits.

[92] Vgl. hierzu den von JOHN DE VRIES (1990) präsentierten theoretischen Rahmen für einen demographischen Ansatz der Erforschung von sprachlichen Minderheiten, auch *Demolinguistik* genannt.

Im Zeitraum zwischen 1951 und heute wuchs die Einwohnerzahl Kanadas von 14 Millionen auf über 27 Millionen an. Die jährliche Zuwachsrate lag bei 2,8% zu Beginn der 50er Jahre, fiel jedoch auf ca. 1% in den späten 70er Jahren. Ein Großteil dieser Bevölkerungszunahme ist auf natürliches Wachstum zurückzuführen, wobei der *Babyboom* nach dem Zweiten Weltkrieg eine wichtige Rolle spielte. Doch trugen gleichermaßen auch die Einwanderer dazu bei - seit 1945 hat Kanada weit über 4 Millionen von ihnen in das Land gelassen, und der Trend hält vor allem aus ökonomischen Gründen weiter an: Kanada, vor allem auch Québec, braucht Zuwanderung (vgl. SAURIOL 1992). Es gab allerdings auch größere Bewegungen der Weiter- bzw. Abwanderung, vor allem nach Süden, in die USA.

In den Volksbefragungen ist die Zahl derer, die Englisch als ihre Erstsprache und erst recht als ihre zu Hause am meisten gesprochene Sprache angeben, also deutlich höher, als wenn die Bevölkerung nach dem Merkmal der ethnischen Zugehörigkeit aufgeschlüsselt wird. Nach diesem zuletzt genannten Kriterium schwindet die statistische Dominanz der Kanadier britischer Abstammung langsam: von 57% der kanadischen Gesamtpopulation im Jahre 1901 fiel sie auf 44,6% im Jahre 1971 und 43,5% im Jahre 1981; sie ist seitdem noch weiter gesunken.[93] Der Bevölkerungsanteil französischen Ursprungs dagegen konnte sich zumindest zwischen 1871 und 1961 relativ konstant halten: bei ca. 30% für Kanada und 80% für Québec - und das trotz massiver Einwanderung Anderssprachiger (die sich bis in die 70er Jahre hinein meist Englisch zuwendeten), allein aufgrund des natürlichen Bevölkerungswachstums der Frankokanadier selbst (vgl. etwa KALBACH/MCVEY 1979).

Zwischen 1961 und 1971 zeigte sich dann ein beachtlicher prozentualer Rückgang frankophoner Muttersprachensprecher in ganz Kanada, selbst in Québec, wo der Anteil anglophoner und allophoner Bevölkerungsteile in diesem Zeitraum zunahm. Wir werden noch sehen, wie wichtig solche demographischen Informationen und auf sie gestützte Hochrechnungen für die Sprachenpolitik Québecs seit den 70er Jahren geworden sind. Als Erfolg dieser sprachpolitischen Bemühungen, die weiter unten genauer beschrieben werden, ist die Tatsache zu werten, daß zwischen 1971 und 1981 in Québec tatsächlich der Rückgang des franko-phonen Bevölkerungsanteils nicht nur *aufgehalten*, sondern sogar um 1% *gesteigert* werden konnte, wohingegen der anglophone Anteil um 2% sank. Allerdings sank die Geburtenrate in Québec (einst und über lange Zeiten die höchste in ganz Kanada) danach wieder ab: sie liegt heute bei 1.4 und sinkt in alarmierender Weise weiter, während sie in Kanada insgesamt bei durchschnittlich 1.7 liegt.[94] Der Anteil der Frankokanadier im ganzen Land betrug nach der Volkszählung von 1981 noch 28,9%, nach der von 1986 nur noch 25,1%

[93] Im Vergleich dazu ist die Bevölkerung Australiens noch immer zu etwa 77% britischer Abstammung, ein Faktum, das die Unterschiede in der Einwanderungspolitik und in der Handhabung des Multikulturalismus zu erklären hilft (vgl. hierzu etwa HAWKINS 1989).

[94] Die Geburtenrate, die erforderlich wäre, um die eigene Bevölkerung zu ersetzen bzw. auf demselben quantitativen Niveau zu erhalten, liegt etwa bei 2.1.

(vgl. *Tabelle 1*); er ist seither mit ca 26% in etwa stabil, neueste Hochrechungen vom Januar 1996 sind jedoch wieder höchst alarmierend für die Bevölkerungsentwicklung in Québec innerhalb der nächsten 20 Jahre (siehe Anm. 18).

Im übrigen Kanada aber wuchs die englischsprachige Bevölkerung in demselben Zeitraum (1971-1981) fast doppelt so schnell wie die französischsprachige in Québec, wobei die frankokanadischen Minoritäten außerhalb Québecs zunehmend rasch assimiliert wurden; viele von ihnen gaben im Laufe der Zeit Französisch als Muttersprache zugunsten von Englisch in einer dominant und offensiv englischsprachigen Umgebung auf (man spricht von *language transfer* oder *language shift*). Das gilt sowohl für Akadier (Nachfahren der ersten französischen Siedler in den maritimen Atlantikprovinzen) als auch für die Franko-Ontarier und die Frankophonen in den westlichen Prärieprovinzen, besonders für die Halbblutbevölkerung der Métis. Dementsprechend ist die Zahl derer, die Englisch zu Hause sprechen, noch höher als die der Muttersprachensprecher (nahezu 69% gegenüber 62%), während es bei den Frankophonen genau umgekehrt ist, d.h. weniger sprechen ihre Muttersprache auch im häuslichen Bereich (lediglich 24% statt 25,1%; siehe *Tabelle 1*). Daran läßt sich also in gewisser Weise der Grad der Anziehungskraft des Englischen und insbesondere der Grad der (sprachlichen) Assimilation der Frankophonen außerhalb Québecs ablesen.

Man hat in diesem Zusammenhang aufgrund der Zensusdaten von 1981 (vgl. STATISTICS CANADA 1985) z.B. die folgenden *Kontinuitätsindizes* für Gesamtkanada berechnet: Englisch 111,4%, Französisch 95,9%, nicht-offizielle Sprachen 54,9%; der Index für einzelne Herkunftssprachen liegt allerdings deutlich darüber bzw. darunter: so etwa Chinesisch 83,5%, indigene Sprachen 78%, Italienisch 68,6%, Ukrainisch 33,1% und Deutsch 31,7%. Diese Statistiken belegen noch einmal klar die Sprachmobilität zum Englischen hin. In allen Provinzen Kanadas liegt der Index für Englisch über 100, mit anderen Worten: Englisch rekrutiert ständig neue Mitglieder für seine Sprachgemeinschaft. Was Französisch anbelangt, so variiert der Index zwischen 35 und 93,4%, je nach Provinz. Québec ist die einzige Region, in der Französisch (100,2%) nicht an Boden verliert. Dagegen ist Englisch in dieser Provinz die einzige Minderheitensprache, die innerhalb Kanadas dazugewinnt: ihr Index liegt mit 116,4% sogar noch über dem des nationalen Durchschnitts. Was die nicht-offiziellen Sprachen betrifft, so weisen diejenigen, die in den Northwest Territories und in Québec gesprochen werden, mit 81% bzw. 71% die geringsten Verluste auf. Doch können, wie VELTMAN (1986: 10ff.) mit Recht betont, die allzu groben Fragen der Volkszählung das Bild von der sprachlichen Realität Kanadas bisweilen auch verzerren. So könnte es sein, daß der Gebrauch des Englischen bei der jüngeren Generation von Zuwanderern in Québec ebenso wie bei den Frankophonen außerhalb Québecs doch verbreiteter ist, als dies in den Zensusdaten zum Ausdruck kommt. Deshalb brauche man eben zusätzliche soziolinguistische Untersuchungen, um die sprachliche Situation in Kanada

genauer zu erheben und zu verstehen. Und in der Tat: Neueste Untersuchungen der geforderten Art belegen diese Vermutung; der Gebrauch des Englischen als Alltags- und Kommunikationssprache ist zumindest unter den allophonen Jugendlichen in Québec noch weiter verbreitet als ursprünglich angenommen (vgl. etwa VELTMAN 1989).[95]

Die insgesamt ca. 6,5 Mill. Frankokanadier sind vor allem in der Provinz Québec konzentriert; dort wohnen ca. 5,5 Mill. von ihnen (über 82%), während die andere Million über die restlichen Provinzen Kanadas verstreut ist, mit nennenswerten Anteilen an der jeweiligen Provinzbevölkerung lediglich in New Brunswick (dort im Norden und Osten; 33,5 %) sowie in Ontario (vor allem im Südosten und Nordosten; zusammen 5,3 %) und in Manitoba (vor allem um Winnipeg herum, wo der Anteil inzwischen auf ganze 4,9 % der Provinzpopulation gesunken ist). Auf Prince Edward Island und in Nova Scotia macht der Anteil der Frankophonen immerhin noch 4,7 bzw. 4,1% aus (vgl. insgesamt *Tabelle 1*).

Absolute Zahlen sind hier allerdings aussagekräftiger: Hinter den 5,3% in Ontario beispielsweise stehen mehr als doppelt so viele Frankophone (nämlich 484.265) als hinter den 33,5% in New Brunswick, denen 237.570 Französischsprachige entsprechen. In Québec selbst macht der frankophone Anteil 82,8% (real: 5,408 Mill. Menschen), der anglophone dagegen 10,4% (immerhin ca. 678.000) an der Provinzpopulation aus. Die Anglokanadier, die also zu 95 % außerhalb Québecs leben, bilden dort überall eine massive Mehrheit, selbst in New Brunswick - mit Einschränkungen nur in den Northwest Territories, die bei einer Einwohnerzahl von rd. 52.000 zu 42% mit Sprechern einer anderen Sprache (als Englisch oder Französisch) besiedelt sind (1981 waren es noch 46.000 und 43,2%). Zur besseren Übersicht ist das zahlenmäßige Verhältnis von Anglophonie, Frankophonie und Sonstigen für alle Provinzen Kanadas in *Tabelle 1* noch einmal zusammenhängend dargestellt; aus *Tabelle 2* geht hervor, welche Muttersprachen die zehn größten Sprachgruppen sprechen und wie das Verhältnis von Muttersprache zu häuslicher Sprache bei diesen Gruppen aussieht.

Was die sprachliche Situation der Urbevölkerung in Kanada anbelangt, so gibt es insgesamt 11 Sprachfamilien mit über 150.000 Muttersprachensprechern, angeführt von *Cree* (ca. 65.000), mit weitem Abstand gefolgt von *Inuktitut* (Sprache der Inuits=Eskimos; ca. 28.000) und *Ojibway* (19.500) bis hin zu *Salish* (745), *Haida* (335) oder *Kootenayan* (90 Muttersprachensprecher, von denen

[95] Hierin erweist sich nach VELTMAN (1986) einmal mehr die wichtige Rolle der Soziolinguistik in Kanada, die ein angemessenes Instrument zum Begreifen der sprachlichen und sprachenpolitischen Lage darstelle. Ihre Fähigkeit, verschiedene soziologische und linguistische Faktoren miteinander in Beziehung zu setzen und zu integrieren, ermöglicht es dieser Disziplin, die vorliegenden Sprachprobleme verstehbar zu machen und zu deren Lösung beizutragen, unabhängig davon, ob sich diese Probleme auf die Definition von Identität, von Spracherhalt oder von kultureller Vielfalt beziehen oder aber auf die Rettung indigener Sprachen. Diese Fragen sind in Kanada untrennbarer Teil des Lebens der meisten Menschen.

allerdings nur 40 die Sprache auch zu Hause regelmäßig benutzen. Andere Indianersprachen sind nur noch mit nur 7 (*Tuscarora*) oder gar 5 Sprechern (*Tagish*) vertreten (vgl. hier-zu insgesamt FOSTER 1982). Die absolute Zahl der *Canadian Natives* dagegen lag 1990/91 mit ca. 1 Million Personen sehr viel höher (*Status and Non-Status Indians*, Métis und Inuit zusammengenommen; ca. 4% der Gesamtbevölkerung).[96] Auffällig ist also wiederum, daß ein Großteil der Befragten (über 62% der *Native People* in Gesamtkanada, und zwar vor allem Indianer und Métis) bereits Englisch als ihre Muttersprache betrachten (und 5% Französisch), während nur knapp 28,7% der Ureinwohner Kanadas ihre indigenen Sprachen als Erstsprache beibehalten haben.[97] In der jüngsten Vergangenheit wurden übrigens z.T. mit Hilfe von qualifizierten Linguisten unglaubliche Anstrengungen unternommen, um einige der Sprachen und besonders deren Varietäten, die sich buchstäblich am Rande der Auslöschung befinden, vor dem lautlosen Sprachtod zu retten (vgl. *Tabelle 3*).[98]

3. Sprachlich-kultureller Dualismus als dominanter Konflikt

Trotz der skizzierten Mannigfaltigkeit von Problemen der Zwei- und Mehrsprachigkeit in Kanada, der Aufrechterhaltung oder des potentiellen Aussterbens von Minderheitensprachen sowie der verschiedenen Erscheinungsformen des Sprachwechsels ist und bleibt der Dualismus zwischen Anglo- und Frankophonen der dominante Konflikt. Die französischsprachige Bevölkerung, selbst in Québec, ist eben nicht Teil einer multilingualen Situation wie in Europa. Sie stellt gerade einmal etwas mehr als 2% der

[96] Hier die "absoluten" Zahlen für 1990, die sich jedoch nach Einschätzung des *Department of Indian Affairs and Northern Development* (DIAND) niemals genau ermitteln lassen: Status Indians (490.178), 1991 wird von derselben Bundesbehörde bereits eine Zahl von 521.461 angegeben, von denen ca. 39,3% außerhalb von Reservaten lebt; Non-Status Indians und Métis (zusammen auf 370.000 geschätzt, vom *Native Council of Canada*, also den Vertretern der Indianer selbst allerdings auf 750.000 beziffert) und Inuit (32.260, 1981 noch mit ca. 28.000 angegeben). Im Vergleich dazu lagen die Natives in den USA im Jahre 1980 mit 1.418.195 Personen lediglich bei 0,6% der dortigen Gesamtbevölkerung von ca. 230 Millionen.

[97] Besonders beeindruckend sind übrigens die Vitalität des *Inuktitut* (das weitgehend auch zu Hause benutzt wird) und die Bemühungen um seine sprachenplanerische Weiterentwicklung bzw. Modernisierung, z.B. mithilfe von Wortneuschöpfungen (Neologismen) und Terminologie-Banken sowie die Versuche zu seiner Standardisierung, auch in der syllabischen Schriftsprache. Dennoch nimmt der informelle Gebrauch des Englischen bei den jugendlichen Inuit rasant zu (vgl. dazu NOWAK, 1993).

[98] Um nur ein Beispiel zu nennen: die linguistische Beschreibung von drei Dialekten der Eskimos in der westlichen Arktis Kanadas wurde von LOWE (1983-85, vgl. auch 1984: 56f.) in einer Rekordzeit von nur vier Jahren durchgeführt und mit der Herausgabe von Grammatiken und Wörterbüchern (insgesamt 6 Bände) abgeschlossen, um so das endgültige Aussterben dieser gerade noch bestehenden Dialekte zu verhindern.

Gesamtbevölkerung im überwiegend englischsprachigen Nordamerika, so daß die Befürchtung einer sprachlichen Assimilation recht begründet erscheint.

Andererseits waren und sind die Überlebenschancen der Frankophonie als sprachlich-kultureller Einheit und Minderheit auf diesem Kontinent und hier vor allem die der auf dem Territorium Québecs lebenden Frankokanadier dank einer starken Ausgangsposition von vornherein gut: sie kontrollieren eine starke, moderne Provinzregierung, die sich auf eine (im Vergleich zu anderen subnationalen Regierungen innerhalb der OECD-Länder) relativ große Machtfülle, auf starke Ressourcen und auf eine hohe Akzeptanz ihrer Interventionspolitik stützen kann (vgl. DION 1992). Angesichts der Vielfalt und Intensität der Gefährdungen des Französischen in Kanada und auf dem Gesamtkontinent bedurfte die Selbstbehauptung nach HELBICH (1982) allerdings auch einer solchen starken Position. Dies wird im historischen Rückblick deutlich, ohne den der andauernde, englisch-französische Sprachenkonflikt in seiner sozialpsychologischen Dynamik und sozioökonomischen Bedeutung ebenso wie in seiner macht- und verfassungspolitischen Qualität kaum verstanden werden kann. Wir können hier aus Platzgründen lediglich darauf hinweisen, daß die Mehrzahl der Frankophonen die kanadische Konföderation nach wie vor als eine Übereinkunft zwischen gleichberechtigten Gründungsvölkern betrachtet. Dieses *Zwei-Nationen-Konzept*, das einen Sonderstatus für Québec als einzig französischsprachiger Provinz impliziert, wird im englischen Teil Kanadas sowie auf Bundesebene nicht wirklich akzeptiert. Für die anglophone Mehrheit beginnt die Geschichte Kanadas mit dem Sieg über die Franzosen im Jahre 1759; entsprechend ihrem Mythos entwickelte sich das Land seitdem vom Kolonialstatus hin zu einem eigenen Staat, mit starken Bindungen an das Mutterland und einem stets wachen Argwohn gegenüber allem US-Amerikanischen im Süden. Der französischsprachige Bevölkerungsteil sei immer fair behandelt (was so nicht stimmt!), Einwanderer im neuen Land stets offen aufgenommen worden; die Entfaltungsmöglichkeiten des *Canadian way of life* stünden allen gleichermaßen offen. In der frankophonen Variante dagegen ist der Topos des Überlebens als Nation dominant; dabei wird die lange und stolze Geschichte der Besiedlung Nordamerikas und der französischen Existenz weit vor 1759 hervorgehoben. Als besiegte Nation aber mußte sie sich auf ihre eigenen Kräfte im Innern besinnen, um ihre Identität wahren zu können angesichts von Diskriminierung, britischer Dominanz und Isolation (seit 1789 auch von Frankreich). In der englischen Version spielen also Themen wie politische und wirtschaftliche Entwicklung eine große Rolle, in der französischen ist die Verknüpfung von religiösen mit sprachlich-kulturellen Wertvorstellungen und das Ringen um die Sicherung der Eigenständigkeit vorherrschend.

Die spannungsreiche Geschichte des Neben- und Gegeneinander der beiden Sprachgruppen (sie können bis auf den heutigen Tag immer noch als *two solitudes* bezeichnet werden) ist einerseits durch Momente des britischen Imperialismus geprägt, weist aber andererseits Züge einer pragmatischen und insgesamt relativ liberalen Kolonialpolitik auf: eine systematische, offizielle oder

gar aggressive Unterdrückungs- und Assimilationspolitik gegenüber der Frankophonie hat es in Kanada nie gegeben; sie hat sich und hätte sich nicht durchsetzen lassen. Dennoch ist das Französische als Sprache der besiegten, unterlegenen Kulturgruppe, später dann als Minderheitensprache zu verschiedenen Zeiten und auf verschiedene Weise erheblich behindert bzw. eingeschränkt worden, und zwar politisch ebenso wie im Rechtswesen, in der Armee und im Erziehungsbereich. Von einer *Gleichberechtigung* beider Sprachen kann zu keiner Zeit die Rede sein.

Auf dem Hintergrund der oben skizzierten Entwicklungen sowie der Einsicht in die Ungleichbehandlung, strukturelle Benachteiligung, ja Unterdrückung der französisch-sprachigen Minderheit (besonders auch außerhalb Québecs) entwickelten sich - grob gesagt und notwendigerweise vereinfachend - zwei unterschiedliche politische Modelle, die beide das Ziel verfolgten, der Frankophonie in Kanada mehr Gewicht, mehr sozioökonomische Gleichberechtigung, mehr machtpolitischen Einfluß zu verschaffen, allerdings in Kopplung mit jeweils ganz unterschiedlichen Sekundärzielen. Das eine wollte für eine stärkere Repräsentanz von Frankokanadiern in Ottawa, auf den verschiedenen Ebenen der Bundesregierung, sorgen und dafür, daß das Französische landesweit von seinen Sprechern im Verkehr mit den Bundesbehörden benutzt werden kann und insgesamt mehr akzeptiert wird (das Haupt dieser Bewegung war *Pierre-Elliott Trudeau*). Dieser Ansatz führte zur Einführung des *Official Languages Act* im Jahre 1969 und damit zur Begründung der amtlichen Bilingualismuspolitik nach dem *Persönlichkeitsprinzip* (dort, wo es sich zahlenmäßig rechtfertigen ließe, sollten die Kanadier landesweit die Dienste der Bundesregierung in ihrer jeweiligen Muttersprache angeboten bekommen).[99]

Die andere Richtung setzte sich seit der *révolution tranquille* (in den 60er Jahren in Québec) zunehmend für einen Ausbau der französischen Sprache, für dessen institutionelle Stützung und für eine offensive Sprachenpolitik (*aménagement politique*) auf der Basis des *Territorialprinzips* ein; dies führte zu einer dezidierten *Einsprachigkeitspolitik* auf dem Gebiet der Provinz Québec, zumal alle anderen neun Provinzen dominant englischsprachig, *de facto* ebenfalls unilingual waren (mit Ausnahme von Neu-Braunschweig). Im Gefolge dieses Ansatzes der Französisierung und seiner emotionalen Implikationen (z.B. endlich "Herr im eigenen Hause" zu werden) führte das zu einem Plädoyer für mehr politischen Spielraum gegenüber der Bundesregierung, für mehr Selbständigkeit, Kontrolle und Einfluß unter den Frankophonen selbst (Frankophonisierung) auf

[99] In den Jahren 1963-1971 führte die einflußreiche *Royal Commission on Bilingualism and Bilcualturalism/Commission Royale d'enquête sur le bilinguisme et le biculturalisme* ihre Untersuchungen durch. Nicht zuletzt auf Drängen der B&B-Commission wurde bereits 1969 das erwähnte Gesetz über die Gleichstellung von Englisch und Französisch als offizielle Sprachen Kanadas beschlossen. Die B&B-Commission empfahl weiterhin der Provinz New Brunswick/Nouveau Brunswick die Annahme eines Gesetzes, das Französisch und Englisch als offizielle Sprachen der Provinz vorschreibt. Neu-Braunschweig ist seither die einzige offiziell zweisprachige kanadische Provinz (mit etwa einem Drittel frankophoner Bevölkerung).

einem Territorium, das sozioökonomisch zum damaligen Zeitpunkt noch fest von anglophonen Kanadiern beherrscht wurde. Letztlich kam es zur Forderung nach mehr Souveränität für Québec, nach einer politisch-ökonomischen Abtrennung vom Bund, nach einem Ausscheren Québecs aus der kanadischen Konföderation, also nach *staatlicher Unabhängigkeit* dieser Provinz als der scheinbar einzigen Möglichkeit für die Frankophonie, ihre Überlebenschancen langfristig zu wahren, ihre Zukunft selbständig zu gestalten und sich nicht in aufgezwungenen Auseinandersetzungen, in historisch verbitterten Kämpfen mit einer sich als überlegen darstellenden Anglophonie aufzureiben: ihr Anführer war *René Lévesque*, der 1968 für alle Kräfte der Unabhängigkeitsbewegung eine legale politische Plattform schuf, indem er sie zu einer einzigen Partei, der *Parti Québécois* zusammenfaßte. Die P.Q. errang 1976 - zur Überraschung aller - die Mehrheit der Parlamentssitze und bildete dementsprechend die Provinzregierung. Die Partei bestand damals aus vielen Intellektuellen, Universitätslehrern, Journalisten, Schriftstellern usw., die einen eindrucksvollen *brain trust* darstellten. Schon weniger als ein Jahr nach dem Regierungsantritt realisierte sie ihre sprachenpoliti-schen Zielvorstellungen im Gesetz 101, der sog. *Charta der französi-schen Sprache* und leitete damit (aus heutiger Sicht) eine beeindruckende Konsolidierung des Französischen und der Stellung der Frankophonie zumindest in Québec ein. Beides hat inzwischen scheinbar stabile Formen angenommen, trotz aller verfassungsrechtlichen Ungeklärtheiten, aller Rückschläge und der Durchlöcherung dieses sprachenpolitischen Gesetzeswerkes mit seinem vielschichtigen Instrumentarium durch Entscheidungen des Obersten Gerichtshofs. Dies konnte nur erreicht werden, weil ein aufwendiger administrativer Apparat zur permanenten Analyse der sprachenpolitischen Entwicklungen im Lande sowie zur gezielten Sprachenplanung (auf der Ebene der *Status-* und der *Korpusplanung*[100]) eingerichtet wurde (vgl. u.a. BOURHIS 1984, VOLLMER/SAURIOL 1986, WOLF et al. 1987).

Wir wollen die beiden in Kanada parallel existierenden sprachenpolitischen Ansätze/Modelle in den nächsten Abschnitten noch ein Stück weit genauer analysieren, bevor wir abschließend zu einem (vorläufigen) Urteil über deren jeweilige Legitimation, Effizienz und Folgen kommen und ihre gegenseitige Vereinbarkeit sowie (un)geplante Nebenwirkungen kritisch abwägen.

[100] Unter *Statusplanung* versteht man die Maßnahmen zur Akzeptanz, zur Verbreitung, zur Funktionsbestimmung und zum Gebrauch einer Sprache, unter *Korpusplanung* dagegen die Schritte zu ihrer Standardisierung, Reform oder Purifizierung, also Entscheidungen im Hinblick auf die Struktur einer Sprache im Sinne der Beeinflussung von Orthographie, Grammatik, Lexikon usw. Hierzu gehört auch die in Québec vorbildlich angelegte Terminologiearbeit, vgl. VOLLMER, 1989).

4. Offizielle Zweisprachigkeitspolitik der Bundesregierung

4.1 Offizieller, institutioneller Bilingualismus

Was die offizielle Bilingualismus-Politik Kanadas auf der Basis des *Official Languages Act* von 1969 und der Kanadischen Verfassung von 1982 anbelangt, so zeichnet sie sich u.a. durch folgende Merkmale und Problemlagen aus:

- Bilinguales Service-Angebot im ganzen Lande, jedoch nur dort, wo die Zahlen es rechtfertigen (where number warrants = mehr als 10%); aufgrund der dünnen Besiedlung von Frankophonen besonders in den Westprovinzen stellen sich damit eine Reihe von Problemen.
- Ungeheurer und nicht wirklich kalkulierbarer Qualifizierungs-, Übersetzungs- und Finanzaufwand (z.B. Ausbildung zweisprachiger Bediensteter auf Staatskosten; Beförderung von Bundesbeamten nur beim Nachweis zweisprachiger Kompetenz; Herausgabe sämtlicher Gesetze, Erlasse, Beschlüsse usw. sowie aller Regierungsveröffentlichungen in zwei Sprachen).
- Erprobung unterschiedlicher Konzepte von institutioneller Zweisprachigkeit: gesonderte französischsprachige Operations-/Verwaltungseinheiten versus bilinguale Kooperation im täglichen Umgang miteinander (Armee, Flugpersonal, Behörden, *Crown Corporations* usw.)
- Widerspruch zwischen der Wahl der Sprache für alle Bürger aufgrund des Persönlichkeitsprinzips und dem Recht von öffentlich Bediensteten, ebenfalls in der Sprache ihrer Wahl zu arbeiten; das kann im Einzelfall zu erheblichen Friktionen und Unterlaufungen der avisierten Sprachenpolitik führen.
- Kritik und Widerstände in der Bevölkerung gegen den amtlichen Bilingualismus, besonders in den Prärieprovinzen und im Westen, wo Französisch eine relativ untergeordnete Rolle spielt, bis hin zu reaktionäre Gegenbewegungen nach kalifornischem Muster ("English-only movements"), vor allem in der Provinz Ontario
- Verfassungsmäßige Verankerung von Minderheitenrechten und Minderheitenschutz auf den verschiedenen Ebenen (z.B. in Artikel 23 der *Charter of Rights and Freedoms* als Teil der Kanadischen Verfassung), Interpretation und Ausfüllung durch Entscheidungen der Obersten Gerichte, Einklagen von Minderheitenrechten in die einzelnen Provinzgesetzgebungen wie z.B. Manitoba (vgl. BLAY 1987).
- Bereitstellung erheblicher Steuermittel für Programme zum Erlernen der offiziellen Landessprachen, zur Stärkung der kulturellen Präsenz der beiden Sprachgruppen und zur Realisierung von bilingualen Service-Angeboten (siehe den Überblick in dem jeweiligen Jahresbericht des COMMISSIONER OF OFFICIAL LANGUAGES); dies ist von qualifizierter Seite z.T. als ein "kostspieliger Fehlschlag" gewertet worden (vgl. etwa MACKEY 1983).
- Ein Nebeneffekt besteht zweifellos in der Marginalisierung aller anderen Sprachen Kanadas, also der Einwanderersprachen sowie der Sprachen der

Ureinwohner des Landes: doch scheint mir dies kein legitimer Kritikpunkt zu sein.

Als vorläufiges Fazit läßt sich festhalten: Der Bilingualismusansatz des Bundes ist ein vom richtigen politischen Willen getragenes, grandioses Unternehmen zum Abbau historischer Gegensätze und zur Eindämmung von bedrohlichen Entwicklungen, die auf lange Sicht die Substanz und die Existenz der Frankophonie in Nordamerika gefährdet hätten. Er stellt allerdings nicht die *Beilegung* dieses Konfliktes dar. Bestimmte Vertreter des Föderalismus sind stolz darauf, daß Kanada (anders als der Nachbar im Süden) zweisprachig ist; dieses Faktum wird jedoch leicht mit einer Pazifizierung des fundamentalen sprachen- und kulturpolitischen Dualismus verwechselt. Man kann eben m.E. nicht die fortgesetzte Bedrohung des Französischen sowie die daneben existierenden, tiefgreifenden regionalen Differenzen in Kanada übersehen, die allemal zu ihrer Bewältigung zusätzliche Maßnahmen erfordern. Insgesamt ist der Effekt der bisherigen Bilingualismus-Politik des Bundes als relativ niedrig zu veranschlagen.

So ist denn auch in zeitlichem Zusammenhang mit den Bemühungen um eine verfassungsrechtliche Anerkennung des Sonderstatus von Québec und der Frankophonie in Kanada der *Official Languages Act* im Jahre 1988 neu gefaßt worden: Sein Ziel ist es wiederum, "to advance the equality of status and use of the English and French languages within Canadian society". Der entscheidende Punkt ist, daß nunmehr nicht nur die Bundesinstitutionen, sondern die gesamte kanadische Gesellschaft zum Objekt der Regierungspolitik im Sinne der Schafffung einer ausgewogenen und fairen Zweisprachigkeit im ganzen Lande gemacht werden soll. Zusammenfassend haben wir es mit einer Bestärkung der bisherigen Linie zu tun, keineswegs mit wesentlichen Neuerungen, außer im Bereich der Umsetzung und Durchsetzung der angestrebten Prinzipien und Verfahren. So ist z.B. eine effektivere Strukturierung der betroffenen Behörden mit dem Ziel einer verbesserten Dienstleistung, ein effektiveres Training der Bediensteten in der jeweiligen Zweitsprache[101], die Bildung von gemischtsprachigen *versus* jeweils einsprachigen Arbeitsgruppen vor Ort geplant usw. Insbesondere sind die Möglichkeiten, Rechte und Pflichten der einzelnen Mitarbeiter im Öffentlichen Dienst zur Verwendung entweder des Englischen oder des Französischen als Arbeitssprache genauer definiert. (Das schließt auch die Verpflichtung des Staates zum Aufbau moderner technologischer Informationssysteme und deren Verfügbarkeit in beiden Sprachen gleichermaßen mit ein.) Darüber hinaus wird das Prinzip des gleichberechtigten Zugangs zu den Positionen auf den verschiedenen Ebenen bekräftigt, wobei Quotenregelungen ausgeschlossen werden und die Vergabe von Jobs ausschließlich nach dem Leistungskriterium erfolgen soll. Schließlich werden im Gesetz bestimmte Regionen designiert, in denen das parallele Arbeiten in beiden Sprachen mit allen

[101] Für die Bundesbehörden existieren übrigens inzwischen hochinteressante und aufwendige Trainings-, Evaluations- und Einstufungsprogramme zur Ausbildung bzw. Messung bilingualer Kompetenz auf allgemeiner wie fachspezifischer Ebene.

dazugehörigen Instrumentarien gezielt erprobt und realisiert werden soll. Man wird abwarten und sehen müssen, welche Veränderungen und Erfolge dieses Gesetz in seiner Umsetzung auf längere Sicht faktisch bringen wird.

Man kann in dieser Neufassung der sprachenpolitischen Grundsätze des Bundes auch eine Umgehung der Anerkennung des besonderen Charakters der Québecer Gesellschaft sehen (diese Anerkennung läuft ohnehin auf einer anderen Ebene!). Erst recht sah die *Parti Québécois* in diesem Gesetz eine massive Bedrohung der sprachenpolitischen Kompetenz Québecs, während die Liberalen Québecs seinerzeit konstatierten, daß die neue Version des *Official Languages Act* sich durchaus in Übereinstimmung mit der Bundesverfassung befinde und ebenfalls mit dem Geist von *Meech Lake* vereinbar sei. Die "entscheidende Schlacht", von der einige Liberale selbst 20 Jahre zuvor gesprochen hatten, schien damit für sie weitgehend gewonnen zu sein. Doch die Dynamik des kanadischen Sprachenkonflikts ließ sich damit nicht bannen. Schon wenige Monate später, im März 1989, gingen weit über 50.000 Québecer auf die Straße, um ihrer Ablehnung des *New Official Languages Act* ebenso wie des Kompromisses in der Frage der öffentlichen Werbung (*affichage public*) in Form des Gesetzes 178 Ausdruck zu verleihen.[102] Das Sprachengesetz von 1988 ist natürlich nach wie vor in Kraft und wird seitdem mit einer gewissen Zögerlichkeit und - seit dem Scheitern von *Meech Lake* - mit einer gewissen Ratlosigkeit umgesetzt, ohne allzu überzeugenden Nachdruck, wie der COMMISSIONER OF OFFICIAL LANGUAGES in seinem Jahresbericht 1990 bemängelte (wobei er gleichzeitig auch vom "beginnenden Tauwetter" im Verhältnis zwischen den Sprachen spricht (1991: 3f.).

4.2 Recht der offiziellen "Minderheiten" auf eigene Erziehung

Die wohl wichtigste Bestimmung im Sinne eines effektiven Minderheitenschutzes, wiewohl schon in der Verfassung von 1982 (als Sektion 23 der *Canadian Charter of Rights and Freedoms*) verankert, bezieht sich auf das Recht der jeweiligen offiziellen Minderheit auf eigenständige Erziehung, also auf eigene Schulen und Schulverwaltungen. Durch das Einklagen dieses Grundrechts haben sich im Zusammenhang mit der Rechtsprechung der letzten 13 Jahre wesentliche Verbesserungen für die frankophonen Minderheiten ergeben,

[102] Das Oberste Bundesgericht hatte kurz zuvor (im Dezember 1988) in dieser Frage entschieden, daß die gemäß Gesetz 101 zwingende Vorschrift einer einzigen Sprache, nämlich des Französischen, für öffentliche Aushänge und Beschilderungen nicht verfassungskonform sei. Daraufhin beschloß die Provinzregierung unter Robert Bourassa, dieses Urteil dahingehend auszulegen, daß es im hinteren Teil von Geschäften und Auslagen, allerdings in kleinerer Schrift, Schilder und Hinweise auch in anderen Sprachen als Französisch zuließ, während die nach außen hin sichtbaren und (auch ihrer Größe nach) beherrschenden Auszeichnungen und Werbeträger natürlich weiterhin auf Französisch zu gestalten seien (Gesetz 178). Dies ist im Dezember 1993 durch einen weiteren Entscheid des Obersten Bundesgerichts noch einmal zungunsten der Verwendung anderer Sprachen leicht modifiziert worden.

und das vor allem *außerhalb Québecs*. In der Realität sieht es so aus, daß eine Beschulung der frankophonen Kinder in französischsprachigen Schulen, Schulzweigen oder zumindest Schulklassen in den Provinzen Ontario und New Brunswick in den letzten Jahren deutlich zugenommen hat, während im Westen Kanadas vergleichbare Rechte und Praktiken immer noch nicht hinreichend durchgesetzt worden sind, wie aus MALLEA (1989) und einem Bericht der *Commission nationale des parents francophones* (in LE DEVOIR vom 6.3.1990) hervorgeht. In Manitoba und Alberta stehen allerdings einschlägige Gerichtsentscheidungen noch aus.

Umgekehrt kann man ohne Übertreibung behaupten, daß das Erziehungswesen der englischsprachigen Minorität in Québec (trotz mancher Beschneidungen und zahlenmäßig rückläufigen Entwicklungen) nach wie vor voll enwickelt ist und problemlos eine qualifizierte englischsprachige Aus- und Weiterbildung "von der Wiege bis zum Sterbebett", genauer vom Kindergarten bis in den tertiären Sektor und in das hohe Alter hinein ermöglicht. Das kann natürlich nicht darüber hinwegtäuschen, wie einschneidend und schmerzlich offenbar jener Prozeß der Rückentwicklung zu einer vorher nicht gekannten Minderheitenposition und -erfahrung auf Seiten der Québecer Anglophonie ist. Insgesamt scheint das Sprachengesetz des Bundes von 1988 (obwohl nicht direkt mit diesem Problem befaßt) also eine positive Auswirkung für die Implementation des Rechts auf Unterweisung in der jeweiligen Minderheitensprache zu haben (vgl. COMMISSIONER 1991: 4).

4.3 Zweitsprachenerwerb und Bilinguale Erziehungsprogramme

Neben der eigenständigen muttersprachlichen Ausbildung der jeweiligen "Minderheiten"-Kinder in englisch- oder französischsprachigen Schulen und Einrichtungen des weiterführenden Bildungswesens gibt es in Kanada eine ganze Reihe von hoch differenzierten und herausragenden Ansätzen zum Zweit- bzw. Fremdsprachenunterricht sowie von bilingualen Erziehungsansätzen, die hier jedoch aus Platzgründen nur sehr selektiv aufgelistet werden können:

- Erlernen der jeweils anderen Amtssprache:
  - als Fremdsprache im Rahmen eines eigenen Unterrichtsfaches mit unterschiedlichen Zeitanteilen (z.B. "core" French, English as a second language (ESL))
  - im Rahmen eines der sog. Immersionsprogramme (vgl. vor allem SWAIN/LAPKIN 1982 oder GENESEE 1987)
  - in Intensivkursen oder als rein rezeptives Lernen (vgl. z.B. LIGHTBOWN 1993).
- Deren Zielsetzungen, die zugrundeliegenden Lehr-/Lernkonzepte, die verwendeten Lehrmaterialien, die auftretenden Motivations- oder Wissensprobleme, insbesondere das Verhältnis von Grammatikkenntnissen und Kommunikationsfähigkeit, die Effektivität von Kontakt- und Austauschprogrammen sowie der Lernerfolg der verschiedenen Programme sind mehr oder minder genau beschrieben und analysiert worden (vgl. etwa GENESEE 1987, HARLEY et al. 1990, VOLLMER 1992b).
- Darüber hinaus gibt es vereinzelt bilinguale Schulen oder Zweige mit jeweils einer anderen Sprache (z.B. Deutsch, Ukrainisch, jedoch nur in großen Städten) sowie die weiter oben bereits erwähnten Programme zum Erhalt von ethnischen Herkunftssprachen, die hier aber nicht weiter interessieren.

Wegen der besonderen Bedeutung der kanadischen Immersionsansätze sollen diese hier doch noch etwas genauer betrachtet werden, zumal die damit verbundenen Erfahrungen gezielt exportiert und zunehmend auch in der Bundesrepublik mit Blick auf die europäische Integration diskutiert werden (vgl. etwa BUTZKAMM 1992; VOLLMER 1992b, WODE 1995). Während die Schülerzahlen in Kanada allgemein rückläufig sind (1970: 5.211.000; 1985: 4.448.000), steigen die der Immersionsprogramme seit den bescheidenen experimentellen Anfängen im Jahre 1967 in Québec stetig an. Im Jahre 1977-78 waren noch weniger als 40.000 Schüler involviert, während es 1987-88 bereits mehr als 225.000 Lernende waren, in Ontario sogar bis zu 7% der Schülerpopulation; und nach den letzten statistischen Informationen bzw. Überschlagsrechnungen wird seit dem Schuljahr 1990-91 eine bundesweite Beteiligung von 11% aller kanadischen Sekundarschüler und 6% der gesamten Schülerpopulation geschätzt (Zahlen bei COMMISSIONER 1991: 274). Wir haben es hier mit einem auffälligen Phänomen in der kanadischen Erziehungslandschaft zu tun, das deshalb so bemerkenswert ist, weil es sich besonders bei der anglophonen Mittelschicht großer Beliebtheit erfreut, im großen und ganzen als erfolgreich gelten kann und die Entwicklung eines individuellen Bilingualismus bei einer zunehmenden Anzahl von Kanadiern zu fördern hilft. Es läßt sich allerdings strukturell nicht auf das Zweitsprachenlernen von Minderheitenkindern übertragen, weil deren Bedingungen zur Entwicklung von Bilingualität ganz andere sind.

Immersionsprogramme können als spezifisch kanadischer Beitrag zur Zweitsprachenerwerbsforschung gelten. Diese Programme, die unterschiedliche Formen und Ausprägungen annehmen können (vgl. u.a. GENESEE 1987), vermitteln Kenntnisse im Französischen durch Verwendung dieser Sprache als Unterrichtssprache, und zwar entweder - um nur die extremen Pole zu benennen - vom allerersten Schultag an und in sämtlichen Fächern (*early total immersion)* oder aber später einsetzend und in nur ausgewählten Fächern (*late partial immersion*). Während in den ersten Jahren Kritik an diesen Ansätzen, einer heiligen Kuh vergleichbar, weitgehend unerwünscht war (vielleicht sogar durch entsprechende Forschungsmonopole unterdrückt wurde), sind im Laufe der letzten Jahre eine Reihe von immanenten Problemen bekannt geworden, die selbst von den Apologeten jetzt offen diskutiert werden (vgl. etwa HARLEY et al. 1990). Empirische Untersuchungen haben gezeigt, daß die Sprachkompetenz der Absolventen dieser Immersionsprogramme (je nach Typ, nach Unterrichtsverfahren und je nach Gelegenheit zum Sprachkontakt mit wirklichen Muttersprachensprechern) recht unterschiedlich ausfällt; auf jeden Fall besitzen

die Schüler beachtliche Kenntnisse des Französischen (vor allem im Verstehensbereich), wenngleich diese denen der *native speaker* natürlich nicht nahe kommen; ihre mündliche und erst recht die schriftliche Sprachkompetenz läßt allerdings im Blick auf grammatische Korrektheit und Breite des realisierten formalen Inventars sehr zu wünschen übrig. Außerdem scheint die Sprachkompetenz in der Zweitsprache auf längere Sicht nicht besonders stabil zu sein, also nach dem Verlassen der Schule wieder abzunehmen, soweit wir dies durch entsprechende Längsschnittstudien und Folgeuntersuchungen wissen. Schließlich führt der Immersionsunterricht in aller Regel auch nicht dazu, die anderssprachige Bevölkerungsgruppe (insbesondere die Québecer) in ihrer kulturellen Eigenart besser zu verstehen und schätzen zu lernen, dazu sind die Begegnungen und Kontakte mit frankophonen Muttersprachensprechern viel zu selten und periphär (vgl. zu dem Gesamtkomplex wiederum HARLEY et al. 1990, VOLLMER 1992b).

Schließlich haben die Bemühungen zur Legitimation der Immersionsansätze als einem Politikum über lange Zeit so sehr im Vordergrund der kanadischen Diskussion gestanden, daß weder der reguläre Fremdsprachenunterricht noch andere Alternativen des Zweitspracherwerbs (wie z.B. verstehensbasierter Fremdsprachenunterrichts oder aber Intensivformen des L2-Erwerbs) hinreichend entwickelt oder rezipiert worden sind. Das gilt insbesondere auch für die spezifisch andersartigen Ansätze der Frankophonen, *Englisch* als Zweitsprache zu erlernen. Hier werden Immersionsansätze aus verständlichen bildungspolitischen Gründen abgelehnt, zumal die Gefahr nicht von der Hand zu weisen ist, daß allzu frühe Zweisprachigkeit bei Minderheitenkindern zu einer subtraktiven Form des Bilingualismus und damit zur Submersion des Französischen als schwächerer Sprache führt bzw. führen kann (vgl. auch BIBEAU 1982). Dementsprechend wird, zumindest in Québec, der erste schulische Kontakt mit dem Englischen in das 4. Jahr der Primarschule verlegt, und das im Rahmen des normalen Fremdsprachenunterrichts, während Intensivkurse in *English as a second language* häufig erst ab Klasse 11 zugelassen werden. Dazu ist die Präsenz und Dominanz des Englischen im außerschulischen Alltag der französischsprachigen Kinder viel zu stark (was erst recht für die Frankophonen außerhalb Québecs gilt!), als daß man ihm auch im Curriculum eine besondere Rolle einräumen müßte. Wichtiger scheint zu sein, erst einmal Französisch als Muttersprache oder - im Falle der Kinder von ethnischen Minderheiten - Französisch als Kommunikationsmittel systematisch aufzubauen und voll zu entfalten. Diese sprachenpolitische Einstellung hat jedoch in der Vergangenheit u.a. dazu geführt, daß viele frankophone Schülerinnen und Schüler Englisch nur unzureichend gelernt haben, so daß bildungsbewußte besorgte Eltern vielfach den Weg privater Zusatzkurse oder privater Schulen gewählt haben. Erst in den letzten Jahren sind, bedingt u.a. durch die Erstarkung des Selbstbewußtseins auf frankophoner Seite, eine Reihe von Schulversuchen mit Englisch als Zweitsprache (z.B. 5 Monate ausschließlich Englischunterricht in Klasse 5 oder

6) erfolgreich durchgeführt und wissenschaftlich dokumentiert worden (vgl. vor allem LIGHTBOWN 1992, VOLLMER 1992b).

5. Das territoriale Prinzip der Zweisprachigkeit: Unilingualismus und die Französisierung Québecs

Während man die bisher skizzierte Bundesposition als "pan-kanadisch" bezeichnen kann, läßt sich die von Québec als "segmentalistisch" charakterisieren (vgl. BRETON 1988). Die erstgenannte Position geht davon aus, daß das englisch- und das französischsprachige Kanada in allen Regionen nebeneinander existieren (obwohl die Präsenz der beiden *communities* natürlich unterschiedlich stark über das Land verteilt sein kann). Die konkurrierende Konzeption geht davon, daß die frankokanadische Gesellschaft (primär) in Québec lokalisiert ist, die englischsprachige dagegen im Rest Kanadas als ihrem "Heimatland". Der Unterschied ist also nicht, daß im einen Fall von einem einheitlichen Kanada, im anderen Fall von zwei Kanadas ausgegangen wird; beide sehen Kanada entlang sprachlicher Grenzen als getrennt an. Einer der entscheidenden Unterschiede besteht darin, *wo* die beiden Kanadas räumlich, sozial und politisch verankert sind und welche *Mitgliedschaft* ihnen dementsprechend zugeordnet wird. Der segmentalistische Ansatz definiert die Gemeinschaft und Gesellschaft als räumlich basiert, als territoriale Wirklichkeit, wohingegen der pan-kanadische Ansatz sie nicht mit einem bestimmten geographischen Raum identifiziert; hier sind die Grenzziehungen sind eher sozialer als spatialer Natur. Die Evolution einer Sprachgemeinschaft beruht danach nicht auf einmaliger konstitutioneller Festschreibung, sondern auf der Entwicklung der sozialen, ökonomischen und politischen Kräfte und ihrer Dynamik.

So einleuchtend diese terminologische Unterscheidung zunächst sein mag, so halte ich die Favorisierung der zuletzt genannten Konzeption doch für idealistisch und scheindemokratisch. Denn wir wissen aus substantieller historischer und sozialwissenschaftlicher Analyse, daß die Ausgangsbedingungen für beide Gesellschaften von vornherein gar nicht gleich sind, daß sich jene dynamischen Entwicklungskräfte für die frankophone Minderheit leicht zu ihren Ungunsten in Richtung auf Assimilierung auswirkt. Die Förderung der Frankophonen außerhalb Québecs ist deshalb wichtig, ja notwendig, aber sie reicht nicht aus: Französischkanada braucht eine starke politisch-institutionelle, territoriale Basis auf dem nordamerikanischen Kontinent (und das kann natürlich nur Québec sein), wo die Mehrheit der Bevölkerung französischsprachig ist, sich ihre eigenen politischen Instrumente schafft bzw. bewahrt und sich im wesentlichen selbst bestimmt - wenn sie überhaupt den Schimmer einer Chance zur dauerhaften Fortexistenz neben der übermächtigen angelsächsischen Realität haben soll. Diese wissenschaftliche Einsicht, die sich bei mir erst über Jahre hinweg in der Auseinandersetzung mit dem Problem entwickelt hat, ist m.E. nicht von der Hand zu weisen; sie ist nicht unmittelbar gleichzusetzen mit der Unterstützung von

kulturellem Nationalismus oder gar von Separatismus: doch die Frankophonie Nordamerikas braucht eine starke Regionalregierung als dem einzigen Garanten frankophonen Selbstbehauptungswillens, ausgestattet mit genügend Macht, um ihre historische Rolle zu erfüllen.[103]

Ein solches Territorialprinzip ist im übrigen auch in Europa (etwa in Belgien oder in der Schweiz) zur Lösung von Sprachkonflikten angewendet worden. Es beruht u.a. auf der Erkenntnis, daß es Menschen sind, die sich der Sprache eines Gebietes, einer Region, einer Provinz anpassen, in der sie wohnen, und daß mit solchen territorialen Grenzziehungen mehr Gerechtigkeit (im Sinne einer klaren Erwartungshaltung), auf jeden Fall aber mehr Eindeutigkeit und weniger finanzieller und Verwaltungsaufwand verbunden ist. Das Territorialprinzip hilft, die demographische Position einer ethnolinguistischen Gruppe auf der Sprachenlandkarte zu stabilisieren und Befürchtungen wie die nach Veränderungen im sprachlichen Gleichgewicht auf Kosten oder zum Nachteil einer Gruppe, etwa durch bestimmte Zuwanderungs- oder Auswanderungsmuster, zu reduzieren. So herrschen in der Schweiz beispielsweise innerhalb der definierten Territorien (den 26 souveränen Kantonen) jeweils nur *eine* Sprache und Sprachgruppe verbindlich vor, und die Dienstleistungen des Staates werden immer nur in *dieser einen* Sprache, der des jeweiligen Distrikts, angeboten. Sofern sich eine andere Sprachgruppe in ihrer Minderheitenposition über Jahre und Jahrzehnte allerdings zu sehr unterdrückt glaubt, kann es auch zur Abspaltung eines eigenen Gebietes und zur Konstituierung eines neuen Kantons kommen: so geschehen durch Volksabstimmung im Jahre 1979, als sich der weitgehend französischsprachige Teil des ansonsten deutschsprachigen Kantons Bern als neuer *Canton du Jura* begründete und sich sogleich für offiziell einsprachig französisch deklarierte.

Das Territorialprinzip Québecs resultiert aus derselben historischen Ausgangssituation, nämlich der dramatisch ansteigenden Anglisierung der frankophonen Bevölkerung, und zwar nicht nur außerhalb Québecs. Auch innerhalb Québecs - so die Ergebnisse der Gendron Kommission (1972), deren Arbeit auf die der *Royal Commission on Bilingualism and Biculturalism* folgte - hatte sich gezeigt, wie sehr die französische Sprache durch den konkurrierenden Gebrauch des Englischen in vielen Domänen bedroht und die Frankophonie in

[103] Man hat der territorial orientierten Sprachenpolitik Québecs vorgeworfen, daß sie sich nicht genügend um das Überleben der Frankophonen außerhalb der Provinz kümmere, ja diese Bevölkerungsgruppe sogar preisgebe (vgl. etwa TAYLOR-BROWNE 1989). Tatsache ist, daß der Fokus Québecs in der Tat auf Stärkung der verfassungsrechtlichen Stellung der Provinz selbst (als dem "Mutter-" bzw. "Vaterland" aller Frankokanadier) lag und liegt und damit auf der Sicherung und Anerkennung der kollektiven national-kulturellen Identität der Québécois. Das hat die Frankophonen außerhalb Québecs wohl oder übel zur Neueinschätzung ihrer eigenen Überlebenschancen und damit zur Neudefinition ihrer regionalen sprachlich-kulturellen Identität gezwungen: Bezeichnungen wie *franco-ontarien, franco-manitobain, (franco-)acadien* spiegeln das wider.

ihrem sozioökonomischen Status strukturell benachteiligt war. Bereits seit Ende der 60er Jahre hatte die Québecer Provinzregierung mit Unterstützung der überwältigenden Mehrheit der frankophonen Bevölkerung eine Politik der Französisierung eingeleitet. In drei aufeinanderfolgenden Sprachgesetzen (Lois 63, 22 und 101) wurde eine Dynamik der Sprachenplanung und des Sprachenwandels eingeleitet, die wohl ohnegleichen auf der Welt ist. Doch erst das Gesetz 101 von 1976 begründete Québecs offizielle Einsprachigkeit. Ohne das hier näher ausführen zu können (vgl. aber BOURHIS 1984, VOLLMER/SAURIOL 1986, WOLF u.a. 1987), sei betont, daß dieses systematisch angelegte Modell einer staatlichen Sprachenplanung und der sukzessiven Umkehr von scheinbar unabwendbaren Entwicklungstendenzen gar nicht hoch genug bewertet werden kann. Neben dem historischen Versuch der Wiederbelebung und der Verbreitung des Hebräischen im Zusammenhang mit der Gründung des Staates Israel gilt das Québecer Vorgehen in der Soziolingusitik als Musterbeispiel für einen weitgehend gelungenen Prozeß der Stärkung und der Sicherung des kollektiven Fortbestands einer (tendenziell bedrohten) ethnischen Gruppe in ihrer sprachlich-kulturellen Substanz (vgl. etwa die Beiträge in BOURHIS 1984) - zumal Status- und Korpusplanung seit Jahren Hand in Hand gehen, das staatliche Planungsinstrumentarium fest institutionalisiert und von jeder neuerlichen Provinzregierung nur noch bedingt modifiziert worden ist.

Wie schon aus der programmatischen Bezeichnung *Charte de la langue française* hervorgeht, sollten die fundamentalen Rechte der frankophonen Mehrheit Québecs auf ein Leben und Arbeiten in französischer Sprache und die Bestimmung ihrer eigenen (kollektiven) Zukunft hiermit ein für allemal juristisch verankert werden. Im einzelnen bedeutete dies: das Recht eines jeden, daß er/sie sowohl mit der öffentlichen Verwaltung als auch mit halböffentlichen Einrichtungen (wie Krankenhäusern, Versicherungen, Sozialagenturen usw.) auf Französisch verkehren kann; das Recht der Arbeitnehmer auf Ausübung ihrer Tätigkeit in Französisch; das Recht der Konsumenten, auf Französisch informiert und bedient zu werden und in ihren Alltagsgeschäften (in Läden, Restaurants, bei Freizeitunternehmungen usw.) in ihrer Muttersprache zu interagieren; das Recht der Schulpflichtigen, ihren Unterricht in französischer Sprache zu erhalten usw.

Insgesamt wird Französisch damit zur einzig offiziellen Sprache Québecs deklariert. Während für die Legislative und die Gerichte, für die Verwaltung und quasi-öffentlichen Einrichtungen weiterhin an Französisch festgehalten wird, sollte im Gegensatz zu früher in Zukunft *nur* noch die französische Version von Gesetzen, Bestimmungen und Dokumenten als rechtsverbindlich gelten (ein Passus, der allerdings aufgrund von Entscheidungen des obersten Gerichtshofes inzwischen revidiert werden mußte). Für Handel und Wirtschaft wurde festgelegt, daß sämtliche Aufschriften bzw. Auszeichnungen von Waren, Katalogen, Broschüren usw., sämtliche Vertrags- und Bewerbungsformulare sowie Firmenbezeichnungen *auch* in französischer Sprache verfaßt sein müssen. Um das äußere Erscheinungsbild von Québec als einer französischsprachigen Provinz

sicherzustellen, dürfen sämtliche Straßen- und Verkehrsschilder nur noch einsprachig französisch abgefaßt sein.

Besonders heftige Auseinandersetzungen gab es und gibt bis heute um die Vorschrift, daß öffentliche Aushänge, Plakate und sonstige Werbeträger (*l'affichage public et la publicité commerciale*) wegen ihres eindeutigen Symbolcharakters für das Kollektiv ebenfalls französisch verfaßt sein müssen. Diese Bestimmung der *Loi 101* war Gegenstand zahlreicher, zäher, jahrelanger juristischer Auseinandersetzungen, weil sich die anglophone Minderheit Québecs und jene Vertreter von ethnischen Gruppen, die sich stärker der Anglo- als der Frankophonie zurechenen, in ihren individuellen Rechten beschnitten sahen. Mittlerweile sind auf Basis der Entscheidungen des Obersten Gerichtshofes (zuletzt vom Dezember 1993) nicht nur Ausnahmen zugelassen, sondern die Fronten vorläufig geklärt: danach muß das Französische als dominant (z.B. durch Schriftgröße, Positionierung im Vordergrund usw.) erkennbar sein, während sekundär (aber kleiner und darunter stehend) auch andere Sprachen zugelassen sind. Man kann als Beobachter von außen den Eindruck gewinnen, als sei in diese Frage auf beiden Seiten allzu viel sozialpsycholgische Energie investiert worden. Andererseits geht es hier um nichts weniger als den ideologischen und verfassungsrechtlichen Konflikt zwischen Individual- und Kollektivrechten, wobei letztere auf der Bundesebene kaum ausgeprägt und bislang kaum justitiabel waren, während sie in der Québecer Verfassung zentral verankert sind.

Auch die Benutzung des Französischen am Arbeitsplatz und damit die Französisierung mittlerer und größerer Unternehmen einschließlich Versorgungsbetrieben wurde durch das Gesetz 101 verbindlich festgelegt: Bis Ende 1983 sollten alle Betriebe mit mehr als 50 Angestellten entsprechende Nachweise der Initiierung eines Programms zur Französisierung erbracht haben, um in den Besitz des notwendigen "Zertifikats" zu gelangen. Dieser Prozeß der Umgestaltung mit dem Ziel, daß die betriebsinterne Kommunikatikon zwischen Unternehmer und Mitarbeitern zunehmend in französischer Sprache abläuft, vollzieht sich jedoch mit einer überraschenden Langsamkeit, wie dies beispielweise in der Untersuchung von DION/LAMY 1990 zutage kommt.

In der Frage der Schul- und Unterrichtssprache bestimmt die Charta, daß jedwede Erziehung vom Kindergarten und der Vorschule bis zur Sekundarstufe prinzipiell auf Französisch zu erfolgen hat; das gilt auch für Kinder von Immigranten. Sonderregelungen (d. h. also die Erlaubnis, englischsprachige Schulen zu besuchen) gelten nur (1) für Kinder, deren Vater oder Mutter bereits eine englische Grundschulausbildung in Québec erhalten hat, (2) für Kinder, von denen mindestens ein Elternteil zum Zeitpunkt, als das Gesetz in Kraft trat, in Québec wohnte und selbst eine englischsprachige Grundschule außerhalb der Provinz besucht hatte, (3) für Kinder, die schon rechtmäßig auf englischsprachige Schulen gingen sowie (4) deren jüngere Geschwister. Das Gesetz räumte damit keinerlei Möglichkeiten einer englischsprachigen Erziehung für jene anglophonen Personen oder Gruppen ein, die nach 1977 aus anderen Teilen Kanadas auf Dauer oder vorübergehend zugezogen sind - was verständlicherweise zu heftigster

Kritik, zur Forderung nach Gesetzesänderung in diesem Punkt (Einführung einer "Kanada-Klausel" statt der "Québec-Klausel"), schließlich zur Verfassungsbeschwerde und 1982 dann auf der Grundlage der neuen Verfassung mit der Garantie des Grundrechts auf Erziehung in der jeweiligen Minderheitensprache für ganz Kanada zur Revision der Bestimmung geführt hat.

Zusammenfassend ist festzuhalten, daß die *Charta der französischen Sprache* ein beeindruckendes Dokument staatlicher Sprachenpolitik (mit insgesamt 214 Artikeln) darstellt, in dem die Belange der Statusplanung deutlich überwiegen gegenüber Gesichtspunkten der Korpusplanung, obwohl auch diese fortgeschrieben werden. Die Charta ist mehr als ein reines Sprachgesetz, sie ist zu Recht als ein "Akt politischer Mobilisierung" und der "Selbstversicherung" (DAOUST 1983: 229) eines Volkes bezeichnet worden, das sich über die gemeinsame Sprache und Vergangenheit sowie über einen gemeinsamen Zukunftswillen als Einheit definiert. Soziolinguistisch gesehen handelt es sich um die Ausweitung und Spezifizierung der Domänen des Sprachgebrauchs zugunsten der französischen Varietäten im Rahmen eines ohnehin asymmetrischen Gruppenbilingualismus. Während die Frankophonen Québecs erstmals wieder als in vielerlei Hinsicht dominante Mehrheitsgruppe agieren konnten, bedeutete das Gesetz 101 eine drastische Statusveränderung für die Anglophonen der Provinz: als ehemals dominante Majorität (als die sie sich z.T. mit Blick auf Gesamtkanada und die USA immer noch fühlen) mußten sie sich mit der Rolle einer Minorität innerhalb Québecs abfinden (vgl. etwa CALDWELL/WADDELL 1982). Damit wurde das, was für die Frankophonen schon lange Alltagserfahrung war, auch für die Anglophonen Realität. Entsprechend heftige Gegenreaktionen blieben nicht aus: massive private Abwanderung, Verlagerung von Unternehmen bzw. Stammhäusern, vor allem nach Toronto, rechtliche Bekämpfung der Gesetze, Aufbau einer anglophonen Interessenvertretung wie die *Alliance Quebec* u.a.m. Inzwischen hat sich, nach einigen Erfolgen, die Kampfeslust etwas gelegt. Viele der Anglophonen haben sich mit der neuen Lage einigermaßen arrangiert, begreifen sich sogar als unentbehrliche Québecer und arbeiten zwar kritisch, doch aktiv am Aufbau einer neuen Gesellschaftsordnung unter Einbeziehung der vielen anderen ethnischen Gruppen mit. Die Vorherrschaft der Frankophonie (mit ihrem Bevölkerungsanteil von ca. 82,8%) wird nicht (mehr) infrage gestellt, wohl aber wird auf wirksamen Minderheitenschutz gepocht, der allemal in dieser Provinz immer noch viel größer ist als für die Frankophonen außerhalb Québecs. (Man hat die Anglophonen Québecs deshalb auch als eine "dominante" Minderheit typisiert, zumal sie sich auf das enorme demographische, wirtschaftliche und (allgegenwärtige) kulturelle Potential des englischsprachigen Nordamerikas stützen kann und dies auch tut).

Sowohl die Bilingualismuspolitik des Bundes als auch die erfolgreiche Französisierungspolitik Québecs mögen dazu beigetragen haben, daß die Mehrheit der Provinzbevölkerung (ca. 60%) sich dann 1980 in einem ersten Referendum *gegen* ein Ausscheren aus der kanadischen Konföderation aussprach. Kurz danach wurde die Kanadische Verfassung beschlossen - ohne Zustimmung

Québecs und ohne Québec darin einen angemessenen Platz einzuräumen. Seitdem versucht man (allerdings bisher vergeblich), den besonderen Charakter der Québecer Gesellschaft als *société distincte* von dem Rest Kanadas anerkennen zu lassen und verfassungsmäßig zu verankern, um damit endlich die Grundvoraussetzung für eine gewisse Pazifizierung der historischen Spannungen und jahrhundertealten Auseinandersetzungen zu schaffen. Doch der in den Jahren 1987-1990 angestrebte *Meech Lake Accord*, den ich selbst an anderer Stelle als fairen und akzeptablen Verfassungskompromiß für Gesamtkanada charakterisiert habe (VOLLMER 1991: 263), scheiterte dramatisch. Ebenso das weniger ausgewogene Abkommen von Charlottetown. So setzt sich der dualistische Konflikt ungebrochen fort, bindet unglaublich viele Energien und Emotionen, fördert in schöner Regelmäßigkeit Separierungswünsche hervor und scheint überhaupt nur lösbar zu sein, wenn der Einigungswille der Kanadier als ganzes zunimmt und entsprechende Visionen einer gerechten Machtverteilung (nunmehr auch unter Einschluß der *Natives*) schrittweise realisiert werden. Davon ist man jedoch weiter denn je entfernt, was auch mit der außerordentlich schwach ausgebildeten Ausprägung einer kanadischen Gesamtidentität zusammenhängt. So kann es nicht verwundern, daß die *Parti Québécois*, im September 1994 wiedergewählt, bereits ein Jahr später (am 30. Oktober 1995) eine erneute Volksabstimmung über die Unabhängigkeit Québecs initiiert, die dieses Mal mit nur ganz wenigen Stimmen verloren geht (49,6 gegenüber 50,4%).[104]

6. Bewertung und Perspektiven des Bilingualismus in Kanada

Es ist schwer, die Zweisprachigkeitspolitik der Bundesregierung angemessen zu beurteilen. Mir scheint es aber bei isolierter Betrachtung dieses Aspektes der kanadischen Sprachenplanung doch übertrieben zu sein, von einem "großangelegten Neuansatz zur Lösung der sprachlichen und kulturellen Spaltung Kanadas" zu sprechen, wie dies etwa PACHE (1981:19) tut. Eines ist sicher: der durchschlagende Erfolg blieb zunächst aus; zumindest konnten weitergehende

[104] Selbst der frühere liberale Erziehungsminister von Québec, Claude Ryan, hat auch nach dem letzten verlorenen Referendum mit aller Deutlichkeit wieder darauf hingewiesen, daß für die Québecer der Status des Französischen, ihrer Provinz und ihrer Regierung immer das Hauptanliegen bleiben werden und daß nichts Großes oder Bleibendes in Gesamtkanada erreicht werden könne, wenn nicht Québec aktiv involviert und bevor nicht die Frankophonen als "Volk" eigener Art (*comme peuple*) anerkannt seien. (Zur Spezifik des Québecer Nationalismus vgl. u.a. COOK 1986, DION 1992, JUTEAU 1993, JUTEAU/HOERDER 1995, SAURIOL/VOLLMER 1995).
Der anglophonen Bevölkerungsmehrheit Kanadas wird also nichts weniger als Respekt und Verständnis für dieses Denken und das daraus resultierende Handeln Québecs abverlangt. Es geht dabei nicht nur um die *prinzipielle*, sondern auch um die *täglich praktizierte* Anerkennung seines eigenständigen Charakters, der durch die Sprache, seine einzigartige Kultur und sein Zivilrecht ausgewiesen ist (vgl. VOLLMER 1990).

Forderungen nach Stärkung des Französischen durch eine Stärkung Québecs nicht abgewendet werden. Im Gegenteil: die Bundespolitik von Trudeau und seiner Nachfolger wurde vielfach als taktisch gegenüber Québec (und das von ihm vertretene Territorialprinzip) gerichtet empfunden. Darüber hinaus haben sogleich nach Beschluß des *Official Languages Act* (1969) die Repräsentanten der sonstigen ethnischen Gruppen in Kanada die Anerkennung ihres besonderen Beitrags zum Aufbau des Landes und damit ihren besonderen Status eingefordert, was auch prompt zwei Jahre später zur Verkündigung des *Multiculturalism Act* (1971) und ein gutes Jahrzehnt später dann zu einer Klausel zur Wahrung und Förderung der ethnischen Herkunftskulturen im Rahmen der Verfassung geführt hat (dies habe ich an anderer Stelle ausführlich analysiert; vgl. VOLLMER 1993). Schließlich beanspruchen heutzutage auch die *Natives* mit ihren Landforderungen, ihrem Selbstverständnis als *first "nations"* und mit ihren Vorstellungen von autonomer Selbstverwaltung einen ähnlichen Sonderstatus wie die Frankophonen für Québec. Dennoch ist das Verhältnis zwischen Anglo- und Frankophonen immer der zentrale, dominante Konflikt geblieben.

Die offizielle Zweisprachigkeitspolitik Kanadas bedeutet dennoch ohne jeden Zweifel eine symbolische Aufwertung und Stärkung des Französischen, die m. E. nicht zu unterschätzen ist. In gewisser Weise läßt sich diese Politik (in Verbindung mit dem in der Verfassung von 1982 garantierten Recht der offiziellen Sprachminderheiten auf eigenständige Erziehung) - zumindest in ihrer Wirkung - vor allem als ein Schritt zur Förderung des Französischen im englischsprachigen Teil Kanadas beschreiben. Obwohl Französisch sein Prestige als eine wichtige Kultursprache sowie als Sprache der Technologie auf internationaler Ebene nach wie vor nicht eingebüßt hat, war es im englischsprachigen Teil Kanadas (mit Ausnahme von Neu-Braunschweig) im Laufe von zwei Jaahrhunderten doch zu einer niedrigen Statusposition herabgewürdigt worden war, vergleichbar der von Stammessprachen in den klassischen Kolonien oder von Dialekten in den sich konstituierenden Nationalstaaten des alten Europa.

Ich stimme mit BOURHIS (1984: 9) und vielen anderen darin überein, daß die frankophonen Minoritäten in Englischkanada über lange Zeit das Opfer, wenn nicht sogar das bewußte Ziel einer diskrimatorischen Praxis gewesen sind, die ihrerseits zur Anglisierung der Frankokanadier überall im Lande beigetragen hat. Die Tatsache beispielsweise, daß Französisch seit 1890 aus dem Schulsystem Manitobas sowie aus der Provinzlegislative per Mehrheitsbeschluß schlichtweg gestrichen wurde (und das, obwohl die Frankophonen zum damaligen Zeitpunkt eine durchaus bedeutsame Minderheit innerhalb der Provinzbevölkerung darstellten), ist nur *ein* markantes Beispiel unter vielen. So hat es nahezu ein Jahrhundert gedauert, bevor im Gefolge der föderalen Bilingualismus-Politik der Oberste Gerichtshof Kanadas im Jahre 1979 diese Maßnahmen für verfassungswidrig erklärte und Französisch wieder zu seiner legitimen Stellung in den Gesetzgebungsorganen und sukzessive dann auch im Erziehungswesen verhalf. Damit konnte zwar historisches Unrecht nicht wirklich

wiedergutgemacht, aber immerhin abgemildert werden; auf jeden Fall wird es nicht weiter perpetuiert.[105]

Andererseits kann man darüber streiten, ob der Bilingualismus als offizielles Programm nicht der Annäherung der beiden Sprachgruppen eher geschadet, die Gräben zwischen ihnen und vor allem zwischen den Frankophonen und den sonstigen ethnischen Gruppen einschließlich den *Natives* eher vertieft hat. (Dies ist auch eine Frage der Bewertung der Person und Politik Trudeaus, die immer wieder außerordentlich kontrovers diskutiert wird). Im großen und ganzen würde ich das jedoch verneinen.

Die Bilingualismuspolitik des Bundes und die offensive Einsprachigkeitspolitik Québecs bis hin zur Androhung oder Realisierung von staatlicher Unabhängigkeit, so verschieden sie auch in ihren Konzpeten und Implikationen sein mögen, haben jede auf ihre Weise bislang zwar nicht zu einer wirklichen Verständigung zwischen Anglophonie und Frankophonie geführt, von außen betrachtet aber doch zumindest zu einer besseren Ausgewogenheit zwischen Englisch und Französisch in Kanada beigetragen. Dabei ist das Gewicht und die Bedeutsamkeit des einen oder anderen Ansatzes nicht gegeneinander auszuspielen: einer *allein* hätte *nicht* jene Umwälzung bewirkt, die wir skizziert haben; *beide* haben gleichermaßen ihren Anteil an der Aufwertung des Französischen - obwohl die Frankokanadier nach wie vor als strukturell unterprivilegierte Volksgruppe gelten müssen und der Kampf gegen die Übermacht des Englischen natürlich andauert, ja tägliche Aufmerksamkeit erfordert. Aus der Sicht der wohlmeinenden Föderalisten mag es so aussehen, als könne die Frankophonie, allen voran Québec, *nie* zufrieden gestellt werden. Umgekehrt ist nicht zu übersehen, daß eine wirkliche (formale, inhaltliche wie psychologische) Anerkennung der Frankophonie als gleichberechtigte Gründungs*nation* oder zumindest eine Anerkennung des besonderen Charakters der Québecer Gesellschaft *verfassungsrechtlich* nach wie vor aussteht. Québec ist mehr als nur *eine* unter 10 gleichgestellten Provinzen: es ist der Repräsentant oder "Platzhalter" der frankophonen Minderheit in Kanada. Erst wenn diese *Assymetrie* von anglophoner Seite akzeptiert und eine entsprechende *Kodifizierung* des (ungeliebten) Verhältnisses erfolgt sein wird, die für beide Seiten konsensfähig ist und an der nichts weniger als die Einheit Kanadas hängt, könnte mehr Ruhe im kanadischen Hause eintreten: alle bisherigen Versuche in

[105] Mittlerweile war die französischsprachige Bevölkerung Manitobas bereits auf weniger als 8% (ca. 80.000 Personen) herabgesunken, von denen nur noch etwa 39% Französisch zuhause sprechen. Hier läßt sich erkennen, daß der gut gemeinte Wille zur Wiedereinführung eines offiziellen Bilingualismus allenfalls dazu taugen wird, die Geschwindigkeit der Anglisierung unter den Frankophonen zu verlangsamen; auf keinen Fall aber kann er zu einer substantiellen demographischen Umkehr, zu einer Wiederbelebung oder gar Ausweitung der mittlerweile geschrumpften frankophonen Präsenz in dieser Region führen.

diese Richtung sind jedoch gescheitert, was die Aushandlung neuer Kompromisse im weiteren erschwert.[106]

Gerade die Querelen um die inhaltlichen Bestimmungen und um die (Nicht)Ratifizierung aller bisher geplanten Verfassungsänderung zeigen noch einmal in aller Deutlichkeit, daß der sprachliche Dualismus Kanadas von weiteren Konflikten überlagert wird, allen voran von unterschiedlichen Vorstellungen über die politische Verfassung des Landes, über die Struktur des Föderalismus und über nationale Identität sowie von massiven regionalen Differenzen, deren Mächtigkeit nach übereinstimmender Meinung nicht zu unterschätzen ist (die Gründung und Aktivitäten der sog. *Reformpartei* im Westen Kanadas sind beispielsweise Ausdruck des Erstarkens dieser Region sowie zugleich seiner Entfremdung von den bisherigen Mustern des politischen Diskurses im Lande). So würde selbst eine konstitutionelle Anerkennung der Einzigartigkeit und des besonderen gesellschaftlichen Charakters von Québec (obwohl z.Z. in weite Ferne gerückt) zwar ein wichtiger Schritt in Richtung auf Pazifizierung der beiden offiziellen Sprachgruppen sein, keinesfalls aber eine endgültige Beilegung dieses Konflikts bedeuten. Man wird als Kanadist und Soziolinguist lernen müssen, mit dieser Komplexität, den verschiedenartigen Interessens- und Konfliktlagen sowie den konzeptuell widerstreitenden Entwürfen für ein zukünftiges oder aber zweigeteiltes Kanada umzugehen, und sich vor reduktionistischen Vereinfachungen zu hüten haben.

Kanadas offizieller Bilingualismus und Québecs offensive, wachsame Sprachenpolitik sind bereits in sich ein Politikum ersten Ranges. Beide sind fester Bestandteil der jeweiligen Bundes- bzw. Landespolitik geworden und werden es wohl auch bleiben. Ob allerdings die vorhandenen sprachenpolitischen Instrumentarien zur Lösung der anstehenden Probleme ausreichen, ist fraglich. Möglicherweise muß Kanada weitere genuine Ansätze zur Lösung seiner spezifischen Probleme entwickeln, die sich weder ganz allein auf das Personalprinzip noch auf das Territorialprinzip stützen können und für die es keine Vorbilder, keinerlei übernehmbare Modelle gibt - so wie Québec aus seiner eigenen gesellschaftlichen Notwendigkeit heraus eine Sprachenpolitik geboren hat, die ohne Parallele in der Welt ist und ihresgleichen sucht. Das Ausscheren Québecs aus der kanadischen Föderation wäre ein mögliches, inzwischen vorstellbares Extrem - allerdings mit vielen einschneidenden, komplexen, z.T. nur schwer abschätzbaren Folgen.

Eine Umkehrung der historischen Entwicklung, ein Rückgängigmachen des Tatbestandes der Unterwerfung der Frankophonie durch die englische Armee (im Jahre 1759) und seiner politischen ebenso wie sozialpsychologischen Folgen (vgl. DUFOUR 1989) wird und kann es so nicht geben. Es kann und wird keine

[106] Nach dem verlorenen Referendum hat der liberale Premierminister Kanadas, Jean Chrétien, in den letzten Wochen die Empfehlung ausgesprochen, daß die Bundesbehörden die Besonderheit von Québec als *société distincte* faktisch anerkennen und in ihrer Verfahrenspraxis entsprechend berücksichtigen sollten. Für die Québecer geht es aber letztlich um mehr: um die formelle, konstituionelle Anerkennung ihres Sonderstatus.

wirkliche Gleichberechtigung zwischen Englisch und Französisch in Kanada, geschweige denn auf dem Gesamtkontinent mit seiner Eigendynamik in Richtung auf Grenzöffnung, Schaffung größerer ökonomischer Räume und Vereinheitlichung des Marktes geben - im Gegenteil: Der Vertrag über die Herstellung einer nordamerikanischen Freihandelszone zwischen Kanada, den USA und Mexico (seit Januar 1994 in Kraft) gibt Anlaß zu neuerlicher Besorgnis über die Zukunft des Französischen auf diesem Kontintent. Die Bedenken in Richtung auf eine weitere Minorisierung des Französischen resultieren vor allem aus der prinzipiellen Unterordnung des Politischen unter die Spielregeln von Ökonomie und Markt. Anders als die Abkommen der Europäischen Union enthält sich das *North American Free Trade Agreement* (NAFTA)/*Accord de libre-échange nordaméricain* (Aléna) sprachenpolitischer Regelungen bezüglich der sprachlich-kulturellen und kommunikativen Verhältnisse in diesen drei Ländern. Insofern ist zu vermuten, daß das Prestige und die Verbreitung des Englischen auf diesem (wieder einmal ungeplanten, indirektem) Wege seine Rolle als *lingua franca* noch verstärken wird (vgl. hierzu vor allem WOEHRLING 1993 und LABRIE im Druck).

Das Französische in Nordamerika ist und bleibt strukturell schwach, es bleibt in seiner zukünftigen Existenz und seinem Status weiterhin gefährdet und wird es tendenziell auch immer bleiben. Eine gegenteilige Hoffnung oder gar Behauptung beruht auf einem typisch anglokanadischen "Mißverständnis", was es immer wieder auszuräumen gilt. In der Tat sprechen selbst die jüngsten Zahlen und Hochrechnungen dafür, daß aufgrund der anhaltend niedrigen Geburtenrate bei den Frankonphonen Québecs und der nur zögerlichen Zuwanderung von Einwanderern in diese Provinz (die sich dazu noch bis auf den heutigen Tag überwiegend gesamtkanadisch und damit anglophon orientieren) die Gefahr einer Reduktion der frankophonen Bevölkerung im Verhältnis zu den anderen Gruppen auf lange Sicht anhält: Die neueste demographische Studie von TERMOTTE/GAUVREAU vom Januar 1996 (zuletzt 1988) prognostiziert einen Abfall des frankophonen Anteils in der gesamten Provinz Québec auf unter 80% der Bevölkerung innerhalb der nächsten 20 Jahre, was dann in der Region Montréal (*Ile de Montréal*) besonders dramatische Auswirkungen zeitigen würde; hier fiele der Anteil der Frankophonen von bisher 57 auf unter 48%, sie verlören damit die Mehrheit in dieser Stadt bzw. wichtigsten Region des Landes.[107]

[107] Diese neuesten Daten habe ich am 22.und 23.2.1996 den französischsprachigen Nachrichten von *Radio Canada* entnommen, die wir in Europa täglich via Satellit bzw. über den französischen Kabelkanal "TV5" empfangen können. Die neue Provinzregierung unter L. Bouchard wird enorm viel Energien investieren müssen, um die ethnischen Minderheiten von Québec mit der frankophonen Mehrheit zu versöhnen und sie sozialpsychologisch aneinander anzunähern (vgl. auch SAURIOL 1995, SAURIOL/VOLLMER 1995). Es geht hier also nicht um das bloße Erlernen und Benutzen des Französischen als Kommunikations- und Alltagssprache, sondern um die Identifizierung mit Québec, um die Entwicklung eines Selbstbildes als Neuquébecer und um die Bereitschaft, bei der zukünftigen Gestaltung der Provinz aktiv mitzuwirken (auch mit der Perspektive einer möglichen Eigenstaatlichkeit). Aber vielleicht ist das ein Widerspruch in sich.

Die Perspektiven der Zweisprachigkeit in Kanada sind z.Z. völlig offen, je nachdem ob es in den nächsten Jahren zur Abspaltung Québecs kommt oder nicht. Aber auch unabhängig von den konkreten staats- oder verfassungsrechlichen Lösungen der nächsten Zeit sind die Kanadier tief zerrissen, gehen jedoch erstaunlich gelassen und ohne selbstzerstörerischen Radikalismus damit um. Dieser Riß geht natürlich auch mitten durch die Québecer Gesellschaft selbst hindurch. Wie es zu einer erneuten Öffnung und gegenseitigen Achtung über die eigenen Sprach-, Kultur- und Parteigrenzen hinweg in Richtung auf die Betonung von Gemeinsamkeiten, auf die Entwicklung einer neuen, umfassenden pluriethnischen Perspektive oder gar einer gesamtkanadischen Identität kommen soll, ist höchst ungewiß. Sicherlich ist die gegenseitige Kenntnis und Beherrschung der Sprache des anderen eine der wesentlichen Voraussetzungen, ohne die solche Bemühungen zur interkulturellen Verständigung ohnehin zum Scheitern verurteilt sind. Aber Sprachkompetenz reicht bei weitem nicht aus. Interkulturelles Lernen, interkulturelle Erziehung, der Aufbau von Fremdverstehen und die Permanenz des Kontakts, des positiven Umgangs mit dem Anderen, dem Fremden ist angesagt (VOLLMER 1994).

So sind die Fragen der Demographie, des politisch-rechtlichen Verhältnisses zwischen anglophoner und frankophoner Gesellschaft und die der langfristigen Integration von ethnischen Minderheiten in Kanada aufs engste miteinander verknüpft. Schließlich haben auch die Forderungen der Ureinwohner Kanadas unmittelbare Auswirkungen auf die Zunkunft Québecs sowie der gesamten Konföderation - und das nicht nur in territorialer Hinsicht, sondern auch im Blick auf das politische Selbstverständnis und die (weltweit mit großer Aufmerksamkeit verfolgte) moralische Legitimation der frankophonen Minderheit wie auch der anglophonen Mehrheit in diesem zweitgrößten Land der Erde.

Tabelle 1

Tab. 1: Linguistic Composition of Canada by Official Language

	MOTHER TONGUE			HOME LANGUAGE		
	English	French	Other	English	French	Other
Newfoundland	561,300 (98.8%)	2,670 (0.5%)	4,375 (0.8%)	559,770 (99.2%)	2,110 (0.4%)	2,135 (0.4%)
Prince Edward Island	119,175 (94.1%)	5,920 (4.7%)	1,555 (1.2%)	121,070 (96.8%)	3,485 (2.8%)	535 (0.4%)
Nova Scotia	818,905 (93.8%)	35,810 (4.1%)	18,450 (2.1%)	829,790 (96.0%)	24,720 (2.9%)	9,595 (1.1%)
New Brunswick	462,935 (65.3%)	237,570 (33.5%)	8,940 (1.3%)	478,125 (68.1%)	219,350 (31.3%)	4,385 (0.6%)
Quebec	678,785 (10.4%)	5,408,980 (82.8%)	444,695 (6.8%)	796,695 (12.3%)	5,343,210 (82.8%)	314,600 (4.9%)
Ontario	7,097,920 (78.0%)	484,265 (5.3%)	1,519,505 (16.7%)	7,798,355 (86.6%)	340,545 (3.8%)	862,270 (9.6%)
Manitoba	780,015 (73.4%)	51,775 (4.9%)	231,220 (21.8%)	915,415 (87.2%)	29,765 (2.8%)	104,130 (9.9%)
Saskatchewan	827,250 (81.9%)	23,720 (2.3%)	158,655 (15.7%)	934,890 (93.8%)	8,980 (0.9%)	52,835 (5.3%)
Alberta	1,946,725 (82.3%)	56,245 (2.4%)	362,860 (15.3%)	2,153,675 (92.0%)	24,910 (1.1%)	161,670 (6.9%)
British Columbia	2,366,805 (82.1%)	45,845 (1.6%)	470,725 (16.3%)	2,605,025 (91.4%)	17,575 (0.6%)	226,990 (8.0%)
Yukon	20,930 (89.1%)	620 (2.6%)	1,950 (8.3%)	22,665 (97.0%)	275 (1.2%)	415 (1.8%)
Northwest Territories	28,905 (55.3%)	1,420 (2.7%)	21,920 (42.0%)	34,430 (66.2%)	755 (1.5%)	16,855 (32.4%)
Canada	15,709,650 (62.1%)	6,354,840 (25.1%)	3,244,850 (12.8%)	17,249,900 (68.9%)	6,015,680 (24.0%)	1,756,425 (7.0%)

Quelle: Zensusdaten Kanada 1986 (in: COMMISSIONER OF OFFICIAL LANGUAGES 1991: 312)

Tabelle 2

Tab. 2: Muttersprache und häusliche Sprache nach den zehn größten Sprechergemeinschaften

Language	Mother Tongue	Home Language	HL as % of MT
English	14,750,495	16,425,905	111.3
French	6,176,215	5,923,010	95.9
Italian	531,285	364,575	68.6
German	515,510	163,550	31.7
Ukrainian	285,115	94,565	33.2
Chinese and Japanese	243,870	198,085	81.2
Portuguese	164,615	130,890	79.5
Dutch and Flemish	158,465	26,420	16.7
Amerindian Languages and Inuktitut	140,975	109,225	77.5
Polish	127,395	55,720	43.8

Quelle: Zensusdaten Kanada 1981 (STATISTICS CANADA, 1985, Vol. 1, Tab. 1 and 6)

Tabelle 3

Tab. 3: Sprachen der indianischen Ureinwohner Kanadas

	Mother Tongue	Home Language
Algonkian Languages	99,200	79,465
Cree	65,950	51,550
Ojibway	19,535	13,490
Algonkian	13,715	12,960
Athapaskan Languages	11,720	8,620
Haida Languages	335	135
Iroquoian Languages	5,925	2,710
Kootenayan Languages	90	40
Salishan Languages	745	310
Siouan Languages	1,560	990
Tlingit Languages	125	35
Tsimshian Languages	1,545	1,050
Wakashan Languages	950	320
Insgesamt	122,205	92,200

Quelle: Zensusdaten Kanada 1981 (STATISTICS CANADA, 1985, Vol. 1, Tab. 1 and 6)

Tabelle 4

Tab. 4: Typen des Bilingualismus

Individueller Bilingualismus		Gesellschaftlicher Bilingualismus	
Bilinguale Kompetenz	Bilinguale Performanz	Sprachgemeinschaften	Institutionen
1. Sprachtyp/ Varietät Sprachpaar	1. Linguistische Merkmale: Alternation z.B. durch *Sprachwechsel Entlehnung Interferenz*	1. Sprachverteilung	1. Familie
2. Ort/Kontext des L2-Erwerbs		2. Sprachfunktionen/ Domänen	2. Schule
3. Zeitpunkt/ Sequenzierung des L2-Erwerbs	2. Soziale, strategische, diskursspezifische Merkmale	3. Sprachstatus	3. Organisationen
4. Motiv/Motivation des L2-Erwerbs		4. Entwicklungsstand *inzipient progressiv integral regressiv residual*	4. Staat/ Sprachenplanung: Purifikation Reform Belebung Standardisierung
5. Art/Steuerung des L2-Erwerbs			
6. Dimensionen/ Struktur von Fähigkeiten			

Quelle: MACKEY (1987: 678; Übersetzung durch Verfasser)

Literaturverzeichnis

Beauchesne, A./Hensler, H. (1987): *L'école française à clientèle pluri-ethnique de l'île de Montréal*. Québec: Conseil de la langue française.

Bibeau, G. 1982: *L'éducation bilingue en Amérique du Nord*. Montréal: Didier.

Blay, J. (1987): *L'Article 23. Les Péripéties Legislatives et Juridiques du Fait Français au Manitoba 1870-1986*. Saint-Boniface: Les Éditions du Blé.

Bourhis, R. Y. (ed.) (1984): *Conflict and language planning in Québec*. Clevedon: Multilingual Matters.

Bourhis, R. Y. (ed.) (1994): *French English language issues in Canada*. Special Issue of the *International Journal of the Sociology of Language, 105-106*.

Breton, R. (1988): "The Concepts of Distinct Society and Identity in the Meech Lake Accord". In: K. E. Swinton/C. J. Rogerson (eds.): *Competing Constitutional Visons. The Meech Lake Accord*. To-ronto: Carswell, 3-10.

Butzkamm, W. (1992): "Zur Methodik des Unterrichts an bilingualen Zweigen". In: *Zeitschrift für Fremdsprachenforschung, 3*(1), 8-30.

Caldwell, G./Waddell, E. (eds.) (1982): *The English of Quebec: From Majority to Minority Status*. Québec: Institut Québécois de Recherche sur la Culture.

Cook, R. (1986): *Canada, Quebec and the uses of nationalism*. Toronto: McClelland & Stewart.

Commissioner of Official Languages (ed.) (1991 ff.): *Annual Report 1990 ff*. Ottawa: Supply and Services Canada.

Cummins, J./Danesi, M. (1990): *Heritage Languages. The Development and Denial of Canada's Linguistic Resources*. Toronto: Garamond Press.

Daoust, D. (1984): "Francization and terminology change in Quebec business firms". In: Bourhis (1984), 81-113.

Dion, S. (1992): "Explaining Quebec nationalism". In: R. K. Weaver (ed.), *The collapse of Canada?* Washington, D.C.: The Brookings Institution, 77-121.

Dion, S./Lamy, G. (1990): "La francisation de la langue de travail au Québec: Contraintes et réalisations". In: *Language Problems and Language Planning 14*, 119-141.

Dufour, C. (1989): *Le Défi Québécois*. Montréal: L'Hexagone.

Erfurt, J. (1995): "Français en France - Français au Canada: Französisch oder französische Sprachen". In: *Grenzgänge, 3*, 93-120.

Ferland, M./Rocher, G. (1987): *La loi 101 et l'école primaire à clientèle pluriethnique*. Québec: Conseil de la langue française.

Foster, M.K. (1982): "Canada's First Languages". In: *Language and So-ciety/Langue et Société 7*, 7-16.

Genesee, F. (1987): *Learning through two Languages. Studies of Immersion and Bilingual Education*. Rowley, MA: Newbury House.

Hamers, J./Blanc, M. (1989): *Bilinguality and Bilingualism*. Cambridge: CUP.

Harley, B. et al. (eds.) (1990): *The Development of Second Language Proficiency*. Cambridge: Cambridge University Press.

Hawkins, F. (1989): *Critical Years in Immigration: Canada and Australia Compared*. Kingston/Montral: McGill/Queen's University Press.

Helbich, W. (1982): "Die Verteidigung der französischen Sprache seit 1763". In: *Zeitschrift der Gesellschaft für Kanada-Studien 2*, 37-55.

Heller, M. (1994): *Crosswords: Language, Education and Ethnicity in French Ontario*. Berlin: Mouton de Gruyter.

Heller, M. (1995): "Language choice, social institutions and symbolic domination". In: *Language in Society, 24*(3), 373-405.

Juteau, D. (1993): "The production of the Québécois nation". In: *Humboldt Journal of Social Relations, 19*(2), 79-108.

Juteau, D./Horder, D. (1995): "The impact of national models upon the integration of immigrants. From national culture to national diversity". Paper presented ath the conference *Organizing Diversity. Migration policy and practice: Canada and Europe*. Nijmegen, 8.-12.11.1995. (Erscheint demnächst).

Kalbach, W. E./McVey, W. W. (1979): *The Demographic Bases of Canadian Society*. 2nd edition. Toronto: McGraw-Hill Ryerson.

Labrie, N. (im Druck): "Les enjeux linguistiques nord-américains de l'accord de libre-échange entre le Canada, le Mexique et les États-Unis: quelles stratégies mettre au point face à l'anglais?". In: *Actes du colloque "Langue nationale et mondialisation: enjeux et défis pour le français"*. Québec: Conseil de la langue français. Erscheint.

Landry, R./Allard, R. (eds.) (1994). *Ethnolinguistic vitality*. Special Issue of the *International Journal of the Sociology of Language, 108*.

Lightbown, P. (1992): "Getting quality input in the second/foreign language classroom." In: C. Kramsch/S. McConnell-Ginet (eds.): *Text and Context. Cross-Disciplinary and Cross-Cultural Perspectives on Language Study*. Lexington, MA: Heath, 187-197.

Lightbown, P. (1993): "Can they do it themselves? A comprehension-based ESL course for young children." In: R. Courchêne et al. (eds.): *Comprehension-based language teaching: Current trends*. Ottawa: University of Ottawa Press, 367-386.

Lowe, R. (1983-85): *Kangiryuarmiut/Uummarmiutun/Siglit Inuvialuit Dictionaries and Grammars*. 6 volumes. Inuvik, NWT: Committee for Original Peoples Entitlement.

Mackey, W. F. (1983): "U.S. Language Status Policy and the Canadian Experience". In: J. Cobarrubias/J.A. Fishman (eds.): *Progress in Language Planning*. Berlin/New York: Mouton, 173-206.

Mackey, W. F. (1987): "Bilingualism and Multilingualism". In: Ammon/ Dittmar/Mattheier (eds), *Handbuch Soziolinguistik*. Berlin: de Gruyter, 699-713.

Mallea, J. (1989): *Schooling in a Plural Canada*. Clevedon: Multilingual Matters.

Mougeon, R./Béniak, E. (1991): *Linguistic consequences of language contact and restriction. The case of French in Ontario, Canada*. Oxford: Clarendon.

Nowak, E. (1993): Bilingualismus in einer multikulturellen Gesellschaft: Zur Situation von Inuktitut (Eskimo) in der Ostarktis. In: *Zeitschrift der Gesellschaft für Kanada-Studien 13*(1), 141-155.

Pache, W. (1981): *Einführung in die Kanadistik*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Priest, G. E. (1985): "Aboriginal Languages in Canada". *Language and Society/Langue et Société 15*, 13-19.

Romaine, S. (1995): *Bilingualism*. 2nd edition. Oxford: Blackwell.

Sauriol, M. (1992): "Kanada als Einwanderungsland: Immigration und Akkulturation. In: H. J. Vollmer (Hrsg.), 105-132.

Sauriol, M. (1995): "Evolution au Québec par rapport à l'immigration et la population multiethnique". In: *Fremdsprachen und Hochschule, 43*, 42-59.

Sauriol, M./Vollmer, H. J. (1995): "Francisation et intégration des minorités au Québec". Vortrag, gehalten auf einer Tagung "Identité franco-canadienne et société civile québécoise aujourd'hui", Universität Leipzig, 30.11.-2.12.1995. Erscheint in: Schriftenreihe des Frankreichzentrums. Leipzig: Universitätsverlag.

Statistics Canada (1985): *1981 Census of Canada. Language in Canada*. Ottawa: Supply and Services Canada.

Swain, M./Lapkin, S. (1982): *Evaluating Bilingual Education: A Canadian Case Study*. Clevedon: Multilingual Matters.

Taylor-Browne, K. (1989): "The Francophone Minority". In: R. Gibbins et al. (eds.): *Meech Lake and Canada. Perspectives from the West.* Revised Edition. Edmonton: Academic Printing and Publishing, 185-200.
Termotte, M./Gauvreau, D. (1988): *La situation démolinguistique au Québec.* Québec: Conseil de la langue française.
Veltman, C. (1986): "The Interpretations of the Language Questions in the Canadian Census". In: *Canadian Journal of Sociology and Anthropology 23*, 412-422.
Veltman, C. (1989): *L'avenir linguistique de la région métropolitaine de Montréal.* Montréal: Université du Québec à Montréal. (Rapport non publié, commandité par le Ministère Fédéral de la Santé et du Bien-Etre Social, Ottawa).
Veltman, C./Paré, S. (1993): *L'adaptation linguistique des immigrants de la décennie 1980.* Québec: Gouvernement du Québec.
Vollmer, H. J. (1989): "Terminology Work, Lexicology and Language Corpus Planning in Québec". In: A. S. Szóllósy et al. (eds.): *Proceedings of the 7th European Symposium on Language for Special Purposes*, Budapest 21.-26.8.1989. Budapest: Számalk.
Vollmer, H. J. (1990): *Sprachplanung, Sprachenpolitik und interkulturelle Konflikte in Québec.* Osnabrück: Universität (Unveröff. Buchms.).
Vollmer, H. J. (1991): "Competing Visions and Language Policies for Canada". In: C. H. W. Remie/J.-M. Lacroix (eds.): *Canada on the Threshold of the 21st Century/ Le Canada au Seuil du 21ème Siecle.* Amsterdam/Philadelphia: Benjamins, 253-264.
Vollmer, H. J. (1992a): „Bilingualismus und Sprachenpolitik in Kanada". In: Vollmer, H. J. (Hrsg.), *Multikulturelle Gesellschaft und Minderheiten: Kanada und USA.* Augsburg: AV-Verlag, 39-85. (Beiträge zur Kanadistik, Bd. 3).
Vollmer, H. J. (1992b): "Immersion und alternative Ansätze des bilingualen Unterrichts und des Fremdsprachenerwerbs in Nordamerika - Chancen und Risiken eines Transfers in die Bundesrepublik Deutschland". In: *Zeitschrift für Fremdsprachenforschung 3, 2,* 130-163.
Vollmer, H. J. (1993): "Multikulturelle Gesellschaft in Kanada - Modell für Europa?" In S. Markmann (Hrsg.): *Kulturen in Kontakt.* Hamburg: Kovac, 159-196.
Vollmer, H. J. (1994): "Interkulturelles Lernen - Interkulturelles Kommunizieren: Vom Wissen zum sprachlichen Handeln". In: K.-R. Bausch/H. Christ/H.-J. Krumm (eds.), *Interkulturelles Lernen im Fremdsprachenunterricht.* Tübingen: Narr, 172-185.
Vollmer, H. J. (1995): "Französisierung und Herkunftssprachen in Québec - Modelle und Perspektiven einer pluriethnischen Gesellschaft". In: *Grenzgänge, 3,* 60-79.
Vollmer, H. J./Sauriol, M. (1986): "Québec: Zur sprachlichen, sprachenpolitischen und sozialen Situation einer frankophonen Provinz und des Französischen in Kanada". In: W. Klooss/H. Lutz (eds.): *Kanada: Geschichte, Politik, Kultur. Gulliver 19*, 96-114.
de Vries, J. (1990): "On Coming to Our Census: A Layman's Guide to Demolinguistics". In: *Journal of Multilingual and Multicultural Development 11*, 57-76.
Wode, H. (1995). *Lernen in der Fremdsprache. Grundzüge von Immersion und bilingualem Unterricht.* München: Hueber.
Woehrling, J. (1993): "Politique linguistique et libre-échange: l'incidence de l'Accord de libre-échange entre le Canada et les États-Unis sur la législation linguistique du Québec (à la lumière de l'expérience de la Communauté économique européenne". In: *Contextes de la politique linguistique québécoise* (Dossiers 36). Québec: Conseil de la langue française, 79-123.
Wolf, L. u.a. (1987): *Französische Sprache in Kanada.* München: Vögel.

IV.
Erfahrungen aus Vergangenheit und Gegenwart (3): Interkulturelle Lösungsmodelle im einsprachigen Nationalstaat

Der Unterricht in den romanischen Spachen an rheinland-pfälzischen Gymnasien[108] oder:

Ciascuno habla un petit peu espanhol

RUDOLF BOOS
Bernkastel/Trier

«Allons, Tarrou, dit-il, qu'est-ce qui vous pousse à vous occuper de cela?
- Je ne sais pas. Ma morale peut-être.
- Et laquelle?
- La compréhension.» *A. Camus, La Peste.*

Fremdsprachen und Fremdsprachenunterricht bedeuten für viele Schüler(innen) auch im Zeichen europäischer Einigung alles andere als Transnationale Kommunikation, multikulturelle Awareness, alltagskulturelle Sensibilisierung oder interkulturelle Kompetenz.[109] Oftmals legt sich der Grauschleier des Alltags über *das Fremde*, das in (noch) unbekannter Verbmorphologie, in unvertrauter Lexik, in schwierigen grammatischen Strukturen und nicht zuletzt in einem landeskundlichen *terrain vague* gipfelt. Selbst leistungsorientierte und leistungsstarke Lerngruppen kommentieren nicht selten durch auffällig körperliche und damit extralinguale Signale ihr Un-Verständnis angesichts der

[120]Der Vf. unterrichtet Französisch und Spanisch. Auf die besondere Situation des Portugiesischen wird eigens verwiesen. Zum Italienischunterricht in Rheinland-Pfalz wurden mir keine näheren Angaben von offizieller Seite gemacht, so daß ich an dieser Stelle nur auf die Publikation von Hermann Neumeister hinweisen kann: Italienischunterricht in der Bundesrepublik Deutschland: Bestandsaufnahme aus fremdsprachenpolitischer Sicht. Bochum 1994. In der Zeitschrift Italienisch (Diesterweg) finden sich häufig Beiträge zum Italienischunterricht sowie Aufsätze zur Sprache und Literatur. Rumänisch ist als Unterrichtssprache in Rheinland-Pfalz inexistent.

[121]Im sprachdidaktischen Turmbau zu Babel fehlt es zur Zeit nicht an begrifflichem Notstand. Je weiter sich die Schere zwischen schulischem Alltag und theoretischer Reflexion über den Fremdsprachenunterricht öffnet, je mehr verwirren die anspruchsvollen Termini aus der Feder so manch der Praxis entrückten Didaktikers die Diskussion um einen auf Verständnis und Verständigung zielenden Fremdsprachenunterricht. Vgl. dazu den Standpunkt von K. Schröder: Multi-kulti. In: NM 47 (1994) S. 72 f. Schröder weist mit Recht darauf hin, daß das terminologische Gezeter um die eingangs genannten Worthülsen nur dann einen Sinn macht, wenn sich der Fremdsprachenunterricht einer konsequent handlungsorientierten Ausrichtung verpflichtet, die den Schüler(innen)dazu befähigt, durch methodisches Lernen (Projektarbeit) mit den *manifestations* und *réalités* der Zielsprachenkultur vertraut zu werden. Im wesentlichen schließe ich mich dieser Position an und werde Beispiele aus der Praxis dazu vorzustellen.

Flut fremdsprachlicher Begriffe und Kategorien, die so gar nicht korrelieren mit einer Er-Fahrung, die durch Aufenthalte in Frankreich, Italien oder Spanien[110], u.U. positiv vermittelt und geprägt ist. Wen verwundert es also da, wenn manche Lehrer(innen) sich da an den Dizain von Rabelais erinnert fühlen, den er dem Buch Gargantua voranstellt: «*Voyant le deuil qui vous mine et et consomme ...*» lautet die drittletzte Zeile jener Verse, die ausgerechnet das Lachen (!) als *propre de l'homme* postulieren.[111] Sollten den Schüler(innen)Erfolge beschieden sein, so muß sich ihre Sprachkompetenz also von jener Charakterisierung unterscheiden, die etwa Henri Estienne zitiert: "Balant Itali, gemunt Hispani, ululant Germani, cantant Galli."[112] Transkulturelle Verständigung ist freilich immer mehr als Blöken, Ächzen, Heulen oder gar Singen (bzw. Krähen). Auch kann ein so anspruchsvolles Programm für den heutigen Fremdsprachenunterricht sich nicht damit begnügen, die Flexibilität und Gewandheit Karl V. zum Vorbild zu stilisieren.

> *"Ein anderer (scil. Autor), der selber Deutscher war, hat berichtet, der besagte Karl V. habe bei verschiedenen Gelegenheiten gesagt, wenn er mit Gott sprechen müsse, werde er Spanisch sprechen, da die Sprache der Spanier Würde und Majestät zeigt; mit Freunden spreche er Italienisch, weil das Idiom der Italiener vertraut ist; wenn jemandem zu schmeicheln sei, spreche er Französisch, weil es nichts Milderes als diese Sprache gibt; wenn er aber mit jemandem in drohendem oder ziemlich barschem Ton zu reden habe, dann spreche er Deutsch, weil die Sprache der Deutschen ganz und gar drohend, barsch und heftig ist."*[113]

Wie kann es also dem Fremdsprachenunterricht angesichts einem unbestreitbaren Nebeneinander von Kulturen mit vielfältigem Erscheinungsbild in Europa gelingen, transnationale oder interkulturelle Kompetenz zu vermitteln? Welche inhaltlichen und methodischen Schritte können den Schüler(innen) einen Zugang zu Zielkultur vermitteln, die interkulturelles Lernen favorisieren und Neugier an der Sprache wecken? Wie lassen sich die hochgesteckten Ziele und Postulate wirksam elementarisieren und in der Unterrichtspraxis verwirklichen? Was bedeutet interkulturelles Lernen in einem Fremdsprachenunterricht, der die Gegebenheiten des Schulalltags mit berücksichtigen muß, damit er nicht an seinen Ansprüchen scheitert?[114] Um eine (vorläufige) Antwort darauf zu geben, ist auch für den Praktiker eine gründliche theoretische Fundierung seines Tuns unerläßlich.[115]

Interkulturelles Lernen im Fremdsprachenunterricht oder Schulkultur im Inland

Es gehört(e) zu den Gemeinplätzen der Landeskunde, Schüler(innen) zu perspektivischem Lernen zu ermuntern. Indem die eigene und fremde Kultur -und

---

[122]Portugal gehört unbestritten zu den Reisezielen vieler Deutscher. Portugiesisch wird jedoch im Unterschied zu den anderen romanischen Sprachen bisher nur ganz selten als Schulfach gelehrt. In Rheinland-Pfalz ist erstmals am Angela-Merici-Gymnasium (Trier) ein Portugiesich-Kurs zustande gekommen (ab Klasse 9). Initiator dieses begrüßenswerten Vorstoßes ist Prof. Dr. Dieter Kremer vom Portugalzentrum der Universität Trier. Insgesamt läßt sich seit den 90er Jahren für das Portugiesische eine günstige Entwicklung verzeichnen, die so z.B. in Bayern zur Entstehung eines Curriculums geführt hat (Amtsblatt des Bayrischen Staatsministeriums für Unterricht, Kultus, Wissenschaft und Kunst, Sondernummer 1 vom 28.1.1994). Portugiesisch wird demnach als spätbeginnende Fremdsprache in den Jahrgangsstufen 10 bis 13 unterrichtet. Im Sinne einer Diversifikation des Fremdsprachenunterrichts ist dies eine bemerkenswerte Initiative der bayrischen Regierung, die so die angestrebte Sprachenvielfalt nicht nur in Ausnahmefällen ermöglicht. Zur Diskussion um das Portugiesische vgl. D. Kremer, Zur Situation des Portugiesischen an deutschen Universitäten. In: DNS 86:1 (1987) S. 14-36 sowie D. Kremer, Zur Rolle des Portugiesischen in einem Europa der Zukunft. In: DNS 91:4/5 (1992) S. 396-407.

[123]Etwas düsterer kommentiert W. Croon aus mittlerweile historischer Perspektive das Schicksal der Schüler(innen), die noch mit Nacherzählungen im Fremdsprachenunterricht konfrontiert wurden: " ... die Aufgabe erschloß dem intelligent angepaßten Schüler ... alsbald das Prinzip der klassischen Ästhetik: *Le moi est haïssable*. Es kam nicht darauf an, daß er den Text begriff, sondern darauf, daß er ein weitgehend unbegriffenes, wenn nicht unbegreifliches Register in ein entsprechendes der anderen Sprache übertrug." Richtung: Kreativität - Schreibübungen im Französischunterricht der Sekundarstufe II - . In: A. Raasch/M. Bludau/F.-J. Zapp (Hg.), Aspekte des Lernens und Lehrens von Fremdsprachen. Frankfurt 1988. S. 141.

[124]Zitiert nach H. Weinrich, Wege der Sprachkultur. München 1988. S. 181.

[125]Ebd. S. 182.

[126]Es würde an dieser Stelle zu weit führen, eine eingehende Analyse der Lebenswelt Jugendlicher zu präsentieren, mit denen Lehrer(innen) an der Schwelle zum Jahr 2000 zu tun haben. Der Vf. ist angesichts der vielen Klagen, die z.T. sicherlich begründet sein mögen, skeptisch, ob es immer nur die Situation des desinteressierten Schülers ist, der Unterricht zur erstarrten Inszenierung längst sinnentleerter Denotate und Konnotate herabwürdigt. Dennoch sei stellvertretend eine Beobachtung zitiert, die blitzlichtartig die Befindlichkeit von Schüler(innen) aufgreift. R. Winkel faßt seine Eindrücke, die er nach mehrwöchiger Hospitation in einer vierten Grundschulklasse und einer Klasse 10 eines Gymnasiums erhielt, folgendermaßen zusammen:" die große Unterschiedlichkeit innerhalb einer Schülergeneration; ein Nachlassen von Konzentration, Ausdauer, Odnung und Belastbarkeit mit der Folge, daß heutige Schüler(innen wesentliche *störanfälliger* als frühere sind; ein Defizit in den sozialen Kompetenzen (und) die Tatsache, daß heutige Schülerinnen ... wesentlich stärker *'von außen'* bedroht sind als die früheren Generationen." Heutige Schüler/Innen. Was sie lernen (müssen), was sie (nicht) sind. In: Neue Sammlung 4/1990. S. 546ff. Vgl. dazu auch I. de Florio-Hansen, Wider die interkulturelle Euphorie. In: PRAXIS 41 (1994) S. 303-307.

[127]Der Vf. teilt die provozierende These seines früheren Fachleiters ohne Einschränkung: "Wenn jemand scheitert, der das Unterrichten zu seinem Beruf gemacht hat, ist dies traurig. Zunächst für ihn selbst: jedes Kollegium kennt den (von Schülern, Eltern und Dienstvorgesetzten seelisch krank geprügelten) *underdog*, dem man am Ende des Schuljahres die Klasse wegnimmt, um den Schaden überschaubar zu halten. Dann für die Opfer des Opfers: im Laufe seiner Amtszeit verdirbt der beamtete Versager, wenn er zm Beispiel Neusprachler ist, Tausenden von Schülern die Freude am Sprachenlernen, oft nachhaltig, manchmal endgültig." W. Croon, Ist die Lehrerleistung meßbar? In: PRAXIS 25 (1978) S. 235. Hinzuzufügen ist, daß freilich die Unterrichtskompetenz nicht durch alleinige Lektüre von Fachliteratur optimiert wird.

damit Aspekte ihrer Geschichte, ihrer Sitten, ihrer Gebräuche, ihres Selbstverständnisses usw. -verglichen wurden, konnte im günstigsten Falle eine Relativierung von Auto- und Heterostereotypen erfolgen und auch zu einer kritischeren Haltung gegenüber dem eigenen Landes führen. Das Fremde wurde dabei als das Andere verstanden, dessen Eigengesetzlichkeiten jedoch nicht erst im Vergleich mit der eigenen Herkunft Kontur und Daseinsberechtigung erhielt. In diesem Sinne wohnt der Fremdsprache eine "Verständigungsfunktion" inne, wie sie von Jürgen Habermas in seiner Theorie des kommunikativen Handeln erläutert wurde.[116] Verständigung wird dabei von Habermas als "kooperativer Deutungsprozeß" erklärt, der die Fähigkeit zur "Perspektivenkoordinierung" voraussetzt. Unter "Perspektive" wiederum versteht Habermas die Wahrnehmungsweise und Deutung der "Lebenswelt" eines Individuums. Im Anschluß an Piaget ist es entwicklungspsychologisch erforderlich, beim Lerner einen Prozeß der "Dezentrierung" einzuleiten,, der die eigene Perspektive relativiert, um so zu einem Einfühlen in die Perspektive eines Gesprächspartners zu gelangen.[117] Im Kontext eines interkulturellen Lernbegriffs bedeutet dies, daß die Schüler(innen) einen sinnverstehenden Zugang zur Zielkultur erhalten, d.h. einen Zugang über die Perspektive von Menschen des betreffenden Landes:

> *"Um mit Angehörigen einer fremdem Kultur in soziale Interaktion eintreten zu können, muß man über die grundsätzliche Sensiblisierung hinaus über die gleichen kulturellen Zeichen verfügen ... Die vornehmlich kontrastiv angelegte Landeskunde barg die Gefahr des Rollen- und Identitätswechsels in sich, weil sie fast ausschließlich auf die Andersartigkeit des Zielsprachenlandes ausgerichtet war. Interkulkturelles Lernen oder auch interkulturelle Kommunikation schließen aber ... Rückwirkungen auf die eigenen Positionen , Haltungen und Beurteilungen des eigenen Landes ein, bedeuten also ... kritische Reflexion eigener gesellschaftlicher Normen und Normvorstellungen ... und der Wirkweisen eigenen Sprachverhaltens."*[118]

Die Folgen, die sich daraus für den Fremdsprachenunterricht abzeichnen, liegen in elementaren Realien der eigenen und der «fremden» Kultur. Sie sind Ausdruck von Alltäglichkeiten und Alltag, die sich in einem umfassenden Kulturbegriff widerspiegeln, der den Sprachunterricht nicht auf Vokalbelgleichungen reduziert.[119] Damit ergibt sich eine didaktische und

[128]J. Habermas, Theorie des kommunikativen Handelns. Bde. 1 und 2. Frankfurt/Main 1981. Vgl. dazu auch den Ansatz von W. Melde, Zur Integration von Landeskunde und Kommunikation. Tübingen 1987 sowie G. Baumgratz-Gangl, Persönlickkeitsentwicklung und transkulturelle Kommunikationsfähigkeit im Französischunterricht. Paderborn 1990.

[130]W. Melde exemplifiziert diesen Ansatz in ihrer Unterrichtsreihe «Marseille, une ville riche en couleurs et contrastes». Raabe Verlag Heidelberg/Stuttgart 1995. S. 6.

[131]W. Pauels, Interkulturelles Lernen - die neue Herausforderung im Fremdsprachenunterricht. In: PRAXIS. 40 (1993) S. 345.

[132]Vgl. dazu den Beitrag von C. Haar, Muß der Fremdsprachenunterricht (wieder einmal) umkehren? In: Praxis des neuspachlichen Unterrichts 42 (1995) S. 300f. Der Vf. macht auf die Schwierigkeiten aufmerksam, wenn Lexikonwissen ohne die notwendige Kontextualisierung vermittelt wird: "*Défendu* und *Prohibido* sind laut Wörterbuch 'gleichbedeutend'. Für den Deutschen ist das amtliche "Verboten" Gottes Wort, für den Franzosen Existenznachweis einer

lernpsychologische Prämisse, die eine Trennung von sprachlichem und kulturellem Handeln bzw. Lernen ausschließ.[120] Die Fremdsprachenlehrer(innen), die diesen Spagat in die Praxis umsetzen, verfügen somit als Multiplikatoren der zu vermittelten Zielkultur über ein Reservoir von Verfügungswissen und Orientierungswissen, das den Schülern/Schülerinnen in der geschickten Decodierung von lexikalischem Denotat und landeskundlichem Konnotat weiterzugeben ist. Kulturelles Wissen und sprachlicher Zugewinn gruppieren sich dabei im Fremdsprachenunterricht um *culture partagée* und *culture savante*.[121] Der philologische, am Lateinunterricht orientierte Fremdsprachunterricht hat längst ausgedient, so daß auch in der Oberstufe des Gymnasiums die eindimensionalen Ausrichtung auf Literaturunterricht (*culture savante*)durch andere Erscheinungsweisen der Kultur erweitert wurde:

> *"Sicher ist richtig, daß durch die Begegnung mit Literatur interkulturelles Lernen gefördert werden kann, denn unstrittig ist, daß Literatur eines fremdsprachigen Kulturraumes diesen mitprägt, ihn reflektiert und ein Teil von ihm ist, aber eben nur ein Teil. Kulturen werden bestimmt ... von einer nahezu unüberschaubaren Fülle von Determinanten und Faktoren wie zum Beispiel: Alltagsverhalten, Eßgewohnheiten, Kleidung, Religion, soziale Absicherung, Einflüsse von Staat und Kirche auf die Individuen, Arbeitsmarktsituation, Rassenprobleme, Einwanderungspolitik, Asylantenfragen, Ideologien, Kino- , Film- und Theaterlandschaft, Zeitungswesen ... nationale Identitäten, Reisegewohnheiten, Kunstszene, Wahlverhalten ... Lebenseinstellungen und Haltungen ... Diese ... Schlagwörter und Hinweise auf einer riesigen Palette bestimmen Kulturräume und das Verhalten der Menschen in ihnen."*[122]

[123]Das Nebeneinander von *culture savante* und *culture partagée* verdichtet sich in der Praxis des Unterrichts zu einer *culture commune*, die sich durch

Behörde und damit, wir für den Spanier, praktisch geradzu irrelevant." S. 301. Beispiele ließen sich noch andere finden; erwähnt sei nur das deutsche Wort *Abendbrot*. Die alleinige Übersetzung des Wortes in eine romanische Sprache sagt bekanntermaßen überhaupt nichts aus über das entsprechende Äquivalent etwa in Frankreich oder Spanien. Wer etwas *gemütlich* findet, wird Worte suchen, um die Idee von - wenn auch klischeehafter - *Gemütlichkeit* zu vermitteln. Wenn ein Franzose von *la France profonde* spricht oder ein Portugiese von *saudade*, so kapituliert das lexikalische Wissen vor der Wucht kaum vermittelbarer Erfahrung und landkundlich relevanter Konnotation. M. Wandruszka bietet in seinem Buch Das Leben der Sprachen (Stuttgart 1984) einen Einblick in die Verschiedenheit der Weltbilder, die sich in Sprachen widerspiegeln. Vgl. auch seine Studie «Wer fremde Sprachen nicht kennt ...» Das Bild des Menschen in Europas Sprachen. München 1991.

[132]Vgl. dazu I. Florio-Hansen. A.a.O. S. 307f. Vgl. auch die Stellungnahme von Robert Picht zu diesem Thema: Das Interview - Robert Picht zum Thema "Sprachliche Bildung und interkulturelle Begegnung". In: PRAXIS 39 (1992) S. 349-358.

[133]Vgl. dazu R. Galisson, Accéder à la culture partagée par l'entremise des mots à c.c.p. In: *Etudes de Linguistique Appliquée* 67 (1987), S. 119 ff.

[134]W. Pauels. A.a.O. S. 346 f.

[135]E. T.Hall erläutert in seiner Studie *The Silent Language* Kultur als "the way of life of a people ... the sum of their learned behavior patterns, attitudes, and material things". New York 1973. S. 20. Und Zweck von Kultur ist laut Allan Bloom "the unity of man's brutish nature and all teh arts and sciences he aquired in his movement from the state of nature to civil society". The Closing of the American Mind. New York 1987. S. 185.

Sprache decodieren läßt und den jeweiligen kulturellen Hintergrund eigener und fremder Erfahrungen im günstigsten Fall mitreflektiert. Dabei setzten sich verantwortungsbewußte Fremdsprachenlehrer(innen) dafür ein, daß die " Schüler die Gelegenheit haben ... mit den Zielsprachenkulturen immer vertrauter zu werden (und) lernen, die Signale der Alltagskultur möglichst umfassend zu deuten und adäquat darauf zu reagieren"[124] Die Frage, die sich abschließend daraus ergibt, zielt somit im engeren Sinne auf die Gewichtung und Prioritätensetzung von Inhalten im Fremdsprachenunterricht, damit heutige Schüler(innen) im Sinne handlungsorientierter Didaktik und Methodik eine umfassende Begegnungskompetenz mit der Zielkultur erlangen.[125]

Wege der Lernkultur - zur Bedeutung einer kairologisch orientierten Fremdsprachendidaktik

Lernfähigkeit

Leicht zu lernen
was ich schon weiß
Schwer zu lernen
was ich noch nicht weiß

Eine Lust zu lernen
was ich nicht wissen soll
Eine Qual zu lernen
was ich nicht wissen will

Was ich nicht wissen will
kann ich alles wieder vergessen
nur eines nicht:
daß ich es vergessen wollte.

(Erich Fried, Am Rand unserer Lebenszeit. Gedichte, Berlin 1987. S. 21)

Im Verlauf der letzten Jahrzehnte hat sich ein gewisser Kanon von Inhalten in den Lehrplänen und Richtlinien behauptet, der darauf zielt(e), Schüler(innen) mit den sprachlichen, historischen, gesellschaftlichen, politischen und geographischen

[136]K. Schröder. A.a.O. S. 72.
[137]Vgl. dazu den Artikel von E. Leupold, Zur pädagogischen Neuorientierung des Fremdsprachenunterrichts. Überlegungen aus der Praxis des Französischunterrichts. In: PRAXIS 39 (1992) S. 341-349. Zur theoretischen Fundierung des Fremdverstehen vgl. L. Bredella/H. Christ, Didaktik des Fremdverstehens im Rahmen einer Theorie des Lehrens und Lernens fremder Sprachen. In: L. Bredella/H.Christ (Hg.), Didaktik des Fremdverstehens. Tübingen 1995 sowie H.-J. Krumm, Interkulturelles Lernen und interkulturelle Kommunikation. In: K.-R. Bausch/H. Christ/ H.-J. Krumm (Hg.) Handbuch Fremdsprachenunterricht. Tübingen [3]1995.

Gegebenheiten der Zielkultur vertraut zu machen.[126] Daher überrascht es nicht, wenn Lehrpläne eine Fülle von inhaltlichen Kriterien auflisten, die zum Kernbestand des «Wissens über» (etwa) Frankreich gehören.[127] So wünschenswert und notwendig es erscheinen mag, daß (auch) im Rahmen interkulturellen Lernens Vergleiche, Parallelen und Unterschiede zwischem dem eigenen und dem «fremden» Land herausgearbeitet werden, so problematisch wird dabei oftmals die methodische Vorgehensweise, wenn sie sich darauf beschränkt, Informationen in Form von Texten und konstruierten Lehrwerksequenzen den Schüler(innen) als durchzunehmenden Stoff zuzumuten. Daher ist im Sinne einer Verknüpfung von sachbezogenem Verfügungswissen und schülernahem Orientierungswissen zu fragen, in welchem Maße eine individuelle Schwerpunktsetzung und u.U. biographische Berücksichtigung beim Lernen einer Fremdsprache möglich sind und inwiefern die Zeichen der Zeit einen Unterricht erfordern bzw. erlauben, der im Sinne sprachdidaktischer «Pünktlichkeit» argumentiert. Anders gefragt: Welchen Erfordernissen muß ein zeitgemäßer Fremdsprachenunterricht entsprechen können? Auch wenn die erwähnten handlungsorientierten Akzente nicht im Sinne einer mit Recht zu verurteilenden «Aktualitätsgeilheit»[128] zu vermitteln und zu verstehen sind, so sind dennoch Fragen nach der friedenspädagogischen Ausrichtung[129] des Fremdsprachenunterrichts, seines Werbens für Humanität und Toleranz (wer ist der «andere»?), seiner ethischen Ausrichtung (Rassismus, Stellung der Geschlechter, Ökologie usw.) im Sinne globaler Verantwortung zu konzipieren und zu reflektieren. Es muß daher ein Blick über Grenzen riskiert werden: über die Grenzen des Herkömmlichen, das sich in dem z.T. gnadenlosen Durchhetzen

[138]Dies gilt im besonderen Maße freilich für das Fach Französisch. Spanisch und Italienisch galten lange als sog. «Tertiärsprachen», die im Aufmerksamskeitschatten des Französischen standen. Vgl. dazu den Art. von K. Schröder, «Tertiärsprachen» in Deutschland. Bemerkungen zu Bedarf und Bedürfnis. In: DNS 78 (1979) S. 88-106. I. Christ, Richtlinien in Tertiärsprachen. Probleme und Möglichkeiten der Innovation bei der Erstellung von Richtlinien für Schulfächer ohne Lehrtradition. In: DNS 81 (1982) S. 88-107. Die Bedeutung der Sprachenvielfalt für den Kulturraum Europa analysiert H. Neumeister: Die Spachen in Europa - Element seines kulturellen Reichtums. In: DNS 81 (1982) S. 501-512.
[139]Vgl dazu die kritische Stellungnahme von A. V. Wernsing: Zwischen Handlungswissen und Fremdverstehen. Überlegungen zu neuen landeskundlichen Wegen im Französischunterricht. In: PRAXIS 40 (1993) S. 285-294. Der Vf. entlarvt in seinem aufschlußreichen Artikel die 'Bedeutungslosigkeit' von wissensrelevantem Stoff, wenn er stichwortartig dargeboten wird, ohne daß den Schüler(innen) eine nähere Bedeutungsnuance etwa eines Begriffs wie «Humanismus» geliefert wird?!
[140]F. Nies, Nahe Ferne Frankreich. Tips für Sprachimporteure. In: Dokumente 51 (1995) S. 12 - 18: "Seit Jahrzehnten grassiert im Bildungsbereich übertriebene Angst vorm Steckenblieben im Musealen, und pathetisch proklamiert man den absoluten Vorrang von Gegenwart. Solche Aktualitätsgeilheit hat, auch im Fremdsprachenverständnis, zum weitgehenden Verlust der historischen Tiefendimension geführt." S. 12.
[141]Vgl. dazu den Art. von R. Freudenreich, Friedenserziehung als pädagogischer Auftrag beim Lehren und Lernen fremder Sprachen. In: PRAXIS 39 (1992) S. 227-235.

von Lektion zu Lektion in den Lehrwerken[130] widerspiegelt und nicht zufällig zu ausgesprochenen Frustrationserlebnissen führen kann (Fritz Nies zitiert in seinem Beitrag Peter Bichsel: «Hätte ich keinen Französischunterricht in der Schule gehabt, ich hätte diese Sprache hemmungslos nachgeholt und könnte sie heute sprechen. Wir lernten alle Schwierigkeiten der französischen Sprache - nicht Französisch, nur die Schwierigkeiten»[131]), über die Grenzen der reinen Spracharbeit (Stichwort: Ganzheitlichkeit)[132] und schließlich über die geographische Grenze, die ja glücklicherweise relativ häufig überquert wird. Es sollen daher im folgenden Grenzgänge entfaltet werden, die Wege einer schulischen Lernkultur andeuten, deren interkulturelle Dimension nicht im Klassenraum verebben muß. Da der Verfasser schon längere Jahre im Schuldienst tätig ist, möchte er zu Visionen[133] und Aufbrüchen ermuntern, die sich auch im grauen Schulalltag entdecken lassen und alles andere als Ausdruck einer pathetisch orientierten Sonntagspädagogik sind.

Den Aufbruch wagen - Der Blick über die Grenze

Schüleraustausch und Klassenfahrten in das Land der Zielsprache gehören seit geraumer Zeit zum festen Bestandteil (außer)schulischen Lernen.[134] Die Chancen, dabei auch von einem interkulturell geprägten Lernbegriff auszugehen, ergeben sich fast von selbst:

[142]Massive Kritik übt E. Rattunde am herkömmlichen Lehrwerk: Offene Lekttionseinheiten im Französischunterricht - Materialien und Möglichkeiten. In: DNS 94 (1995) S. 88-111.
[143]Nies.A.a.O. S. 16.
[144]Vgl.dazu J.-P. Timm (Gh.), Ganzheitlicher Fremdsprachenunterricht. Weinheim 1995.
[145]Vgl. dazu den Beitrag von H. von Hentig, Die klügeren Antworten auf die alten Schwierigkeiten. Die Realität im Blick behalten. In: Friedrich Jahresheft 1996 (Prüfen und Beurteilen). Seelze 1996. S. 136 - 137. Inwieweit Schulleiter(innen) eine «realistische» Vision von Schule entwerfen und weitergeben können zeigt H. H. Münch: Vision-Werte-Ziele. In: Schulmanagement 21 (1990) Heft 6. S. 23-30.
[146]Vgl. dazu D. Gross/M. Jung/R. Keysers, Projektbezogener Schüleraustausch. Frankfurt/Main 1990. F.-M. Konrad, Schulreisen - Ein Instrument der Schulentwicklung? Bensberg 1990 (Schriftenreihe der Thomas Morus Akademie). In der gleichen Reihe sind erschienen: Reisen mit der Schule. Erfahrungen, Barrieren, Konzepte. 1990 sowie Lernen auf Reisen? Reisepädagogik als neue Aufgabe für Reiseveranstalter, Erziehungswissenschaft und Tourismuspolitik. Bensberg 1991. Zur pädagogischen Vor- und Nachbereitung eines Schüleraustausches vgl. S. Oehring, Sprachliche und landeskundliche Vorbereitung und Durchführung eines Schüleraustauschs mit Frankreich. In: NM 39 (1986) S. 80-83. Vf. *Parlez-vous branché?* Didaktische Überlegungen zum Gebrauch des «code parlé» und des «code écrit» im Französischunterricht der Sekundarstufe I. In: FU 26(1992) - Heft 1 - S. 22-26. Sowie: Le français pris sur le vif - Schüleraustausch und Grammatikvermittlung. In: FU 29 (1995) - Heft 1 - S. 25-27. Die Erfahrungen mit Spanien oder Italien sind im selben Maße wie die deutsch-französischen Begegnungsreisen noch nicht so gefestigt und institutionalisiert. Die Botschaften der beiden Länder unterstützen jedoch den Aufenthalt in ihren Ländern durch Stipendien, so daß außer schulischer Kooperation die Möglichkeit zur individuellen Sprachpflege besteht.

"Aus dieser Erkenntnis (scil. daß Kontakte zwischen Jugendlichen aus europäischen Ländern ausdrücklich gewünscht werden) ergibt sich die Forderung, daß die Pflichtschule zwar einerseits Wissen über Europa oder konkret ein Nachbarland vermitteln muß - und dies kann mit Hilfe von Lehrplänen, Lehrbüchern und didaktisch aufbereiteten Materialien geschehen; sie sollte aber andererseits auch solche Maßnahmen ergreifen, die pädagogisch fruchtbare Möglichkeiten für interkulturelle europäische Begegnung und internationale Zusammenarbeit schaffen. Sie muß Situationen vorbereiten, betreuen und auswerten, in denen sich Jugendliche wenigstens zweier Länder verständigen und kooperieren können."[135]

Wie kann nun die Vorbereitung auf einen solchen Schüleraustausch in Angriff genommen werden, damit eine echte Begegnungskompetenz auf seiten der Beteiligten gelingen kann?[136] Es ist jedem Lehrer und jeder Lehrerin bewußt, daß unterschiedliche Erwartungshaltungen der Schüler(innen) die Vorbereitung eines Austauschs kognitiv und affektiv mitbestimmen.[137] Für die Praxis ergeben sich daher vielfältige Möglichkeiten, einen Auslandsaufenthalt so vorzubereiten, daß die Kinder ihre Erwartungen und Vorstellungen im Unterricht artikulieren, indem sie - je nach Sprachkenntnissen und Klassenstufe - zunächst zum Thema «*voyager*» Assoziationen aufschreiben oder aufmalen, die dann etwa auf eine Wandzeitung geschrieben/gezeichnet werden können. Die sprachliche Ausbeute zum Thema «*faire un voyage en France*»[138] kann dann mehrere Aspekte umfassen, die das Thema Familie, Freizeit, Schule usw. aufgreifen. Es besteht aber auch die Möglichkeit, daß der Lehrer/die Lehrerin eine Check-Liste anfertigt, auf denen die Kinder vermerken, was für sie wichtig ist, welche

[147]D. Gross, a.a.O. S. 12.
[148]Es sei nüchtern darauf hingewiesen, daß sich die begrüßenswerten Ziele nicht immer verwirklichlichen lassen, z.B. dann, wenn die Austauschpartner(innen) sich schwer miteinander tun oder die familiäre Situation einen «optimalen» Austausch in Frage stellt. Auf die Möglichkeit, auf das Partnerland im Unterricht vorzubereiten mach auch P. Winz-Luckei aufmerksam: Neugierig werden: das Andere - die Anderen - wir selbst. Wege des sprachlichen und interkulturellen Lernens im anwendungsorientierten Französischunterricht. In: DNS 93 (1994) S. 232-255.
[149]Die fachdidaktische Literatur zu den vielfältigen Möglichkeiten, Schüleraustausch als pädagogische Chance zu nutzen, ist mittlerweile fast nicht mehr überschaubar. Es seien an dieser Stelle jedoch einige Beiträge genannt, die sich einer kairologischen Unterrichtspraxis verpflicht fühlen: C. Alix/C.Kodron, Deutsch-Französische Schulkooperation: Lernen im Dialog. In: C. Edelhoff/E. Liebau (Hg.), Über die Grenze. Praktisches Lernen im fremdsprachlichen Unterricht. Weinheim 1988. S. 176-191. C. Alix/M.Lacher, Mehr als Austausch? Lernort Begegnung. Ein Projektbeispiel zur deutsch-französischen Schulkooperation und zum dialogischen Lernen. In: DNS 92 (1993) S. 345-357. E. Rattunde, Schülerkontakte im Französischunterricht - Plädoyer für ein Lernen mit offenen Lektionseinheiten im Rahmen von Klassenpartnerschaften. In: DNS 92 (1993) S. 394-411. E. Thürmann/E. Otten, Fremdsprachenunterricht, Landeskunde und interkulturelles Lernen. Lernen für Europa. Informationen zu Projekten des sprachlichen und interkulturellen Lernens. Soest 1993 (= Landesinstitut für Schule und Weiterbildung, 4, S. 9-20).
[150]Vgl. dazu das *Carnet de voyage* aus dem Klett Verlag: M.-P. Flanz, Mon voyage en France. Stuttgart 1995 sowie den «Ratgeber für Briefpartnerschaft und Privatkorrespondenz» von H. A. Seidel. Frankfurt/Main 1987.

Kontakte sie gerne hätten und bei welchen Gedanken sie eher Unbehagen spüren.[139]

Die genannten Teilaspekte, die bei der Vorbereitung für einen Schüleraustausch in Frage kommen, können an dieser Stelle nicht alle ausführlich gewürdigt werden. Exemplarisch sollen aber Wege einer konkreten unterrichtlichen Vorbereitung vorgestellt werden, die sich im Hinblick auf einen Aufenthalt in Frankreich anbieten.

Authentizität und interkulturelles Lernen

In einem aufschlußreichen Artikel weist M. Legutke auf die Notwendigkeit hin, die Schüler(innen) mit authentischen Unterrichtsmaterialien zu konfrontieren und sie somit im Sinne eines ermutigenen Lernbegriffs über ihre Grenzen schauen zu lassen. Der Vf. fand daher die Anregungen eines Fachkollegen[140] gar nicht schlecht, die Schüler(innen), die nach Frankreich fahren wollten (aber auch ihre Klassenkamaraden) sich in einem Supermarkt nach französischen Produkten umzusehen, die im besten Falle während einer «französischen Woche» den üblichen Warenbestand aus unserem Nachbarland übertreffen. Dabei sollten die Kinder (Klasse 8) besonders auf Produktbezeichnungen und Werbeslogans achten sowie die Namen der Produkte aufschreiben (wenn nicht im Werbeprospekt vorhanden). Im Anschluß daran klebten die Schüler(innen) die Fotos aus den Prospekten in ihr Heft und lernten dabei auch Grundzüge der französischen Selbstdarstellung in der Werbung kennen (Eiffelturm, Franzose mit *béret*, baguette und Rotwein usw.) Die Schüler(innen) bekommen so eine erste «*Berührung*» mit Frankreich, auch wenn sie sich freilich von dem später erfolgenden Aufenthalt unterscheiden wird. Dennoch kann auch die Sichtung französischer Produkte in eine Versprachlichung münden, die etwa die Schüler(innen) dazu animiert ihre Vorlieben/ihre Abneigung zu thematisieren und so etwa im Bereich der Redemittel Alltagskommunikation simulieren. Auch sollte die Gelegenheit genutzt werden, etwa *Crêpes* oder *galettes* herzustellen, um authentische Situationen zu simulieren. In einem weiteren Schritt bietet es sich an, den Themenbereich *petit déjeuner* zu erarbeiten bzw. zu wiederholen. Dabei kann es zu einer konstruktiven Wiederholungsphase kommen, indem die Schüler(innen) ihre Frühstücksgewohnheiten schildern und sie französische Begriffe, die "typisch" für das Frühstück in Frankreich sind, aufgrund von Abbildungen zu versprachlichen (Bsp.: *le bol, le croissant, la brioche, la biscotte, le café au lait, le verre* etc.). Dabei kann die Übungsphase (Wiederholungsphase) Strukturen wie diese aufgreifen:

- normalement, je prends.
- je prends souvent .../ toujours ...
- une tartine à la confiture etc.
- une tasse de thé ... etc.

Grammatisch läßt sich auch der Gebrauch des Teilungsartikels wiederholen (une tasse de ...).

Es gibt im Bereich der Durchführung der Austauschprogramme darüber hinaus eine Reihe von Projekten, die eine sehr intensive Zusammenarbeit zwischen französischen und deutschen Schüler(innen) ermöglicht. So hat der Vf. etwa die Möglichkeit ins Auge gefaßt, die am Austausch beteiligten Schüler(innen) «vor Ort» Lebensgewohnheiten der Menschen erkunden zu lassen, Unterschiede im Freizeitverhalten von Deutschen und Franzosen herauszufiltern oder aber soziale und ökologische Themen aufzugreifen. Diese Projektarbeit sprengt den Rahmen des herkömmlichen Schüleraustauschs und setzt auf seiten der beteiligten Kollegen (Kolleginnen) eine gewisse Zeit der Vorbereitung voraus sowie die notwendige Sensibilität, nicht die Kinder zu Sensationsjournalisten zu machen. Es muß nicht eigens erwähnt werden, daß ein Austausch, der sich über die Genzen des Konventionellen hinwegbewegt, wiederum an Grenzen stößt, aber den Wert der Sprachverarbeitung erheblich steigert. Es geht dabei nicht um eine Funktionalisierung der Sprache, sondern um die Möglichkeit, den Schülern und Schülerinnen Wege zur Sprache zu er(öffnen), die sie im Schulalltag so nicht erfahren.

Jenseits der Klischees - oder was mir an Neuwied spanisch vorkommt

Im Kanon der romanischen Schulsprachen nimmt Französisch für Rheinland-Pfalz aus naheliegenden (!) Gründen eine Spitzenstellung ein, die von Spanisch nicht angefochten wird, auch wenn Spanisch im Sinne der Diversifikationsappelle (Sprachenvielfalt) im Vergleich zum Italienischen eine durchaus beachtenswerte Position erreicht. Die Unterrichtssituation des Spanischen ist regional (noch) eher heterogen, was einerseits an der noch relativ geringen Zahl von ausgebildeten Spanischlehrer(innen) liegt, die ein Studium der Hispanistik absolviert haben, andererseits aber auch von dem Wohlwollen der Schulleitung und der Bereitschaft der Fachkonferenzen Latein/Französisch abhängt, eine dritte Fremdsprache ab Klasse 9 bzw. eine zweite Fremdsprache (neubeginnend) ab Klasse 11 einzurichten.[141] Es soll im folgenden jedoch weniger um adminstrative

[151]Vgl. dazu S. Oehring. A.a.O. S. 80.
[152]Vgl. hierzu ausführlich P. Winz-Lukei. A.a.O. S. 235 ff.

[153]Es hat sich mittlerweile herumgesprochen, daß schmerzliche Sparmaßnahmen auch die Lehrerstundenpauschale berühren. Je nach Interesse der Schüler(innen) und der verfügbaren Lehrerstunden kann so etwa ein Grundkurs Spanisch ab Jahrgangsstufe 12 - ein Leistungskurs ist für Rheinland-Pfalz noch nicht vorgesehen - erst ab 10 Schüler eingerichtet werden. Im Frühjahr 1996 wurde zum ersten Mal seitens des rheinland-pfälzischen Landesverbandes der Spanischlehrer(innen) im Einvernehmen mit der Spanischen Botschaft sowie dem Ministerium für Bildung, Wissenschaft und Weiterbildung die Möglichkeit erörtert, Spanisch ab Klasse 7 als 2. Pflichtfremdsprache (!) einzuführen. So begrüßenswert dieser Vorstoß auch wäre, so

Zwänge gehen, als um den Versuch, interkulturelle Aufgaben und Ziele des Spanischunterrichts zu skizzieren, die - wie im Falle des Französischen - dem Buchstaben des Lehrplans und den Richtlinien den nötigen Geist verleihen.

Im Rahmen des jährlich stattfindenden Fremdsprachenwettbewerbs hat eine Gruppe von Schülern und Schülerinnen aus Neuwied (Rhein-Wied-Gymnasium) Anfang der 90er Jahre ein Projekt initiiert, das mit freundlicher Genehmigung der betreuenden Lehrerin hier kkurz vorgestellt werden soll.

Die Schüler(innen) widmeten sich einer Themenstellung, die Eigenes und Fremdes am Beispiel der beiden Städte Lérida und Neuwied exemplifierte. Dabei ging es zunächst um den Entwurf eines landeskundlichen Profils der beiden Kommunen, das in geographischer und historischer Dimension entfaltet wurde. Die Anwesenheit eines spanischen Assistenten aus Lérida im Unterricht erleichterte die reizvolle und kreative Aufgabenstellung sehr. So wurden etwa folgende Fragen an den jungen Lehrer aus Katalonien gerichtet:

¿Cuándo fue Lérida mencionada en la historia?
¿Cuándo fue fundada Lérida?
¿Cuántos habitantes tiene Lérida?
¿Hay muchas fiestas en Lérida?
¿Se puede hacer mucho deporte en la ciudad?
¿Hay mucha industria en Lérida?
¿Hay también un mercado en Lérida?
¿Cuándo es y qué se puede comprar allí?

Aufgrund der erhaltenen Antworten konnten die Schüler(innen) einen ersten Vergleich mit Neuwied in Spanisch resumieren:

"Lérida con sus cién mil habitantes es más grande que Neuwied, aproximadamente sesenta mil habitantes. El Lérida la gente habla dos idiomas: el castellano y el catalán. La gente de Neuwied habla una lengua (alemán) y un dialecto. Lérida es más antigua que Neuwied. Lérida tiene más de dos mil años, pero Neuwied ha sido fundada en el siglo XVIII. En Neuwied hay más industria que en Lérida. En Lérida hay mucho comercio y en los alrededores mucha agricultura y ganadería."[142]

Die weitere Beschäftitung mit beiden Städten führte dann zu Themen wie «plazas», «calles», «familias», «extranjeros», «circulación pública», «letreros», «deporte»,. «animales», «escuelas», «tiendas», «fiestas», «cafés» sowie «medios de transporte particulares». Die motivierende Ausgangssituation für diese Form der Spracharbeit ergibt sich nicht zuletzt aus dem lebensnahen Kontext der

konfliktträchtig erscheint er dem Vf., wenn etwa Französisch gegen Spanisch «ausgespielt» würde. Nicht wenige Lehrer(innen), die beide Fächer engagiert unterrichten, geraten in ein gewisses Legitimationsdefizit, wenn ausgerechnet Französisch zugunsten des Spanischen unter Druck geriete. Aufgrund der seit 1992/93 modifizierten Stundentafeln hat Französisch ohnehin schon in Klasse 10 eine Schulstunde eingebüßt. Die Situation des Faches ist durch das Wahlverhalten vieler Schüler(innen) in Klasse 11 auch nicht nur positiv einzustufen.

[154]Die Zitate werden mit freundlicher Genehmigung von StD Frau Kollek-Fried (Neuwied) aus dem zur Verfügung gestellten Arbeitsdossier entnommen.

beteiligten Schüler(innen). Sie führt didaktisch darüber hinaus zur individuellen Erarbeitung und Schwerpunktsetzung bestimmter Themen.[143] Das skizzierte Projekt kann auch einen Aufenthalt in Spanien vorbereiten, zumal die eigene und «fremde» Lebenswelten im Unterricht in gewisser Weise antizipiert werden. Der Unterrichtsversuch wurde nach 2 Jahren Spanischunterricht durchgeführt und spiegelt die Auseinandersetzung mit einer interkulturell ausgerichteten Zielsetzung wider. Dabei können Selbst- und Fremdsverstehen pädagogisch geschickt vermittelt werden und den Schülern/Schülerinnen wird ein hohes Maß an Eigeninitiative konzidiert, um zu be-greifbaren Ergebnissen seines Sprachhandelns zu gelangen.

Zur Spracharbeit in der Sekundarstufe II - Wege zum interkulturellen Lernen zwischen Europa und Lateinamerika

1992 war für den Spanischunterricht nicht nur in Rheinland-Pfalz eine ausgesprochene Hoch-Zeit. Ob es nun die Weltaustellung in Sevilla, die Olympiade in Barcelona oder die «Feierlichkeiten» anläßlich des *V. Centenario* waren, die Spanischlehrer(innen) hatten jedenfalls Gründe genug, um ihren Unterricht durch aktuelle Berichterstattung zu bereichern und - je nach Schwerpunktsetzung - auf einen konfliktträchtigen Dialog von Alter und Neuer Welt hinzuweisen, wenn die Beschäftigung mit der *Conquista* nicht zum abstrakten Gerede über die folgenreiche Entdeckung Amerikas verzerrt werden sollte. Bei der folgenden Darstellung einer Unterrichtsreihe mit dem Thema «500 JAHRE EINSAMKEIT: MEMORIAS DE AMÉRICA O LA BÚSQUEDA DE UNA IDENTITAD PERDIDA» soll eine exemplarische Behandlung des Themas im Vordergrund stehen, das der Vf. in einem Grundkurs (Jahrgangsstufe 12) behandelt und auf einer Fortbildungsveranstaltung für Spanischlehrer(innen) vorgestellt hat.[144]

Die aufschlußreiche Darstellung, die T. Todorov in seinem Buch «Die Eroberung Amerikas - Das Problem des Anderen»[145] von dem Scheitern der Kommunikation zwischen Kolumbus und den Indigenen bzw. zwischen Cortés und Moctezuma gibt, macht das ganze Dilemma einer Konfrontation von unterschiedlichen Kulturen sichtbar, die nichts voneinander wissen und die Wünsche oder diffuse Ängste auf den jeweils Anderen projizieren. Welche Konsequenzen ergeben sich daraus für den Spanischunterricht auf der Oberstufe,

[155]Vgl. dazu B. Voigt, Enseñanza y aprendizaje autónomos en la clase de español. In: A. Schönberger/K. Zimmermann (Hg.), De orbis Hispani linguis litteris historia moribus. Festschrift für Dietrich Briesemeister zum 60. Geburstag. Band 2. Frankfurt/Main 1994. S. 1091-1107.

[156]Am 10.6.1992 in Speyer (Staatliches Institut für Lehrerfort- und weiterbildung)

[157]Frankfurt/Main 1995. (Originalausgabe: La conquête de l'Amérique. La question de l'autre. Paris 1982).

wenn er zur Toleranz erziehen will und zu einem dezidierten Abbau von Vorurteilen beitragen möchte?

Zu Beginn der Unterrichsreihe wurden den Schülern zwei Filme gezeigt, die die historischen Perspektiven auf den Kopf stellten. Der erste Beitrag, der aus dem renommierten Adolf-Grimme-Institut stammt (1991), lautete dementsprechend: «Brief eines Chinesen an die Azteken - Die Vision einer "anderen Entdeckung" ». Im Glauben, den Seeweg nach China entdeckt zu haben, sind die Azteken vor 500 Jahren in Europa gelandet, haben es besetzt, erobert und die Union der Staaten Mocktezumias (USM) gegründet. Und aus dieser Situation schreibt nun ein vermeintlicher "Chinese" einen Brief an die aztekischen Herren, indem er seine Sicht des 500 Jahre-Gedenkens anschaulich darlegt. Der zweite Film wurde im Rahmen einer ZDF-Produktion hergestellt und trug den Titel: «Una pregunta capitán». Dieser Film enthält Äußerungen von betroffenen *indígenas* zur bevorstehenden 500-Jahr-Feier aber auch Spielszenen, die den Absichten des Kolumbus nachspüren und in den Kontext der damaligen Zeit einführen. Höchst originell ist dabei der Anfang des Films: eine Gruppe von Fremden (Azteken?) dringt an einem Samstagnachmittag schwerbewaffnet irgendwo in einem Städtchen der Pfalz ein. Die Bewohner verrichten ihre «typische» Arbeit: sie fegen die Straße, sie putzen ihre Autos, sie halten ein Schwätzchen. Die Eindringliche drohen (übrigens mit den gleichen Worten, die Kolumbus einst gebraucht hatte) der Bevölkerung sie zu töten, wenn sie nicht auf ihre Forderungen eingehen, worauf sich ein Sturm der Entrüstung breitmacht und mit Gegengewalt gedroht wird ... Es bietet sich an, zunächst nur diese Sequenz aus dem Film zu zeigen, um einen Zugang zum Thema zu ebnen, nachdem bereits eine Wortschatzliste zum Thema zusammengestellt worden ist. Die Durchführung der Unterrichtsstunde hat gezeigt, daß die Schüler(innen) die Perspektive der «*vencidos*» so im Verlauf der Reihe besser verstanden haben und die kritischen Impulse besser bewerten konnten.

Inhaltlich wurden im Anschluß daran wesentliche historische Etappen der Kolonialgeschichte und der Unabhängigkeitsbewegung Lateinamerikas behandelt, bevor die aktuelle Auseinandersetzung um den *V. Centenario* (europäische und lateinamerikanische Perspektive) bewertet wurde. Im Mittelpunkt stand dabei die Erörterung der Frage, welche Verantwortung die Menschen in Europa heute den Menschen in Lateinamerika gegenüber tragen, sind doch die wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Differenzen zwischen beiden Kontinenten enorm.[146] Die

[158]Zur Auseinandersetzung mit der Geschichte der Eroberung vgl. W.Behringer (Hg.), Lust an der Geschichte: Amerika. Die Entdeckung und Entstehung einer Neuen Welt. Ein Lesebuch. München 1992. M. Delgado (Hg.), Gott in Lateinamerika. Texte aus fünf Jahrhunderten. Ein Lesebuch zur Geschichte. Düsseldorf 1991. J.D.Forbes, Kolumbus und andere Kannibalen. Die indianische Sicht der Dinge. Wuppertal 1992. F. Gewecke, Wie die alte Welt in die neue kam. Stuttgart 1986. H. Goldstein, Der gekreuzigte Kontinent. 500 Jahre Evangelisierung Lateinamerikas. Wuppertal 1991. G. Gutiérrez, Dios o el oro en las Indias. Salamanca 1989. K. Kohut (Hg.), Der eroberte Kontinent. Historische Realität, Rechtfertigung und literarische Darstellung der Kolonisation Amerikas. Frankfurt/Main 1991. H.C.Lindau, Crónicas de Indias

Unterrichtsreihe beabsichtigte somit eine Annäherung an einen Dialog, der vor 500 Jahren begann und dessen interkulturelle Implikation eine absichtsvolle sozialethische und friedenspädagogische Solidarität einfordert. Ohne auf die vielen Materialien, die im Verlauf der Unterrichtsreihe eingesetzt worden sind, eingehen zu könnnen, sei darauf verwiesen, daß die Themenstellung sich auch im Sinne eines fächerübergreifenden Unterrichts gestalten läßt (Geschichte, Geographie, Religion, Ethik, Musik, Kunst). Sprachunterricht ist dann mehr als Hörverstehensübungen oder Exerzierplatz für grammatische Spitzfindigkeiten. Er leistet vor dem Hintergrund der skizzierten Materie einen wertvollen - kairologisch orientierten - Beitrag zur Völkerverständigung und sensibilisiert hoffentlich für die Notwendigkeit, globales Denken und Verantwortung vor dem Anderen im Sinne einer innovativen (außer)schulichen Lernkultur zu entfalten.[147]

Aus-ge-grenzt: Interkulturelles Lernen und Fremdenfeindlichkeit

So wie es in der Unterrichtsreihe über «500 Jahre Lateinamerika» bereits angedeutet wurde, kann sich der moderne Fremdsprachenunterricht nicht in eine philologische Kuschelecke verkriechen und bildungsrelevante Themen auf reine Spracharbeit beschränken. Solingen, Mölln, Lübeck, aber auch Carpentras oder Madrid sind Orte, die durch grenzen-losen Haß Camus' Prophezeihung eines immer wieder außer Kontrolle geratenden Pestbazillus aktuell erscheinen lassen. Die verdammenswerten Anschläge auf Asylbewerberheime, der nicht zu überhörende faschistoide Unterton eines Le Pen, die Begeisterungswelle fanatischer spanischer Neonazis für den Diktator Franco (ausgerechnet die 1966 gegründete Vereinigung CEDADE beruft sich auf Europa: ***Círculo Español de Amigos de Europa***) oder die Haßtiraden gegen Zigeuner jenseits der Pyrenäen belegen, in welchem Maße Menschen zu Un-Menschen herabgewürdigt und «vernichtet.» werden.[148]

im Spanischunterricht. Die Entdeckung, Eroberung und Kolonisierung Amerikas im Spiegel literarischer Texte. Bonn 1992. P. May/W. Reinhard (Hg.), Die alltägliche Conquista. Zwölf Briefe des Pedro de Valdivia von der Eroberung Chiles. Frankfurt/Main 1995.D. Janik/W.Lustig (Hg.), Die spanische Eroberung Amerikas. Akteure, Autoren, Texte. Frankfurt/Main 1989. B. Rahmlow, Textos auténticos para la comprensión auditiva y escrita en torno al tema <El descubrimiento de América desde la perspectiva de autores contemporáneos>. In: C. und S. Segoviano (Hg.), Lengua, literatura, civilisación en la clase de español. Bonn 1987. S. 32-47. M. Sievernich/D.Spelthahn (Hg.), Fünfhundert Jahre Evangelisierung Lateinamerikas. Geschichte - Kontroversen - Perspektiven. Frankfurt/Main 1995. G. Wawor/T.Heydenreich (Hg.), Columbus 1892/1992. Heldenverehrung und Heldendemontage. Frankfurt/Main 1995.

[159]Es versteht sich für den Vf. von selbst, daß dabei auch Themen wie Menschenrechte oder ungerechte Handelsstrukturen (Kaffeehandel) aufgegriffen werden sollten.

[160]Als Unterrichtsreihe zum Thema Rassismus sei auf das Buch von F.Lalana Lac verwiesen: Racismo en España. Stuttgart 1993 sowie auf die Broschüre Vamos a reírnos muy en serio del Racismo. Ed. Presencia Gitana. Madrid 1993. Für das Französische sei genannt U. Oehring,

In einer Unterrichtsreihe über Rassismus bietet es sich an, den Schülern und Schülerinnen zunächst eine Wortschatzliste auszuteilen, die die wichtigsten Ausdrücke zu diesem Thema enthält. Dann können Fotos oder Abbildungen versprachlicht werden, die zum Bereich Rassismus gehören und die Betroffenheit wecken sollen (s. Medien). Was die europäische Dimension betrifft, so können (erläuerungsbedürftige) Karikaturen eingesetzt werden, die das fragwürdige Selbstverständnis eines Le Pen oder eines mittlerweile abgetretenen Schönhubers illustrieren (vgl. M 1 - M 3).

Zum Text (M 4) könnten etwa folgende Fragen (auch im Kontext des deutsch-französischen Verhältnisses) im Unterricht behandelt werden:

a) Textanalyse
   1) Montrez dans quel sens l'extrême droite a évolué en llemagne depuis la réunification.
   2) Quel «type» de crime commettent les néo-nazis?
   3) Expliquez pourquoi les groupes d'extrême droite font peur?
   4) Quelle est l'organisation des groupe néo-nazis en Allemagne?
   5) Relevez le rôle que joue l'extrême droite internationale.
      Quel est le poids des groupes allemands?
   6) Quels sont les autres pays qui affichent une montée de l'extrême droite?

b) Kommentar/Diskussion
   1) Commentez l'image donnée de l'Allemagne par l'auteur.
   2) Quelle est la peur des Français face à l'Allemagne (contexte historique)?
      En quoi les Français sous-estiment-ils le Front National?
   3) Comment pourrait-on convaincre les électeurs du danger de l'extrême droite?

Widmet der Lehrer/die Lehrerin dem Thema «les beurs et les beurettes en France» eine Unterrichtsreihe, so sollte die identitätsstiftende Rolle des Islam behandelt werden und die z.T. schmerzlichen Erfahrungen junger Frauen in Frankreich, die zwischen zwei Welten hin-und hergerissen werden.[149] (M 5 - M 6). Interkulturelles Lernen setzt in diesem Bereich eine sehr sensible Wahrnehmungsbereitschaft voraus, zumal im eigenen Land Moslems leben und ihre Gewohnheiten, Sitten, Bräuche und Religion in Deutschland wahrnehmbar

L'immigration - un droit de l'homme? Eine Unterrichtsreihe für die Sekundarstufe I zum Thema «Ausländerfeindlichkeit in Deutschland und Frankreich». Raabe Verlag = *Raabits* (Impulse und Materialien für die kreative Unterrichtsgestaltung) Heidelberg 1994.

[161]Vgl. dazu das im Klett-Verlag erschienene Dossier von W. Adler und G. Krüger, Maghrébins, Maghré ... bien? Stuttgart 1992 sowie Vf. La femme dans la société française: entre images et imagination, entre mythes et réalité. Eine landeskundliche Unterrichtsreihe in der Sekundarstufe II. Raabe-Verlag (Raabits) Heidelberg 1994. In diesem Dossier befindet sich eine Collage und zwei Textbeispiele zur Situation der «beurettes» in Frankreich. Des weiteren bietet sich zur Behandlung im Unterricht an: Aïcha Benaïssa/Sophie Ponchelet, Née en France. Histoire d'une jeune beurre. Paris 1990 sowie Marie Féraud, Anne ici, Sélima là-bas. Paris 1986. Vgl. auch P. Müller, Das Thema «Immigration» im Französischunterricht. Ein Beitrag zur Integration von Literatur und Landeskunde. In: PRAXIS 40 (1993) S. 57-66.

sind. Frankreich wird nicht zuletzt durch sein Algerien-Trauma auf besonders schmerzliche Weise mit dem Islam konfrontiert. Hier müssen innerhalb einer Unterrichtsreihe die historischen «Belastungen» und Implikationen herausgearbeitet werden. Die besonderen Beziehungen zwischen Mann und Frau im Islam sollen zum Abschluß die Notwendigkeit unterstreichen, das Thema Mann und Frau generell im Sinne eines interkulturellen Lernbegriffs im Unterricht der Jahrgangsstufe 13 aufzugreifen[150] (M 7).

Die bildungspolitische Zielsetzung des Fremdsprachenunterrichts kann auf interkulturelle Themen nicht verzichten und wird nicht zuletzt aufgrund der Lage von Rheinland-Pfalz eine Aufgabe, die den Schulalltag durchdringen sollte:

> *"Die Aufgabe, interkulturelle Kompetenz zu vermitteln, geht hinaus über das traditionelle Lehren und Lernen des fremden Sprachsystems, das Lesen der fremdsprachigen Literatur und den Kenntniserwerb der politischen, sozialen und historischen Zusammenhänge. Interkulturelle Kompetenz setzt diese Bereiche als Wissen voraus, als Basis für ein Verständis fremder Kulturen. Das Wissen muß aber ergänzt werden durch Persönlichkeitsmerkmale im affektiven Bereich wie z.B. die Bereitschaft, Vorurteile und stereotype Einschätzungen kritisch zu sehen und abzuändern, die Bereitschaft, sich mit Neugier für andere Kulturen zu öffnen und Vergleiche mit der eigenen anzustellen, und die Fähigkeit, Konflikte gewaltfrei auszutragen und Spannungen auf verbaler Ebene zu lösen."*[151]

Den Beitrag dazu leisten unterschiedliche Ansätze im Fremdsprachenunterricht, von denen hier nur einige wenige skizziert worden sind und exemplarisch betrachtet werden sollten. Es gibt Formen einer globalen «compréhension», die als Herausforderung an den Fremdsprachenunterricht verstanden werden und deren verantwortungsvolle Gestaltung in Händen engagierter und kreativer Fachkollegen und Fachkolleginnen liegt.

Abkürzungen

In den Fußnoten kommen folgende Zeitschriftenabkürzungen vor:

DNS	Die Neueren Sprachen
FU	Der Fremdsprachliche Unterricht
NM	Neusprachliche Mitteilunge
PRAXIS	Praxis des neusprachlichen Unterrichts

[162]Vgl. Vf. A.a.O. La femme ...

[163]G. Schmid-Schönbein, Bildungspolitische Ziele und Konzeptionen des Fremdsprachenunterrichts in Rheinland-Pfalz. In: Mitteilungsblatt des Fachverbandes Moderne Fremdsprachen (Landesverband Rheinland-Pfalz) Nr. 1 (September 1993) S. 7.

M 1



Quelle: Plantu, Le petit raciste illustré
Paris 1995. Ed. du Seuil

M 2

Allemagne, avril 1992
Forte poussée de l'extrême-droite aux élections régionales.



Quelle: Le petit raciste illustré
Paris 1995. Ed. du Seuil

M 3

«Monsieur Durafour ... crématoire».
Jean-Marie Le Pen, septembre 1988.



Quelle: Plantu, Le petit raciste illustré
Paris 1995. Ed. du Seuil

M 4

Attention, les nazis bougent toujours

Charlotte-Eliet, Heidelberg

1995: Attention, les nazis bougent toujours

Des hordes aux crânes rasés défilant le bras tendu, des foyers de travailleurs immigrés incendiés: après l'euphorie saluant la chute du mur de Berlin en 1989, d'autres images venant d'Allemagne se sont gravées dans les esprits. En Allemagne, mais aussi ailleurs en Europe, le monstre nazi gronde encore.
On se souvient des images de Rostock, où des centaines de skinheads ont lapidé des Tziganes puis incendié un foyer de réfugiés vietnamiens. Depuis la réunification, les faits de ce genre se sont multipliés en Allemagne.
On recensait, en 1991, 91 crimes violents commis par l'extrême-droite; en 1993, le bilan s'élevait à 2232... Le noyau dur des néo-nazis allemands représente un peu plus de 40 000 personnes, soit 0,0005% des Allemands en 1993. Peu de monde finalement, mais qui fait parler de lui. Le souvenir de l'Allemagne nazie rend ici la haine raciale encore plus inquiétante qu'ailleurs.

nazi américain, mais surtout avec l'Est, car c'est sur les décombres du communisme que l'extrême-droite fonde ses espoirs. En Russie, l'extrémiste russe Vladimir Jirinovski, qui clame partout sa haine des Juifs, a fait 24% des voix aux législatives de décembre 1993. On le dit financé par la DVU. Dans l'ancien bloc communiste se développent de nombreux groupuscules racistes et antisémites.

L'Europe de l'Ouest n'est pas épargnée par la montée de l'extrême-droite et là aussi, les liens avec les groupes allemands existent. Entre les Républicains de Schönhuber et le Front national de Jean-Marie Le Pen, par exemple.

Dans toute l'Europe de l'Ouest, l'extrême-droite "officielle", populiste et raciste, enregistre des succès électoraux impressionnants. En France, avec le Front national qui fait bon an mal an 10–12% à chaque élection. Mais aussi en Italie, avec le MSI, un parti néo-fasciste qui compte cinq ministres dans le gouvernement de Berlusconi. En Belgique, le Front national wallon et le Vlaams Blok flamand ont rassemblé aux municipales d'octobre près de 10% des voix. En Autriche, le FPÖ de Jörg Haider, issu d'un regroupement d'anciens nazis, a atteint de nouveaux sommets aux législatives d'octobre avec près d'un quart des suffrages.

L'extrême-droite: une réelle menace?

Qu'est-ce qui peut expliquer la montée en puissance de ces mouvements xénophobes et anti-démocratiques? On invoquera la crise économique, le discrédit des classes dirigeantes, les profonds bouleversements à l'Est.

Les chances d'une prise de pouvoir par l'extrême-droite en Europe restent pourtant minimes. Elles se limitent pour l'instant à une participation gouvernementale, comme en Italie. La situation en Europe de l'Ouest n'est heureusement pas comparable à celle des années 30 où les valeurs démocratiques étaient souvent peu ancrées dans les esprits. Le néonazisme reste aujourd'hui, aussi dangereux soit-il, un phénomène marginal.

Pascal Thibaut

Pascal Thibaut dans: Phosphore. No 167. Janvier 1995. P. 44–45.

Annotation

• **le Front National (FN):** parti d'extrême-droite, fondé en 1972 par Jean-Marie Le Pen. Le FN défend des thèses nationalistes et xénophobes: «la France aux Français», «les étrangers dehors»... Le Front National obtient ses meilleurs résultats dans les grandes villes, où les immigrés sont nombreux (Paris, Lyon, Marseille...), mais aussi sur la Côte d'Azur et en Alsace.

Les 77 groupuscules néo-nazis recensés prennent appui sur deux partis légaux: les Républicains, fondés par l'ancien S.S. Franz Schönhuber, –25000 membres– et qui cherchent, sur le modèle du Front national français, à se démarquer officiellement des néo-nazis; la DVU ensuite, l'Union du peuple allemand, du richissime éditeur munichois Gerhard Frey – 25000 membres également. Ces deux partis d'extrême-droite ont obtenu quelques sièges dans des parlements régionaux où ils ont brillé par leur médiocrité. L'année 1994 s'est terminée pour eux en fiasco: aux élections générales d'octobre dernier, les Républicains ont obtenu moins de 2% des voix, loin des scores de leurs homologues français ou italiens.

Rejet de la démocratie, rejet des étrangers

La chute du communisme en Allemagne de l'Est, le chômage et la déstabilisation ont été une mine d'or pour l'extrême-droite. Les groupes de skinheads de l'Est ont prospéré et sont venus renforcer les groupuscules de l'Ouest. Plus structurés et liés entre eux qu'il n'y paraît, tous ces groupes ont des mots d'ordre proches: rejet des étrangers, restauration d'une Allemagne forte dans ses frontières d'avant 1945 (récupérant donc une partie de la Pologne), rejet du système politique démocratique et instauration d'un régime autoritaire plus ou moins identique à celui du IIIe Reich. Les membres de ces mouvements sont jeunes: 90% ont moins de 30 ans et souvent un faible niveau d'instruction.

Des réseaux internationaux

L'Allemagne reste la plaque tournante de l'internationale brune. C'est là que l'on trouve de vieux nazis nostalgiques, de nouvelles idoles comme Christian Worch à Hambourg ou Ewald Althans à Munich, c'est là que se trouvent les lieux de "pèlerinage". C'est donc à partir des réseaux néo-nazis allemands que se tissent des liens avec l'étranger. Avec le parti

Quelle: RAAbits Französisch 6
(Juni 1995)
RAABE Verlag. Heidelberg

M 5

La déchirure



Quelle: R. Boos, La femme dans la société française: entre images et imagination, entre mythes et réalité. Eine landeskundliche Unterrichsreihe in der Sekundarstufe II Heidelberg 1994. RAABE Verlag

M 6

Chahra, la cosmopolite

Elle a 25 ans et ressemble à ces jeunes femmes élégantes que l'on rencontre dans le 16e arrondissement. Chemisier de soie, mocassins noirs, lunettes de soleil sur le haut de la tête. Lorsqu'elle cherche ses mots, il lui arrive de placer quelques expressions anglaises. S'ils n'expriment pas bien sa pensée, elle recourt à d'autres mots, en arabe cette fois. Elle ne s'appelle pas Marie-Chantal, mais Chahra.

En fait, Chahra vit avec sa jeune soeur, étudiante en droit, dans une banlieue agréable. Toutes deux, légèrement aidées par leurs parents, effectuent des petits travaux et bénéficient d'une allocation logement. Situation transitoire, selon Chahra, qui est ambitieuse et espère trouver rapidement du travail. En se présentant sous son deuxième prénom, - Sarah - *parce que "qu'on est plus facilement accepté* ..." Elle vient de finir une formation d'assistante de direction à qualification européenne.

Chahra, dont les parents tunisiens sont venus vivre à Troyes lorsqu'elle avait deux ans, porte en elle et pour toujours l'emprunte des deux cultures dont elle est faite - la maghrébine et la française. A l'école communale où elle excelle, la petite fille sage - qui est bien la seule à porter ce prénom - s'aperçoit vite que son univers diffère de celui de ses camarades: "*Pour moi, le collège, c'était la liberté, ma seule possibilité de sortir sans avoir à rendre des comptes.*" A la maison, Chahra est avant tout tunisienne. Rapidement elle envie ses copines qui vivent leurs premières idylles. Elle, elle cherche à savoir quelle est sa juste place, et rend même un devoir qu'elle intitule par convenance:"*Vous - nous*". Le titre initial était:"*Le cul entre deux chaises*".

Pourtant, Chahra s'entend parfaitement avec ses parents. Bien que modestes, ils l'encouragent à poursuivre des études. Après le bac, ils la laissent même partir à Reims où elle y obtient son DEUG, puis en Angleterre comme assistante de français. Elle a 22 ans lorsqu'elle revient en France et s'installe à Paris. Chahra a gagné son indépendance.

C'est à son retour qu'elle apprend que sa soeur, Chafika, de deux ans son ainée, veut se marier. Avec un Français! Ce qu'elle finira par faire, mais après bien des drames. Car leurs parents modèles vivent cette situation comme un déshonneur. Ils refusent: "*Ils ne voyaient pas le problème du point de vue de ma soeur, mais de la communauté*". La mère pleure. Le père craint le mépris de son entourage. "*Il s'est creusé un fossé entre mes parents et moi. Pour eux, j'étais du côté de ma soeur, et pour ma soeur, j'étais de leur côté. Deux mondes qui s'opposaient, à la fois très proches et totalement étrangers. Je ne pouvais pas choisir, ç'aurait été comme me couper en deux,*" raconte Chahra. En Angleterre, pourtant, Chahra a beaucoup appris. Elle y a côtoyé des gens de toutes origines, pour qui le fait d'être déraciné n'est pas un malheur. "*Le déchirement entre deux cultures que je ressentais lorsque j'étais adolescente est devenue une richesse.*"

Si bien que, maintenant, Chahra s'affirme française d'origine tunisienne. Et revendique, du point de vue de ses droits de femmes - liberté et contraception - ceux des Européennes. C'est cela, pour elle, l'intégration.

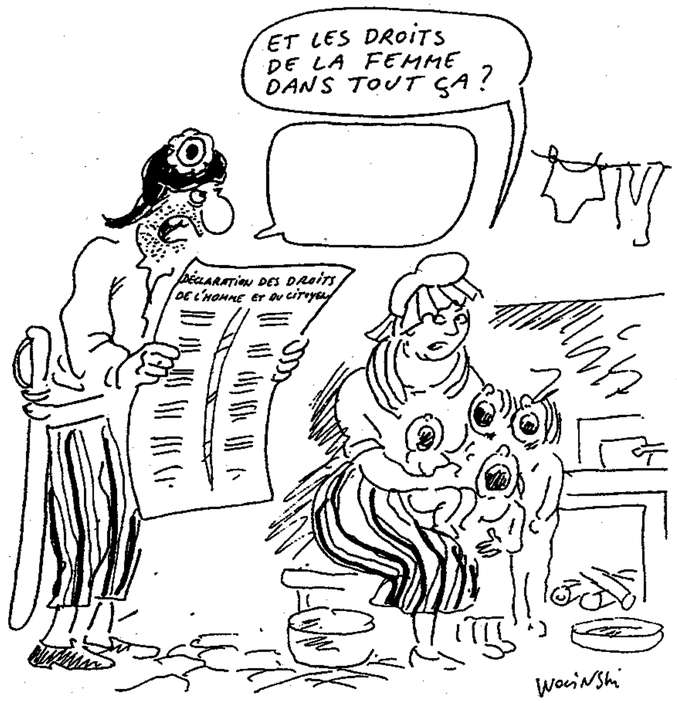
Source: LE NOUVEL OBSERVATEUR No. 1517. 2-6.12.1993. S. 15. In: R. Boos, La femme dans la société française: entre images et imagination, entre mythes et réalité. Eine landeskundliche Unterrichtsreihe in der Sekundarstufe II. Heidelberg 1994.

Vocabulaire: l. 10 ... une allocation logement ... etwa "Wohngeld"; l. 11 ... situation transitoire ... Übergangssituation; 28 le DEUG ... entspricht einer Zwischenprüfung an der Universität; l. 37 un fossé ... ein Graben (wörtl.)

Quelle: Boos, La femme ..., 1994, A.a.O

M 7

La Déclaration des droits de l'homme



Caricature: Wolinski. © Le Nouvel Observateur.

Quelle: Boos, La femme, 1994, A.a.O.

Kulturelle Identität in Ost-Lothringen

BEATE MÜLLER
Trier

Die nordostfranzösische Region Lothringen liegt an Frankreichs Peripherie und grenzt an das Saarland, an Rheinland-Pfalz und an Luxemburg. Jahrhundertelang unterlag die Entwicklung Lothringens dem wechselnden Einfluß französischer und deutscher Interessen.

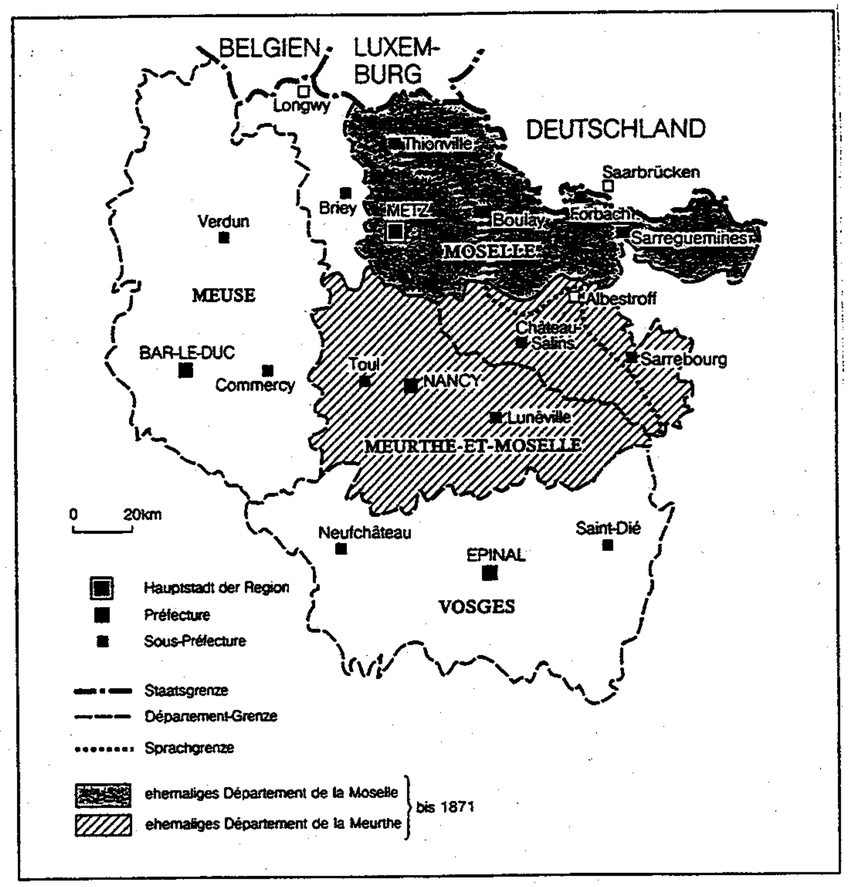
Trotz intensiver französischer Sprachpolitik sind im Osten Frankreichs aber Staats- und Sprachgrenze nicht identisch, so daß in Lothringen eine deutschsprachige Minderheit beheimatet ist. Historische, kulturelle und wirtschaftliche Gemeinsamkeiten bewirken, daß diese französische Region intensive Kooperationsbeziehungen mit ihren Nachbarregionen unterhält, was seinen Ausdruck in der Euro-Region Saar-Lor-Lux findet.

Die kulturellen Besonderheiten Lothringens: Geschichtlicher Hintergrund

Der heute zum Teil erneut propagierte Begriff "Lotharingien" (zurückzuführen auf Lothar II) umfaßte im 9. Jahrhundert das Gebiet zwischen Maas und Rhein. Dieses schloß sich zu Beginn des 10. Jahrhunderts dem Ostfränkischen Reich an und verblieb dort acht Jahrhunderte. Zwar scheiterte die im 16. und 17. Jahrhundert betriebene Reunionspolitik des französischen Königs, doch 1766 fiel Lothringen schließlich als Erbe an Frankreich.

1815 wurde das Saarland an Preußen angeschlossen. 1871 wurde das Reichsland Elsaß-Lothringen aus dem Elsaß, dem ehemaligen Département Moselle und einem Teil des Département Meurthe (s. Abb. 1) gebildet. Durch Lothringen verlief damit eine politische, wirtschaftliche, kulturelle und politische Grenze. 1918 wurde das Reichsland im Versailler Vertrag Frankreich zugesprochen. 1940 fiel es erneut unter deutsche Besatzung, von der es 1944 befreit wurde. Seitdem ist Lothringen mit seinen vier Départements Moselle, Meurthe-et-Moselle, Meuse und Vosges wieder französisch und befindet sich in den Grenzen von 1815 bzw. 1919.

Abb. 1: Historische und administrative Gliederung Lothringens



Quelle: Frécaut 1983

Gegen die regionale Entmachtung und die kulturelle Gleichschaltung durch das Zentrum Paris hatte sich bereits Anfang des 19. Jahrhunderts das mouvement lotharingiste seitens der Bourgeosie von Nancy formiert.

Weitere regionalistische Tendenzen traten zwischen 1871 und 1944 im deutschsprachigen Lothringen bzw. dem ehemaligen Reichsland Elsaß-Lothringen auf: In der Reichslandzeit kämpften die Regionalisten für die volle Autonomie. Zwischen den beiden Weltkriegen gab es Forderungen nach einer Kultur- bzw. Verwaltungsautonomie, aber auch das Auftreten irredentistischer Gesinnungen.

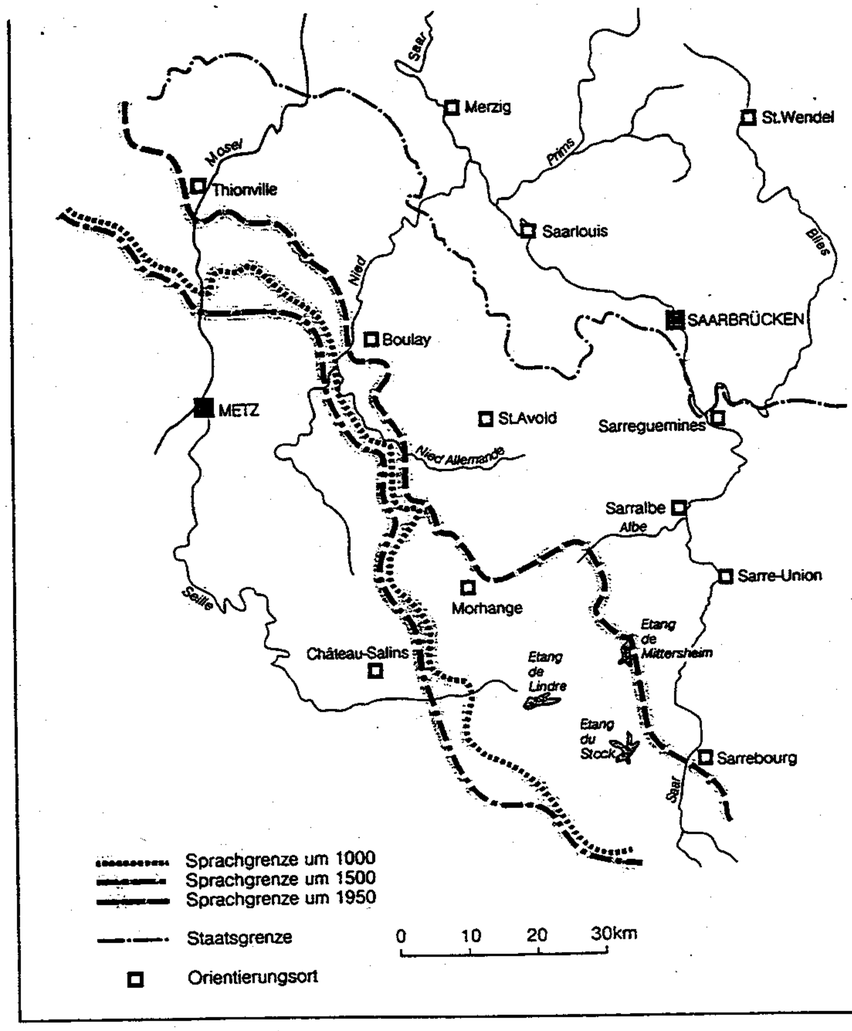
Die Geschichte Lothringens ist diejenige einer geteilten Region, was sich auch noch heute vielfach niederschlägt: Zum einen in der Konkurrenz zwischen den beiden Städten Nancy und Metz, welche komplementär die regionale Hauptstadtfunktion erfüllen. Zum anderen in den erwerbs- und bevölkerungsmäßig sehr unterschiedlich strukturierten lothringischen

Départements und darüberhinaus im Vorhandensein einer romanisch-germanischen Sprachgrenze.

Die romanisch-germanische Sprachgrenze

Die ersten Anzeichen einer Sprachgrenzzone (s. Abb. 2) reichen in das 9. Jahrhundert zurück. An Ortsbezeichnungen wie Audun-le-Roman und Audun-le-Tiche sowie Nied Française und Nied Allemande läßt sich deren ältester Verlauf nachvollziehen. Die markantesten Veränderungen der Sprachgrenze traten infolge des Dreißigjährigen Krieges auf und beschränkten sich im wesentlichen auf das Gebiet des Pays des Etangs.

Abb. 2: Die Veränderungen der romanisch-germanischen Sprachgrenze



Quelle: Haubrichs 1987 und Toussaint 1955, verändert

Neuere Untersuchungen über die Sprachgrenze selbst stehen aus, doch liegen einige soziolinguistische Untersuchungen und Umfragen über die Situation der Muttersprache und Mehrsprachigkeit im deutschsprachigen Teil Lothringens, auch Ostlothringen genannt, vor. Bei der deutschsprachigen Bevölkerung ist eine Rückbesinnung auf die regionale Kultur und damit verbunden auf die regionale Sprache zu beobachten, was in einem zentralistisch organisierten Staat, der ein möglichst einheitliches Staatsgebiet zu schaffen beabsichtigt, nicht unproblematisch verläuft.

Die Regionalsprache und die staatliche Sprachpolitik

Eine staatlich gelenkte Sprachpolitk im eigentlichen Sinne betreibt Frankreich seit Ende des 18. Jahrhunderts. Bis zu dieser Zeit wurde das Französische als Langue de la cour et de la ville am Hofe des Königs, in der Verwaltung und von sozialen Eliten gesprochen und war als Waffe der sozialen Diskriminierung zu betrachten: Denn nur wer Französisch beherrschte, konnte bestimmte Ämter bekleiden bzw. besaß die Möglichkeit zu einem sozialen Aufstieg.

Die übrige Bevölkerung bediente sich vieler Regionalsprachen und Mundarten. Bis zum Ausbruch der Französischen Revolution besaßen mehr als die Hälfte der Franzosen eine andere Muttersprache als das Französische.

Mit der Französischen Revolution wurde die Langue du Roi zur Langue de la Nation, da man nur durch eine sprachliche Einheit die Einheit des Staates gewährleistet und das Prinzip der Gleichheit und Freiheit für alle Bürger verwirklicht sah. Gezielte Anwendung erfuhr die staatliche Sprachpolitik im Bildungswesen.

In Ost-Lothringen wurde ab 1808 das Französische anstelle von Deutsch zur Unterrichtssprache erhoben. 1871 wurde dort Deutsch Amts- und Unterrichtssprache, 1918 wurde es das Französische. Unter den Nationalsozialisten wurde die französische Sprache mit Gefängnis und Konzentrationslager geahndet. Auf diese Maßnahmen antworteten die Franzosen 1945 mit der unmittelbaren Abschaffung des Deutschunterrichts in Ost-Lothringen.

Aufgrund der sprachlichen Mehrbelastung wurde 1923 und 1945 eine Zweisprachigkeitsprämie für die französischen Beamten eingeführt. Betrug diese Prämie früher noch 20% des Einkommens, so erhalten alle Beamte im Département Moselle und im Elsaß seit 1950 13-16 FF (sic!) pro Monat.

Erst ab 1976 fand Deutsch langsam wieder Eingang in den lothringischen Schulen, da diesem der separatistische Geist endlich abgesprochen und es als Bereicherung der französischen Kultur angesehen wurde. Anfang der 80er Jahre wurde offiziell das Deutsche zur Regionalsprache Ost-Lothringens bestimmt: Somit besitzt es als Fremdsprache und als Regionalsprache einen zweifachen Status.

Die französische Regierung hatte die Regionalsprachen in den 80er Jahren zwar immer stärker gewichtet, holte aber 1992 mit einer Verfassungsänderung zu

einem Gegenschlag aus: In Artikel 2 der französischen Verfassung wurde das Französische zur alleinigen Sprache der Republik erklärt. Darin liegt auch begründet, daß die vom Europarat verabschiedete Europäische Charta der Regional- und Minderheitensprachen von Frankreich bis heute nicht unterschrieben wurde.

Das Lokalrecht

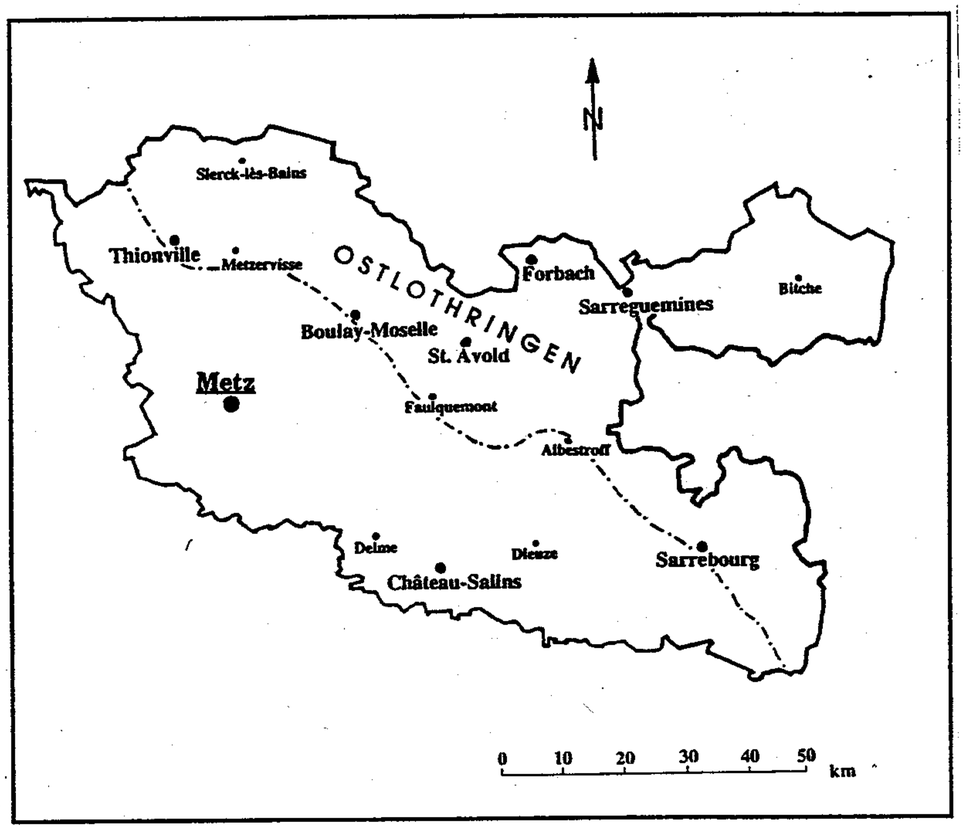
Neben der Sprachsituation weist das Département Moselle noch eine weitere kulturelle Besonderheit in Form eines Lokalrechts auf, welches nicht nur auf Reichsrecht (aus der Reichslandzeit), sondern mit dem Konkordat von 1801 auch auf Napoleonischem Recht beruht. Nach 1918 bestand dieses droit local alsacien-mosellan zunächst neben dem französischen Recht, da es in einigen Bereichen wie z.B. der Sozialgesetzgebung fortschrittlicher war. Im Laufe der Zeit ging es aber in französischen Gesetzen auf, die sich zum Teil an diesem orientiert hatten. Heute sind nur noch einige Bereiche dieses Lokalrechts von Bedeutung, wie u.a. das Staatskirchenrecht mit der offiziellen Anerkennung von vier Religionen (Frankreich ist ein laizistischer Staat), der Status der öffentlichen Kreditinstitutionen und das Vereinsrecht.

Der kulturelle Identitätsprozeß in Ost-Lothringen

Durch Identitätsbildung verwirklicht sich der Mensch in einer sozialen Dimension. Er wird sich zugleich auch einen Raum aneignen, den er zu seiner Heimat macht. Insofern wäre kulturelle Identität unter Klärung der regionalen Bedingungen zu untersuchen. Wird Identität mit einem Raum erst einmal aufgeweisen, wird ein weiterer Schritt der aktive Einsatz für die Bewahrung dieses Lebensraumes sein.

Der deutschsprachige Teil Lothringens (s. Abb. 3) nimmt ca. 55% der Fläche des Départements Moselle ein und ist vorwiegend agrarisch geprägt, wovon sich das Kohlegebiet um Forbach abhebt. Ein Oberzentrum ist nicht vorhanden, denn Metz gehört zum französischsprachigen Teil Lothringens. Daraus läßt sich u.a. der räumliche Aktionsradius der Bevölkerung Ost-Lothringens jenseits der Grenze erklären, der durch die günstigen Verkehrsanbindungen gefördert wird: Man orientiert sich überwiegend nach Luxemburg, Saarbrücken oder Straßburg. Dabei ist neben dem Arbeitsplatzangebot und den Versorgungseinrichtungen vor allem die Sprachgemeinschaft ausschlaggebend: Schätzungsweise 350.000 Ostlothringer betrachten heute noch den Lothringer Dialekt (frz. le francique) als ihre Muttersprache, welcher in den drei dialektalen Varianten Rhein-, Mosel- und Luxemburger Fränkisch gesprochen wird.

Abb. 3: Das Département Moselle



Eigener Entwurf

Ein kultureller Selbstbehauptungswille setzte bei den Ostlothringern im Vergleich zu anderen Sprachminderheiten in Frankreich nicht nur relativ spät ein, sondern ist auch weniger stark ausgeprägt. Dies liegt u.a. darin begründet, daß das Deutsche und die deutschsprachigen Dialekte als kollaborationsverdächtig galten, so daß man in Ostlothringen eine betont pro-französische Haltung zeigte und sich der kulturellen/sprachlichen Assimilation mehr oder weniger bereitwillig unterzog.

Ungeachtet dieser Tatsache muß bei vielen Ostlothringern nach dem 2. Weltkrieg eine Identitätskrise eingesetzt haben. Bei der älteren Generation führte die Identitätskrise, in der die Frage nach einem "Was bin ich?" nur zwiespältig beantwortet werden konnte, oft genug zur Resignation und zum Rückzug in die heile, kleine, dörfliche Welt.

Welchen Beitrag zur Identitätsfindung der Jugendlichen in Ost-Lothringen konnten 2-2½ Wochenstunden Deutschunterricht bewirken, wenn das Schulwesen von Paris aus gesteuert wurde, die Schulbücher in ganz Frankreich

dieselben waren und das Regionsspezifische unterdrückt wurde? Die junge Generation unterlag damit unweigerlich der französischen Einheitskultur.

Einen ganz wesentlichen Beitrag im kulturellen Identitätsprozeß sollte die wirtschaftliche Lage der Region die Identitätsprozesse leisten. Die Krisen in der Montan- und Textilindustrie verliehen Lothringen ein negatives Image, welches sich nicht unbedingt positiv auf die Entwicklung von kultureller Identität niederschlug. Diese Krisensituation hatte aber zur Folge, daß viele Lothringer jenseits der Grenze Arbeit zu suchen gezwungen waren und auf diese Weise erwuchs ein "neues" Bewußtsein: Der Grenzraum wurde von der Bevölkerung des Département Moselle nicht mehr negativ oder als etwas Trennendes empfunden, sondern vielmehr als verbindender Raum, in dem das Fränkische zur alltäglichen Erfahrung wird und die Bildung und Wahrung kultureller Identität erleichtern hilft.

Damit war aber noch lange nicht genug getan, denn das Fränkische als Synonym zu dem abwertend betrachteten patois (=Dialekt) mußte aufgewertet werden. In diesem Zusammenhang ist auch die Entwicklung von dem bis dahin ausschließlich mündlichen Gebrauch des Fränkischen zu dessen Verschriftung zu sehen.

Seit Beginn der 80er Jahre bemühen sich verschiedene ostlothringische Sprachvereine um die Vermittlung der regionalen Kultur und vor allem um die Einführung des Fränkischen in der Schule. Denn nur in einer Dreisprachigkeit, bestehend aus dem Fränkischen, Deutschen und Französischen wird von ihnen die Zukunft Ost-Lothringens gesehen.

Die Methoden der Förderung kultureller Identität in Ost-Lothringen

Sprach- und Kulturvereine erreichen im allgemeinen nur eine begrenzte, meist mittelständisch-intellektuelle Öffentlichkeit. Dieser Sachverhalt kann indessen relativiert werden, wenn die Arbeit der Vereine in unmittelbarer Zusammenarbeit mit der Bevölkerung verläuft bzw. die Berufsausübung der aktiven Mitglieder solcher Vereine eine direkte Einflußnahme auf die Öffentlichkeit zuläßt. Nicht umsonst fällt dabei dem Lehrerberuf eine Schlüsselrolle zu. Damit kann nämlich genau dort angesetzt werden, wo der Regionalsprache die größte Bedrohung widerfährt: in der Schule und insbesondere in der Vor- und Grundschule (frz. *maternelle*).

Auch in den ostlothringischen Sprachvereinen sind überwiegend Lehrer aktiv. Auf die Grundschullehrer ist u.a. das Plädoyer zurückzuführen, dem Fränkischen eine offiziellen Platz bereits in der *maternelle* einzuräumen bzw. das Vorhaben von "Wanderlehrern" zu unterstützen.

Dem Engagement von Sekundarschullehrern ist zu verdanken, daß das Fach *Langue et Culture Régionale* in der Schule eingeführt wurde und eine gleichnamige, fakultative Abiturprüfung abgelegt werden kann.

Trotz der bisher recht beachtlichen Erfolge im Bereich des Schulwesens, für die das wachsende Interesse an dem Fach *Langue et Culture Régionale* Ausdruck ist, mußten in Ost-Lothringen aber weitere Initiativen ergriffen werden, um ein kulturelles Selbstbewußtsein bei der Bevölkerung zu festigen.

Die fränkischen Sprachvereinen entwarfen z.B. analog zu dem in den 50er Jahren aufgekommenen Schlagwort "C'est chic de parler français" ein "Schwätze Platt, c'est chic et européen". Im Rahmen einer im Frühjahr 1993 gestarteten Kampagne wurde dieser Slogan zu einem "Déng Sprooch as schëin! Schumm déch nët! Schwätz och Platt!" erweitert.

In Zusammenarbeit mit der jeweils einheimischen Bevölkerung wurden von den ostlothringischen Sprachvereinen auch Aktionen durchgeführt, die sich direkt im Raum niederschlagen, d.h. den kulturellen Selbstbehauptungswillen sichtbar nach außen demonstrieren. Voraussetzung dafür war allerdings, daß die Bewohner des Fränkischen mächtig sind. Die Reichweite des Verstehens des Fränkischen bestimmte damit die Reichweite des Identitätsraumes.

Seit 1984 engagieren sich verschiedene Sprachvereine für die Errichtung zweisprachiger, d.h. dem Nebeneinander fränkisch- und französischsprachiger Ortsschilder. Der größte Erfolg stellte sich dabei im Dreieck Apach-Thionville-Bouzonville ein, wo in immerhin 11 Gemeinden zweisprachige Ortsschilder angebracht wurden, so u. a. von Opéch (frz. Apach), Ruedemaacher (frz. Rodemack), Busendroff (frz. Bouzonville) und Walachen (frz. Vaudrecking).

Abb. 4: Beispiel für ein zweisprachiges Ortsschild



Foto: B. MÜLLER

Im Kohlegebiet wurden dagegen Schilder mit fränkischsprachigen Flurnamen (in Freyming-Merlebach) und zweisprachige Flurnamen (in Villing) errichtet. Da diese rheinfränkischen Bezeichnungen noch aktiv im Sprachgebrauch Verwendung finden, sind sie ein Hinweis auf die Lebendigkeit des Dialekts in der Bevölkerung.

Abb. 5: Fränkischsprachiges Flurnamenschild in Freyming-Merlebach



Foto: B. MÜLLER

Perspektive

Der allgemein zu beobachtende Wandel einer Hinwendung zu überschaubaren Lebensräumen und ein damit verbundenes Interesse an der regionalen Geschichte und Kultur muß, um effektiv zu sein, der Region eine Zukunftsperspektive eröffnen.

Die Hinwendung zur Pflege des Dialekts erscheint zwar auf den ersten Blick als eine rückwärtsgewandte, konservative Haltung. Doch in Ost-Lothringen lassen sich in dieser Hinsicht sehr deutlich wichtige Verbindungen aufzeigen. Zunächst ist es diejenige zwischen Ökologie und Regionalsprache. Die Verfechter des Fränkischen sind z.B. mehrheitlich Atomkraftgegner, wobei sich ein Bogen vom Protest gegen den Bau des Atomkraftwerks Cattenom 1979 bis gegen die derzeit von der französischen Regierung geplanten Atomversuche spannen läßt. Ihrer Auffassung nach muß in Ost-Lothringen sowohl der natürliche Lebensraum als auch die Sprache bewahrt werden. Anfang der 90er Jahre wurde auf Initiative einiger Abgeordneter der Grünen innerhalb des lothringischen Regionalrates eine Arbeitsgruppe "Langues et cultures régionales" gegründet und im Frühjahr 1995 schließlich ein Institut lorrain des langues et cultures régionales geschaffen.

Die regionale Kultur wird aber auch nur dann weiterleben können, wenn die Jugendlichen in der Region bleiben und dort vor allem Arbeit finden, d.h. die ökonomische Basis der Region erhalten wird. In diesem Zusammenhang ist zu

sehen, daß das Fränkische bei den Streiks der Bergleute im Kohlegebiet eine wichtige Funktion als Zeichen der Zusammengehörigkeit der Kumpels und als regionales Identitätsmerkmal erfüllte.

Zur Schaffung eines kulturellen Bewußtseins gibt es gerade im lothringischen Kohlegebiet verschiedene Initiativen und Projekte. So versucht man sich z.B. ganz intensiv mit dem Bergbau, dem Fränkischen, den Gastarbeitern und dem benachbarten Saarland auseinanderzusetzen. Die stillgelegten Betriebe der Montanindustrie stellen als kulturelles Erbe eine Herausforderung dar. Anfänge eines Industriemuseums in der Nähe von St. Avold sind bereits verwirklicht. Die kürzlich von der Unesco zum Weltkulturerbe erklärte Völklinger Hütte im Saarland könnte weitere wichtige grenzüberschreitende Impulse geben.

Daneben gibt es eine Verbindung zwischen dem Fränkischen und europäischer Gesinnung. Die Tatsache, daß die Ostlothringer eine Muttersprache besitzen, die im Saarland, in Rheinland-Pfalz, im Arelerland/Belgien und in Luxemburg sogar als Nationalsprache verbreitet ist, müßte sich in Zukunft positiv auf eine kulturelle Identität auswirken und dies nicht zuletzt bei allen Bewohnern in der Saar-Lor-Lux-Region. Voraussetzung allerdings ist, daß das Platt als Regionalsprache Ost-Lothringens anerkannt und staatlich gefördert wird.

Literatur

FRÉCAUT, R., Hrsg. (1983): Géographie de la Lorraine. Nancy, Metz

HAUBRICHS, W. (1987): Germanophone Dialekte in Lothringen. In: BRÜCHER, W. & P.R. FRANKE (Hrsg.): Probleme von Grenzregionen: Das Beispiel Saar-Lor-Lux-Raum. Beiträge zum Forschungsschwerpunkt der Philosoph. Fakultät der Universität des Saarlandes. Saarbrücken, S. 99-12

MÜLLER, B. (1994): Regionalismus in Lothringen. Magisterarbeit im Fachbereich Geographie/Geowisenschaften an der Universität Trier. Trier

REITEL:, F. (1988): La Lorraine. (= Que sais-je? 2033), 2. Aufl. Paris

TOUSSAINT, M. (1955): La frontière linguistique en Lorraine. Les fluctuations et la délimitation actuelle des langues française et germanique dans la Moselle. Paris

V.
Herausforderungen für die Zukunft

La dimension interculturelle de la formation des enseignants de langues étrangères

PÉNÉLOPE CALLIABETSOU-CORACA
Athènes

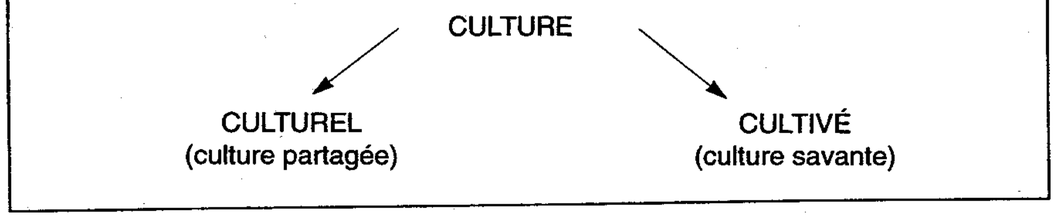
A l'heure actuelle on découvre de plus en plus l'existence de poids d'enjeux sociaux, économiques et politiques qui déterminent une considérable demande en langues étrangères et en cultures étrangères, alors que les concepts de plurilinguisme et d'interculturalité sont à l'ordre du jour dans le milieu d'enseignants de langues.

Dorénavant dans l'Europe plurilingue et pluriculturelle l'accès à la formation bipolaire des enseignants de langue (linguistique et interculturelle) devient une priorité.

Les réflexions qui vont suivre ont un double objectif: d'une part dresser un bilan succinct à la situation actuelle de la formation culturelle et interculturelle des enseignants de langues et essayer d'éclairer le problème; d'autre part, essayer de suggérer quelques pistes parmi d'autres possibles, avec la prudence dictée par les difficultés et les contraintes d'ordre déontologique, institutionnel, économique et politique auxquelles se heurte la scientificité d'une véritable formation culturelle et interculturelle des enseignants de langues.

Il convient de poser franchement le problème, de distinguer formation d'enseignants au "cultivé" et au "culturel", dans la mesure où ces deux concepts se prêtent souvent à des confusions. Je rejoins ici la réflexion de Galisson[152], lorsqu'il opte pour la dichotomisation du concept "culture" (trop général pour être opératoire dans le domaine de l'enseignement des langues étrangères) en "culturel" (la culture partagée) et "cultivé" (la lecture savante), le "culturel" considéré par Galisson comme le sésame des échanges complices entre natifs et étrangers et le socle sur lequel pourrait être construit ultérieurement le "cultivé".

Schéma 1



[152] Galisson R. (1988), "Culture et lexiculture partagées: les mots comme lieu d'observation des faits culturels", dans Etudes de Linguistique Appliquée, No 69, Didier Erudition, Paris, pp. 88-89.

Pour Galisson la "culture partagée" est la vie quotidienne, à savoir le savoir-vivre en commun, alors que le "cultivé" est la culture savante ou de prestige, à savoir la vie avec la pensée.

Par ailleurs, il faudrait signaler le glissement du terme civilisation à celui de la culture. Pour Abdallah-Pretceille[153] "le vocable civilisation renvoie essentiellement aux oeuvres et aux réalisations de la culture et que celle-ci, dans son acception anthropologique, désigne un système de valeurs dynamique formé d'éléments acquis, avec des postulats, des croyances et des règles qui permettent aux membres d'établir des rapports entre eux et avec le monde". Or, en milieu institutionnel notre intérêt devrait être focalisé plutôt sur la culture des individus, que sur la civilisation du pays, celle-ci pouvant être incorporée dans le cursus d'études universitaires.

Dès lors, en classe de langue on ne devrait pas dissocier l'enseignement de la langue de l'enseignement du "culturel', dans la mesure où la langue est l'expression la plus authentique et le meilleur moyen d'investigation du "culturel". Ces quelques réflexions m'amènent à considérer, en classe de langue étrangère, la langue comme un mode d'acculturation des apprenants, à savoir comme un mode d'intégration sociale. Dans la mesure où l' "acculturation" dans un cadre institutionnel ne permet pas de parler d'une rencontre directe avec la culture étrangère, il serait plus réaliste et plus prudent de parler d'une "acculturation atténuée" ou "différée", censée doter les apprenants d'une grammaire et d'un dictionnaire socioculturel de comportements, d'attitudes, de mentalités, de savoir-faire dont l' "ensemble constitue la culture comportementale ou quotidienne, qui est en relation dialectique avec les normes et les conventions sociales d'une société donnée".[154]

Or, comme le fait remarquer Galisson[155], de même que la compétence langagière permet de comprendre et de réaliser des événements de communication, la compétence culturelle devrait permettre aux apprenants de se comporter adéquatement dans une situation sociale. La compétence culturelle se construit donc par l'élaboration de savoir-faire sociaux, voire par l'élaboration de conduites socioculturelles dont la composante constitue le savoir-vivre en commun.

S'interroger donc sur l'avenir de l'enseignement de l'interculture, comme "mode d'acculturation", c'est avant tout se poser la question suivante: Où en est à l'heure actuelle la formation Culturelle et Interculturelle des enseignants de langues?

[153] Abdallah-Pretceille M. (1190), Vers une pédagogie interculturelle, Publications de la Sorbonne I.N.R.P., p. 180.
[154] Calliabetsou P. (1993), "L'acculturation des apprenants: une nouvelle tâche des enseignants", Communication présentée au Colloque International, Enseignement des langues et Intercompréhension Européenne, Athènes, 17-18 décembre.
[155] Galisson R., op. cit.

Quelques remarques utiles

L'appellation réductrice des départements universitaires qui sont responsables pour la formation initiale des enseignants de langues (formation académique et professionnelle) est révélatrice à notre propos: "Département de Langue et de Littérature Françaises", "Département de Langue et de Littérature Anglaises", "Département de Français Langue Etrangère", "Département des Langues Romanes", "Département de Linguistique Générale et Appliquée", etc.

Tout montre que le "culturel" et l"interculturel" étouffent entre le "linguistique", le "littéraire" et le "cultivé", alors que le "littéraire" se confond souvent avec le "culturel". Des décennies d'un enseignement trop exclusivement littéraire ont montré les insuffisances du système au niveau de l'acquisition d'une compétence sociolinguistique impliquant la socialisation du discours. Les objections sont venues de tous les côtés: des linguistes-didacticiens, des sociologues, des spécialistes des sciences du langage et de la communication.

"Les littéraires ont également protesté contre un enseignement de la littérature qui, croyant l'honorer et la servir, la réduisait à n'être qu'un reflet de la société et un moyen, alors qu'elle est un monde en soi et une fin."[156]

Dès lors, force est de constater que la "non-acculturation" des enseignants au cours de leur formation initiale (acculturation au sens large envisagée comme l'ensemble des composantes de la socialisation de l'enseignant non-indigène) a des effets négatifs: d'une part la démotivation à l'égard de l'enseignement de la culture étrangère et la naissance de perturbations psychologiques, extériorisées sous forme de tensions, d'ethnocentrisme, de réticences.

En revanche, l'acculturation de l'enseignant non-indigène se manifestant comme un phénomène sécurisant - psychologiquement et culturellement parlant- peur avoir des effets favorables sur sa tâche dans la mesure où l'acculturation devient elle-même une motivation et favorise l'implication de l'enseignant dans son enseignement; d'autre part, il faudrait ajouter qu'un enseignant "non-acculturé" ne pourrait pas assumer ses fonctions d'acculturateur, à savoir de médiateur entre la culture-source et la culture-cible.

Les limites du savoir-faire d'un enseignant "non-acculturé"

Dans cet état des choses, en classe de langue l'enseignement culturel et interculturel se réduit à quelques pratiques "artisanales", a-systématiques, morcelées et sporadiques, le culturel étant considéré comme une micro-annexe accessoire au sein des curricula. Or, l'enseignement de la culture dans le système scolaire, qui nous intéresse ici, est caractérisé par son absence chronique ou par sa présence ponctuelle, alors que son espace de manoeuvre se limite à un pseudo-

[156] Reboulet A. (1975), L'enseignement de la civilisation, Paris, Hachette, p. 15.

discours culturel et plus rarement interculturel. Plus précisément il convient de dire que les enseignants de bonne volonté piétinnent entre le "je ne sais pas quoi", le "je ne sais pas à qui", le "je ne sais pas quand", le "je ne sais pas comment", le "sans doute cela", le "pourquoi pas cela", le "avec quels moyens", le "presque rien" et le "rien, pour reprendre les termes de Calliabetsou[157].

Quant à Porcher[158]
l'enseignement de la culture en est aujourd'hui où en était l'enseignement de la langue avant que ne soit construit et mis en oeuvre le concept de système d'une langue. Pour ce qui est de l'acquisition d'une compétence de communication, la didactique des langues a déjà parcouru un bon bout du chemin (encore qu'il conviendrait de mesurer un peu mieux qu'on ne le fait les effets des manières non pédagogiques d'apprendre: séjours linguistiques, médias en langue étrangère, relations personnelles avec des natifs de la langue considéré, etc.).
Par contre, en ce qui concerne les apprentissages culturels (...) on en est encore aux tout premiers balbutiements méthodologiques. Comme si la communauté didacticienne avait fait l'impasse sur ce problème, ou pis, avait fait son deuil de la possibilité d'aider à la construction, pour un apprenant, d'une compétence culturelle étrangère. Ce serait, s'il en allait ainsi, un indice supplémentaire et désespérant de l'enfermement des cultures sur elles-mêmes, de l'ethnocentrisme toujours plus fort malgré (ou grâce à) la planétarisation opérée par les médias.

Avec les approches communicationnelles la notion de "compétence de communication" est devenue le noyau dur de l'enseignement des langues.
S'agissant de l'enseignement de la culture la compétence de communication s'est transformée en compétence culturelle. Porcher[159]
considère que la compétence culturelle est la capacité de percevoir les systèmes de classement à l'aide desquels fonctionne une communauté sociale, et, par conséquent, la capacité d'un étranger d'anticiper, dans une situation donnée, ce qui va se passer (c'est-à-dire aussi quels comportements il convient d'avoir pour entretenir une relation adéquate avec les protagonistes de la situation) (...).

Evidemment, comme le note Porcher[160],
il ne s'agit pas d'enseigner le système en lui-même complètement coupé des réalités empiriques dont il a pour fonction de rendre compte et qui permettent d'en repérer le fonctionnement concret. Ce serait tomber dans le piège d'un enseignement linguistique qui enseigne le système de la langue sans sa pratique.

Pour Porcher[161],
il y a donc deux écueils symétriques à éviter dans l'enseignement de la culture étrangère. Le premier écueil serait donc d'enseigner ethnologie d'une communauté étrangère (comme un savoir externe, c'est-à-dire comme un pur savoir sans

[157] Calliabetsou P., op. cit.
[158] Porcher L. (1988), "Programme, progrès, progressions, projets dans l'enseignement/apprentissage d'une culture étrangère", dans Etudes de Linguistique Appliquée, No 69, Didier Erudition, Paris, p. 98.
[159] Porcher L., op. cit., pp 92-98.
[160] Porcher L., op. cit., p. 96.
[161] Porcher L., pp. 96-99.

relations effectives, pour l'apprenant, avec une réalité vivante, tangible, perceptible, repérable ici et maintenant). Ce serait la tentation de transformer l'enseignement de civilisation en un enseignement purement formalisé, une espèce de mathématique culturelle où l'on n'étudierait que l'épure d'une civilisation, son schéma stylisé, un mannequin plutôt que la machine elle-même en fonctionnement. Le deuxième écueil serait, lui, de n'enseigner que l'anecdotique, le stéréotypé, l'accidentel, le folklorique, ce qu'il y a d'étrange dans l'étranger. C'est le danger omniprésent de l'enseignement d'une culture étrangère par thèmes.

Selon cet auteur,
toute pratique culturelle est en effet constituée de cette double articulation, et ne peut être véritablement acquise opératoirement que dans ce double mouvement, c'est-à-dire à travers une dialectique, entre le système et le vécu, entre le code et les messages, entre la langue et les paroles, entre le formel et l'imprévisible. une compétence culturelle se construit par conséquent par l'élaboration des capacités à repérer le général sous le particulier (la règle sous l'exemple, la régularité sous le ponctuel), et symétriquement à rattacher une loi à ses incarnations singulières (par exemple à savoir anticiper le comportement concrètement adéquat dans une telle situation inconnue, inédite, simplement parce qu'on a compris véritablement le principe de la conduite culturelle adéquate en une telle circonstance: de même que la compétence langagière permet de faire et de comprendre des énoncés qu'on n'a jamais entendus auparavant, de même la compétence culturelle rend capable de se comporter adéquatement dans une situation sociale qu'on n'a encore jamais rencontrée). (op. cit.: pp. 96-99)

D'où le besoin d'instaurer une perspective fonctionnelle dans l'enseignement des cultures étrangères qui ne pourrait pas échapper au concept clé de progression, dans la mesure où la progression est le "carburant principal" dont doit se nourrir la machine pédagogique, pour reprendre les termes de Porcher.

Toutes ces observations-constatations amènent à dire que "le malaise de l'enseignement de la culture et de l'interculture tient dans une grande mesure à la formation inadéquate des enseignants et à une absence de consensus sur la hiérarchisation des objectifs de l'enseignement de la culture étrangère. Les enseignants, munis eux-mêmes d'une acculturation émiettée et confrontés à une culture émiettée faute de disposer des outils théoriques qui en assurent la cohérence"[162] et la totalité organique, en dépit de leur bonne volonté, sont incapables d'assurer l'enseignement de la culture étrangère, enseignement que nous avons considéré comme un mode d'acculturation.

[162] Mariet F. (1987), "Un malaise dans l'enseignement de la civilisation" dans Etudes de Linguistique Appliquée, No 64, Didier Erudition, Paris, p. 73.

Vers une formation initiale "bipartite" à la Linguistique et aux Sciences Sociales

Les symptômes de malaise et de "laisser-faire" de l'enseignement interculturel, que j'ai essayé d'esquisser, autorisent, me semble-t-il, un diagnostic évident: la place à la fois "réservée" et "vide" du culturel - mode d'acculturation - dans le système de formation initiale des enseignants et l'irrationalité des contenus censés assurer l'acculturation des apprenants.

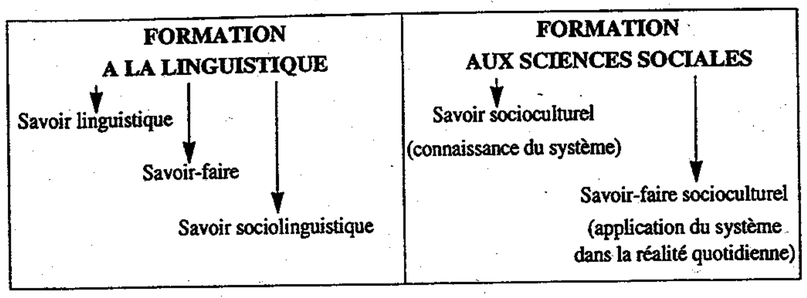
Rejoignons ici la remarque de Mariet[163] :

> En réalité, le mal dont souffre l'enseignement de la civilisation, c'est le vague des contenus; il n'est pas, actuellement de consensus pour déterminer ce qu'il faut enseigner dans le cours de langue sous le label "civilisation". Si la "civilisation" n'est que le "supplément d'âme" de l'enseignement des langues, alors le "presque rien" est suffisant et rien ne convient mieux que quelques touches pittoresques émaillant le cours au gré des humeurs et des goûts de l'enseignant. par contre, si la 'civilisation" est la dimension même de l'enseignement des langues, alors les contenus doivent être déterminés rationnellement, au mieux des intérêts des apprenants.
>
> Il est donc clair que
> la définition de la culture utile et fondamentale pour l'enseignement de la civilisation est indissociable de tout enseignement des langues. L'exercice de définition va bon train depuis des décennies, anthropologues et enthnologues s'efforçant de construire la définition la plus opérationnelle possible tandis que, tirant dans l'autre sens, les praticiens de la pédagogie cherchent à maintenir la civilisation dans un espace rigide et stable, préférant l'histoire au présent, les institutions aux pratiques (...). Pourtant une langue vivante ne peur s'enseigner que dans une atmosphère culturelle constamment renouvelée, elle se fige et s'appauvrit dès qu'elle quitte le présent; or les sociétés dans lesquelles nous vivons et enseignons sont de plus en plus des sociétés de consommation, c'est-à-dire des sociétés où la dialectique de l'offre et de la demande de biens et de services provoque une transformation socioculturelle permanente. Parce qu'elles sont des économies de marché faiblement contraintes (si on les compare aux sociétés extrêmement étatisées de type totalitaire), des produits nouveaux et des services nouveaux apparaissent sans cesse. Le changement accéléré est la seule propriété permanente de nos sociétés; ce sont, dans la terminologie de Lévi-Strauss, des "sociétés chaudes". L'enseignement les congèle[164] .

Ces remarques-constatations reviennent à dire que la légitimation de l'enseignement de l'interculture, mode de savoir-vivre en commun, nécessite une nouvelle formation initiale des enseignants, formation "bipartite", que je suggère d'appeler "Formation à la Linguistique et aux Sciences Sociales".

[163] Mariet F., op. cit., p. 64.
[164] Mariet F., op. cit., p. 65.

Schéma 2



Cette formation "bipolaire", avec l'appoint des sciences de référence, devrait comprendre deux secteurs susceptibles d'assurer l'élaboration et l'appropriation de la compétence linguistique et de la compétence culturelle des enseignants (compétence comportementale).

Pour ce faire, il faudrait mobiliser toutes les énergies en vue d'une action d'envergure et concertée qui sortirait la formation des enseignants du triple monolithisme chronique: "linguistique", "littéraire", 'cultivé". Mariet[165] a fort raison lorsqu'il dit que

> la plupart des spécialistes de l'enseignement de la civilisation n'ont d'autre formation que linguistique ou littéraire alors qu'ils sont amenés à traiter de domaines aussi spécialisés que la démographie, l'économie, la consommation des ménages, la sociologie urbaine ou la science politique.
> Paraphrasant des articles de vulgarisation et souvent se laissant aller aux préjugés de leur fraction de classe, les didacticiens sont condamnés à une approche élémentaire, réductrice et non-scientifique des faits sociaux.
> Pour éviter ce piège dans lequel on enferme les enseignants de bonne volonté, il faudrait associer au spectacle du monde la connaissance des coulisses et des machinistes et ainsi détruire tout risque de recours à ces formes de deus ex machina culturels que sont stéréotypes et opinions. Mais il faudrait surtout hiérarchiser les domaines à maîtriser et à transmettre au plus tôt celles qui, parmi l'ensemble des variables affectant les comportements sociaux, présentent le plus grand pouvoir explicatif: à ce titre, les principales instances de socialisation doivent faire l'objet d'une attention primordiale.

La structure des deux secteurs, en interrelation étroite, de la Formation à la Linguistique et aux Sciences Sociales, telle que je la conçois, est présentée dans les deux tableaux suivants.

[Voir Tableaux 1 et 2]

Or, la légitimation d'une formation à la Linguistique et aux Sciences sociales, formation de rénovation et de remédiation, devrait passer par l'harmonisation et la symbiose entre ces deux secteurs.

[165] Mariet F., op. cit., p. 66.

Par ailleurs, le deuxième secteur, à savoir la Formation aux Sciences Sociales, qui nous intéresse ici, devrait passer:

- par une émancipation qui suppose la volonté d'abandonner l'état de malaise et de laisser-faire pour un état responsable et scientifique;
- par l'harmonisation et la symbiose entre certains domaines-clés de la structure organique de la Formation aux Sciences Sociales: notamment, recherche et formation, formation et enseignement/apprentissage, besoins en langues et cultures étrangères et plurilinguisme européen, besoins et technologie éducative, etc.;
- par la mise en oeuvre d'objectifs opératoires garants de sa cohérence;
- par l'harmonisation et l'interaction entre certaines questions-clés, très peu exploitées jusqu'à l'heure actuelle: notamment, pourquoi enseigner l'interculture?; quels contenus?; à qui?; quel profil d'enseignant? quelles méthodologies?, etc.;
- par la confrontation des disciplines de référence, à savoir Sciences de l'Éducation, Politique, Sciences Sociales, Sciences Psychologiques, Technologie de l'Éducation.

Certes, les Sciences sociales devraient occuper une place fonctionnelle dans la formation interculturelle des enseignants, dans la mesure où la sociologie, les Cultures Comportementales comparées, l'Anthropologie Sociale et Culturelle constituent la pratique scientifique la plus opérante.

Tableau 1

FORMATION A LA LINGUISTIQUE

LINGUISTIQUE THEORIQUE	LINGUISTIQUE APPLIQUEE DISCIPLINES D'APPOINT
Phonétique - Phonologie	Analyse diachronique des méthodologies
Grammaire linguistique → Morphologie / Syntaxe	Sociolinguistique
	Psycholinguistique
	Pragmalinguistique
Lexicologie - Lexicographie	Psychologie de l'apprentissage
	Psychothérapie (Principes de base)
	Pédagogie Générale
Sémantique	Ethnographie de la communication
Etudes contrastives → système-source / système-cible	Technologie de l'Education
	Architecture Institutionnelle
	Production de matériel didactique

Tableau 2

FORMATION AUX SCIENCES SOCIALES

DOMAINES - CLES	QUESTIONS - CLES	DISCIPLINES DE REFERENCE
Déontologie Objectifs: humanistes, socioculturels, économiques, politiques	Pourquoi intégrer l'enseignement / apprentissage des cultures étrangères?	Sciences de l'Education Politique → éducative / linguistique / culturelle / interculturelle
Contenus: choix et description	Quoi enseigner?	Sciences sociales: — cultures comportementales comparées → culture-source / culture-cible — cultures savantes comparées: littérature, histoire, etc. — Sociologie — Ethnologie — Anthropologie
Méthodologies	Quel public? Quel profil d'enseignement? Quelles stratégies /activités? Quel niveau d'enseignement / apprentissage?	Sciences psychologiques Technologie de l'Education Architecture Institutionnelle

En ce qui concerne l'apport de la Sociologie dans la formation interculturelle des enseignants de langues et de cultures, Porcher[166] ajoute:

L'histoire, la linguistique, la psychologie, la géographie, la sociologie, pour autant qu'elles soient constituées en pratiques scientifiques, obéissent aux mêmes règles minimales de l'objectivation, c'est-à-dire de la construction des faits à examiner (il n'y a pas de fait tout fait, pas de concept sans instrument abstrait permettant de le regarder), de l'administration de la preuve (il n'y a pas seulement une argumentation, il faut une démonstration, c'est-à-dire une confrontation réglée avec la réalité extérieure: il ne convient pas de "ne pas croire" que les Français fréquentent de moins en moins les salles de cinéma, mais il suffit de montrer que, effectivement, depuis plusieurs années, les chiffres d'entrée diminuent constamment). L'objectivation, c'est la construction de ce qui est un savoir (toujours provisoire) par différence (et souvent par opposition et par rupture) avec ce qui n'est pas une opinion. Apporter une preuve, c'est affronter l'extérieur, sortir de soi, se mesurer au réel; argumenter seulement, c'est le "ne pas vouloir savoir" qui fait les dogmatismes.

En guise d'épilogue

Tout au long de ce travail, j'ai voulu éviter les réponses ponctuelles et morcelées compte tenu de l'état actuel de malaise de l'enseignement de l'interculture, mode d'acculturation. En effet, pour l'instant rien ou presque n'est accompli à cet égard. Le discours interculturel est, dans cette perspective, une utopie. Il apparaît, pourtant, que les mutations sociales, économiques, politiques et humaines exigent d'urgence des mutations dans la politique linguistique et culturelle.

Les enseignants de langues et de cultures sont appelés à assumer des rôles importants dans ce pluralisme linguistique et culturel. Pour ce faire, ils ont besoin de nouveau profil, de nouveaux outils, de nouveaux concepts, de nouvelles méthodologies, à savoir d'une véritable formation interculturelle qui sortirait l'interculturel" de la lourdeur et de l'empirisme qui le caractérisent à l'heure actuelle.

[166] Mariet F., op. cit., p. 95.

Interkulturalität im beruflichen Diskurs. Europäische Sprachenpolitik für Fachsprachenforschung, Fachkommunikation und Fachsprachenvermittlung

BERND SPILLNER
Duisburg/Paris

1. Die Zukunft Europas hängt nicht an der Festsetzung von Wechselkursparitäten, an der Einführung einer gemeinsamen Währung oder am Standort des europäischen Patentamtes; sie entscheidet sich auch nicht daran, ob und wann das Schengener Abkommen für alle Staaten ratifiziert wird. Die Zukunft Europas wird damit stehen oder fallen, ob und wie sich die Europäer künftig verstehen und verständigen. Europas Schicksal hängt von der Lösung der Sprachenfrage ab, vom Problem, welche Sprache bzw. Sprachen von wievielen Europäern aktiv oder passiv für welche Kommunikationszwecke genutzt werden.

Die gegenwärtige Sprachensituation in Europa - ob man nun die Europäische Union oder das "große Haus Europa" im Auge hat - ist durch Vielsprachigkeit und einen schlechten Stand der Fremdsprachenkenntnis gekennzeichnet. Gewichtet man die europäischen Sprachen nach der Zahl der Muttersprachler, so führt Deutsch mit Vorsprung vor Französisch und Englisch. Rechnet man den europäischen Teil der früheren Sowjetunion hinzu, muß Russisch hinzugezählt werden.

Das Bild ändert sich, wenn man Statistiken zum Fremdsprachenunterricht in Europa auswertet. Allerdings sind die zur Verfügung stehenden offiziellen Daten von sehr unterschiedlicher Zuverlässigkeit und nur sehr bedingt vergleichbar (Anzahl der Lernjahre, Anzahl der Wochenstunden, Lehrerfolge etc.) Vergleichbar und aufschlußreich dagegen ist eine, 1990 im Auftrag der "Reader's Digest Association" von "Gallup International" durchgeführte Umfrage unter 22.500 erwachsenen Personen in 17 europäischen Ländern (Langue et Société n° 38 (1992) 4). Die Informanten wurden gebeten anzugeben, welche von 4 vorgegebenen Sprachen sie - als Muttersprache oder als Fremdsprache - sprechen:

Sprachen				
	Französisch	Englisch	Deutsch	Italienisch
Länder insgesamt	31%	45%	31%	19%
Deutschland-West	16	44	100	3
Österreich	11	42	100	5
Belgien	71	34	19	5
Dänemark	9	61	45	1
Spanien	10	12	1	1
Finnland	5	48	14	1
Frankreich	97	31	9	6
Großbritannien	21	100	9	2
Griechenland	8	28	5	2
Irland	9	100	2	0
Italien	16	16	4	100
Luxemburg	89	44	85	22
Norwegen	2	58	17	0
Niederlande	31	72	67	2
Portugal	30	25	3	3
Schweden	9	73	35	1
Schweiz	63	40	88	24

Zum Aussagewert der Übersicht muß einschränkend angemerkt werden, daß der Grad der Sprachbeherrschung ebensowenig berücksichtigt wurde wie der Unterschied sprachlicher Fertigkeiten (produktiv - rezeptiv, gesprochen - geschrieben, alltagssprachlich - fachsprachlich etc.) Es ist auch darauf hinzuweisen, daß es sich um Selbsteinschätzungen der Informanten handelt, die mit der Realität nicht unbedingt übereinstimmen müssen. Im Vergleich fallen doch deutliche Unterschiede auf:

- In kleineren Staaten (z.B. Luxemburg, Schweiz, Dänemark, Niederlande) liegen die Fremdsprachenkenntnisse tendenziell höher als in größeren Staaten.
- In randständigen europäischen Staaten (z.B. Irland, Griechenland, Italien) sind die Fremdsprachenkenntnisse tendenziell geringer entwickelt
- Staaten mit relativ ausgewogener territorialer Mehrsprachigkeit (z.B. Schweiz, Belgien, z.T. auch Luxemburg) zeichnen sich auch durch einen höheren Grad an individueller Mehrsprachigkeit aus.
- In zentralistischen Staaten (z.B. Frankreich) liegt der Grad der Fremdsprachenbeherrschung niedriger als in föderativ organisierten Staaten (z.B. Deutschland).
- Es gibt Hinweise darauf, daß der Grad der Fremdsprachenbeherrschung mit Tradition und Entwicklungsstand von Fremdsprachendidaktik und Angewandter Linguistik korreliert (z.B. Schweden, Niederlande, Deutschland vs. Italien, Spanien, Frankreich, Portugal)

- Länder mit mehreren anderssprachigen Nachbarn scheinen einen eher höheren Grad an Fremdsprachenkenntnissen aufzuweisen (z.B. Dänemark, Luxemburg, Deutschland).
- In Staaten mit starkem Export, Verkehr, Wirtschaftskontakten scheint es verstärkt Fremdsprachenkenntnisse zu geben (z.B. Niederlande, Dänemark, Schweiz).
- Staaten, in denen eine Weltsprache offizielle Sprache/Nationalsprache ist, tendieren in geringerem Grad zu Fremdsprachenbeherrschung (vor allem Großbritannien und Spanien, mit Abstand auch Frankreich und Deutschland).
- Denkbar ist auch eine Korrelation zwischen Fremdsprachenkenntnissen und sozio-ökonomischem Entwicklungsstand, Schulsystem, Bildungsniveau etc.

Solche Parameter dürfen nicht vereinzelt auf ein Land angewandt werden, ergeben aber insgesamt ein Instrumentarium zur Erklärung der Unterschiede in den einzelnen europäischen Ländern.

Nochmals: es handelt sich bei den Umfrageergebnissen um unüberprüfte Selbsteinschätzungen, die auch national unterschiedlich sein können. So könnte es sein, daß man sich in einem Lande gern seiner Fremdsprachenkenntnisse rühmt (vielleicht in Deutschland), während es in einem Land eher zum guten Ton gehört, Kenntnisse fremder Sprachen zu leugnen (vielleicht in Großbritannien oder in Italien). Schätzungen, die nicht auf Selbstangaben von Sprechern beruhen, ergeben ein sehr viel negativeres Bild von der Situation der Fremdsprachenbeherrschung in Europa.

2. Das Sprachenproblem im künftigen Europa kann nicht durch Einführung einer der Nationalsprachen als europäischer Staatssprache gelöst werden. Eine Reihe europäischer Länder wird keine Übernahme einer anderen Sprache in hegemonialer Weise akzeptieren. Die Dominanz des Französischen im Europa des 18. Jahrhunderts zog starke Gegenreaktionen nach sich (Sprachreinigungs- und nationale Befreiungsbewegungen) und konnte nicht von Dauer sein.

Die einzige Sprache, die gegenwärtig europäische Staatssprache sein könnte, ist Englisch. Die englische Sprache ist aber in Europa eine Minderheitensprache und verdankt ihre gegenwärtige Rolle in Handel, Wissenschaft, Politik und Wirtschaft einzig der internationalen Stellung außerhalb Europas. Außerdem zeigt das sogenannte "World English" deutliche Zeichen zu internationaler Varietät und Pidgenisierung. Die Tage des Englischen als einheitlicher Sprache sind gezählt. Europa wird mehrsprachig bleiben.

Das Sprachenproblem ist auch nicht durch Einführung einer Welthilfssprache zu lösen. Sie wäre zwar frei von Hegemonie und Imperialismus, wäre aber keine natürliche Sprache mit Kultur, mit pragmatischer Fundierung. Seit über 300 Jahren sind mehrere Hundert Welthilfssprachen entwickelt und z.T. mit großem Engagement propagiert worden. Obwohl keine glaubwürdigen Statistiken vorliegen, werden alle Welthilfssprachen zusammen (Esperanto, Ido, Volapük,

Langue Bleue usw.) mit Sicherheit von weniger als 0,0001 % der Weltbevölkerung gesprochen.

Die Lösung des Sprachenproblems in Europa kann auch auf Dauer nicht in der Übersetzung liegen. Bei 11 Amtssprachen allein in der Europäischen Union ergeben sich theoretisch 110 Übersetzungswege. Für die Humanübersetzung ist ein solcher Aufwand unmöglich zu leisten. Ähnlich ist die Lage einstweilen in der automatischen Sprachübersetzung. Die kommerziellen und finanziell erschwinglichen Übersetzungsprogramme sind sehr begrenzt leistungsfähig, oft nur eine rein lexikalische zweisprachige Merkhilfe. Die anspruchsvollen Systeme der automatischen Sprachübersetzung sind noch im Entwicklungsstadium und werden wegen der ungeheuer komplizierten linguistischen Probleme für einen universellen Einsatz noch Jahrzehnte auf sich warten lassen.

Die Lösung des Sprachenproblems in Europa kann nur in einer deutlichen Intensivierung des Fremdsprachenlernens liegen. Dabei wird es zu einer Begrenzung der Zahl primärer Sprachen kommen müssen. Wiewohl jede der europäischen Sprachen kommunikativ und kulturell gleichwertig ist, Anspruch auf Schutz als Minderheitensprache und als Fremdsprache seine Berechtigung z.B. als Nachbarsprache hat, wird man sich doch in Europa auf etwa vier bis sechs Haupt-Fremdsprachen konzentrieren müssen. Diese sollten in jedem Land in unterschiedlichen Kombinationen gelehrt und gelernt werden, so daß keine Sprache dominiert und trotzdem optimale Kommunikation gewährleistet ist. Von jedem Europäer muß künftig erwartet werden, daß er mindestens zwei Fremdsprachen beherrscht.

Wichtig ist zu erkennen, daß die Sprachbedürfnisse in Europa nicht nur und nicht so sehr allgemeinsprachliche Kenntnisse verlangen, sondern die Beherrschung beruflicher, fachlicher Kommunikation. Der englische Arzt in Deutschland, der deutsche Jurist in Belgien, der italienische Modedesigner oder Kraftfahrer in Frankreich haben in Europa künftig nur dann eine Chance, wenn sie ihren beruflichen Diskurs zielsprachig bewältigen.

3. Mit der zunehmenden Kooperation in Europa, mit der Tendenz zu Freizügigkeit von Waren, Kapital, Arbeits- und Dienstleistungen hat sich explosionsartig die Nachfrage nach fachbezogener Kommunikation entwickelt. Wer in anderen Ländern kaufen und verkaufen, investieren oder arbeiten will, muß fachsprachlich in Fremdsprachen sprechen und hören, lesen und schreiben, ggf. auch von einer Sprache in die andere übersetzen. Die Internationalität der Wissenschaft verlangt schriftsprachliche Produktion und fachliche Diskussion in mehreren Fremdsprachen und fachliche Lesekompetenz in einer ganzen Reihe von Fremdsprachen. Fremdsprachenunterricht, ganz besonders in der Erwachsenenbildung, muß künftig vor allem Fachsprachenvermittlung sein.

Parallel dazu hat die Sprachwissenschaft eine Verlagerung im Objektbereich durchgemacht. Standen traditionell literarische Texte vor allem älterer Sprachstufen, die 'sprachlichen Denkmäler' im Mittelpunkt des philologischen Interesses, traten erst etwa Mitte des 20. Jahrhunderts alltagssprachliche

(geschriebene und gesprochene) Texte ins Zentrum der linguistischen Forschung. Danach ist in den letzten 15 Jahren mehr und mehr die - vorher eher von Fachleuten wie Technikern und Ingenieuren betriebene - Fachkommunikation Gegenstand der Sprachwissenschaft geworden. Heute ist die Fachsprachenforschung ein wichtiger Objektbereich der Theoretischen und vor allem der Angewandten Linguistik. Heute ist die Fachsprachenvermittlung eine zentrale Aufgabe der Fremdsprachendidaktik.

Unter 'Fachsprache' wird mit einer gängigen Definition von L. Hoffmann (1984, 53) verstanden "die Gesamtheit aller sprachlichen Mittel, die in einem fachlich begrenzten Kommunikationsbereich verwendet werden, um die Verständigung zwischen den in diesem Bereich tätigen Menschen zu gewährleisten." Dabei ist zu ergänzen, daß die fachkommunikativen Mittel nicht nur sprachlicher, sondern auch non-verbaler Natur sein können (Bilder, Ziffern, Tabellen, Skizzen, Gesten etc.) und daß verbale und non-verbale Mittel in der Fachkommunikation untrennbar miteinander verbunden sein können. Es ist auch wichtig anzumerken, daß die Fachkommunikation

- schriftlich oder mündlich
- monologisch oder dialogisch
- symmetrisch (zwischen kommunikativ Gleichberechtigten) oder
- asymmetrisch (z.B. zwischen Meister und Auszubildendem, zwischen Professor und Student im Prüfungsgespräch) ablaufen kann.

Sie kann sich auch innerhalb ein und desselben Faches vollziehen, zwischen Fachleuten unterschiedlicher Fächer (z.B. zwischen Wirtschaftlern und Rechtsexperten) und in der Kommunikation von Fachleuten mit Öffentlichkeit, Nicht-Fachleuten, in Didaktisierung, Popularisierung, Vulgarisierung, Wissenschaftsjournalismus etc.

Für diese drei unterschiedlichen Kommunikationsrichtungen werden die Termini

- intradisziplinär
- interdisziplinär
- transdisziplinär (Spillner 1982, 38-41)

oder auch

- fachintern
- interfachlich
- fachextern (Möhn/Pelka 1984, 26)

verwendet.

4. Für linguistische Beschreibungen, aber auch für die Fremdsprachenvermittlung ist eine Abgrenzung von Fachsprache gegenüber Gemeinsprache (Standardsprache, Alltagssprache) und den Sondersprachen besonders wichtig.

4.1. Früher wurde angenommen, daß eine Fachsprache gegenüber der Gemeinsprache durch Reduktion im Bereich der Syntax und durch Expansion im Bereich der Lexik gekennzeichnet sei. Dies würde bedeuten, daß in einer

Fachsprache nur grammatische Konstruktionen auftreten, die auch in der Gemeinsprache vorkommen, aber nicht alle davon. Genannt werden dafür meist Vergangenheitstempora, die 2. Person, Fragekonstruktionen etc.

Dies würde auch bedeuten, daß in einer Fachsprache alle Lexeme der Gemeinsprache vorkommen, aber zusätzlich ein fachspezifisches Vokabular. Dabei wird auf die für Fachsprachen typische Fachterminologie hingewiesen. Würden diese Hypothesen stimmen, hätte dies erhebliche Konsequenzen für die Didaktik der Fachsprachenvermittlung. Diese könnte dann einfach die Grammatik der Gemeinsprache übernehmen (nicht auftretende Konstruktionen wären für den Fachsprachenunterricht nicht schädlich) und würde sich auf die Vermittlung der Fachterminologie beschränken. Allerdings läßt sich die frühere Expansions-Reduktions-Hypothese nicht aufrecht erhalten. Es gibt sowohl syntaktische Konstruktionen, die für Fachsprachen typisch sind, als auch ein Lexeminventar der Gemeinsprache, das in Fachsprachen nicht auftritt. Hinzu kommen erhebliche Unterschiede in Frequenz, Distribution und Funktion.

In der Fachsprachenforschung wird heute angenommen, daß sich die beiden sprachlichen Subsysteme Fachsprache und Gemeinsprache überschneiden, sich aber prinzipiell auf allen Sprachebenen (phonetisch, graphisch und typographisch, morphologisch, phraseologisch, syntaktisch, lexikalisch, textuell, stilistisch, argumentativ etc.) unterscheiden können. Außerdem wird - insbesondere im lexikalischen Bereich - aufgrund besonderer Kommunikationsziele (Wissensvermittlung, Didaktisierung des Fachdiskurses) mit Übergangsstufen und mit Austausch gerechnet (Terminologisierung von Lexemen der Gemeinsprache; Übernahme von Fachtermini in die Umgangssprache). Im Gegensatz zu der in der Gemeinsprache beachteten rhetorischen Stiltugend der lexikalischen 'varietas' (Wechsel des Ausdrucks, Synonymie) wird in Fachsprachen terminologische Kontinuität im Text gewahrt (kein Wechsel des Ausdrucks, lexikalische Wiederholung). Der letzte Punkt ist fremdsprachendidaktisch besonders wichtig: in der Gemeinsprache wechselt man aus stilistischen Gründen den Ausdruck, in der Fachsprache wird aus Gründen der klaren Informationsvermittlung ein Gegenstand mit demselben Lexem bezeichnet (Wiederholung des Ausdrucks).

4.2. Fachsprachen werden horizontal differenziert nach Fächern, Fachbereichen, Disziplinen, Wissenschaften (z.B. Medizin, Wirtschaftswissenschaft, Elektrotechnik, KFZ-Mechanik) und vertikal nach Fachlichkeitsgraden, Abstraktionsstufen und Kommunikationsbedürfnissen (vgl. Hoffmann 1984, 58-70).

Zur vertikalen Schichtung von Fachsprache wird meistens eine Dreiteilung mit leicht variierenden Bezeichnungen vorgenommen:

- Theoriesprache, Wissenschaftssprache, Fachsprache (inhaltsorientierter Aspekt)
- Werkstattsprache, Werkstättensprache, Betriebssprache, Produktionssprache (ortsbezogener Aspekt)

- Verteilersprache, Verkäufersprache, Verbrauchersprache (kommunikationsorientierter Aspekt) (vgl. Ischreyt 1965, 39-45; Hoffmann 1984, 64-65; Möhn/Pelka 1984, 38; Beier 1980, 24-26).

Stringenter differenziert L. Hoffmann (1984, 70) fünf vertikale Schichtungen, die in allen Fachsprachen vorkommen können, aber nicht müssen:

- Sprache der theoretischen Grundlagenwissenschaften
- Sprache der experimentellen Wissenschaften
- Sprache der angewandten Wissenschaften und der Technik
- Sprache der materiellen Produktion
- Sprache der Konsumtion

Auch von der inhaltlichen Struktur der Fächer her können Fachsprachen sehr unterschiedlich sein. So gilt die Wirtschaftssprache als besonders heterogen. Bereits in der Prager Schule wurde die Wirtschaftssprache funktionalstilistisch differenziert in die Sprache der Handelskorrespondenz, die Terminologie des Geld- und Warenhandels, die Sprache der Wirtschaftswissenschaft, die Börsensprache, die Werbesprache etc. (vgl. Fluck 1977, 33). Auch für die gegenwärtige Wirtschaftssprache besteht Konsens darüber, daß es sich um einen fachlich heterogenen Gegenstandsbereich, um einen Sammelbegriff für fachsprachlich sehr unterschiedliche Kommunikationsverfahren handelt (vgl. Fluck 1977, 39; Buhlmann 1989, 85f.; Spillner 1990, 69f.)

5. Die Aktivitäten der gegenwärtigen Fachsprachenforschung lassen sich - auch unter dem Gesichtspunkt der Fachsprachendidaktik - in zwei große Bereiche einteilen: in die Terminologieforschung und die Fachtextlinguistik.

5.1. Terminologie meint einerseits die wissenschaftliche (fachwissenschaftliche, sprachwissenschaftliche, lexikologisch-lexikographische, übersetzungswissenschaftliche) Beschäftigung mit Fachtermini, andererseits die geordnete, systematisierte Struktur von Termini.

Ein Terminus in einer Fachsprache wird ein Lexem, wenn es eine Reihe von Voraussetzungen erfüllt, u.a.:

- Benennungsfunktion (Zuordnung einer Bezeichnung zu einem Denotat, vermittelt über den Begriff; res-verba-Verhältnis); Definiertheit (Konstitution des Terminus durch Bestimmungsdefinition);
- Eindeutigkeit der Benennung (ein Gegenstand wird nur durch einen Terminus repräsentiert und umgekehrt; Ausschluß von Synonymie und Homonymie); einheitliche Geltung in der Sprachgemeinschaft (Ausschluß von regionaler, dialektaler und soziolektaler Varietät);
- Zugehörigkeit zu einem terminologischen System (Einbindung in Bezeichnungsfelder, Begriffsleitern, Benennungshierarchien); Objektivität, Neutralität der Bezeichnung (Ausschluß von Modalität, Expressivität,

Stilwirkung, Konnotation); Normierung und Kodifizierung (Festlegung durch normierende Institution und Veröffentlichung in technischen Normen, Thesauri, Fachwörterbüchern etc.) (vgl. Akhmanova/Agapova 1974, 22-74; Wüster 1979, 79-98).

Diese (und weitere) Kriterien für Termini sind als Idealanforderungen zu verstehen. Es gibt jedoch auch in den Nomenklaturen (systematische Namensbenennungen) der Naturwissenschaften Fälle von Synonymie, Mehrdeutigkeit, Metaphorik, Expressivität, Stilmitteln. (vgl. Spillner 1986) Um so mehr gilt dies für die - insbesondere im wirtschaftsjournalistischen Bereich - metaphern- und wortspielreiche Wirtschaftssprache.

5.2. Die Fachtextlinguistik hat sich erst in den letzten Jahren herausgebildet. Sie untersucht die Textkonstitution in Fachsprachen im Unterschied zur Gemeinsprache, Typen des Textaufbaus, Argumentationsstrukturen, fachsprachliche Kommunikationsverfahren. Als Textqualitäten, durch die sich Fachsprachen gegenüber der Gemeinsprache auszeichnen, werden genannt: Präzision, Eindeutigkeit und Unmißverständlichkeit, Kürze und sprachliche Ökonomie, Objektivität und Neutralität, begriffliche Systematisierung, Situationsinvarianz, Sachbezogenheit. Auch hier ist zu beachten, daß es sich um idealtypische bzw. apriorische Setzungen handelt, die in Fachtexten durchaus nicht immer im Einzelfall erfüllt werden.

Als typische sprachliche Merkmale von Fachtexten gelten u.a. syntaktische Komplexion, Nominalisierung, Tendenz zu Passivkonstruktion, syntaktischer und typographischer Parallelismus, Wortbildungsneologismen und - in einigen Sprachen - Funktionsverbgefüge und Kompositabildung. Allerdings beruht die Behauptung solcher Textmerkmale oft auf beschränktem (meist nur einige schriftsprachliche Textsorten berücksichtigendem) Textmaterial. Die Analysen der Fachtextlinguistik haben zu Textvergleichen geführt, mit denen konventionelle Unterschiede zwischen den einzelnen Fächern und zwischen unterschiedlichen Fachtextsorten (z.B. Monographie, Fachaufsatz, Rezension, Patentschrift, Diskussion, Gebrauchsanweisung, Vorlesung, Lexikonartikel) aufgewiesen werden. Darüber hinaus gibt es Ansätze, jenseits der Tendenzen zur internationalen Standardisierung durch kontrastive Vergleiche fachtextbezogene Unterschiede zwischen einzelnen Sprachen und Kulturen aufzuweisen.

Die Didaktik der Fachsprachenvermittlung kann aus der Fachsprachenforschung eine Reihe wichtiger Ergebnisse übernehmen. Dazu gehören die durch Vergleichsuntersuchungen gewonnenen typischen Merkmale einzelner Fachtextsorten ebenso wie die Berücksichtigung der fachsprachlichen Phraseologie, der terminologischen Frequenzuntersuchungen und der sprachlich-kulturellen Unterschiede in Textsortenkonventionen. Kooperation und Austausch in Europa in den Bereichen Wissenschaft, Wirtschaft und Kultur benötigen eine intensive Erforschung und Vermittlung in der Fachkommunikation - und zwar in allen wichtigen europäischen Sprachen.

6. Von besonderer Wichtigkeit für den beruflichen Diskurs in Europa ist die Tatsache, daß Fachkommunikation bis zu einem gewissen Grade interkulturell, das heißt durch zwischensprachliche Kontraste, nationale Traditionen und Konventionen geprägt ist.

6.1. In der Fachterminologie gibt es trotz internationaler Standardisierung einzelsprachlich abweichende, historisch unterschiedlich gewachsene Nomenklaturen. Dadurch ergeben sich Probleme der interlingualen Äquivalenz, die sich insbesondere in Übersetzungsschwierigkeiten niederschlagen, z.B.:

Deutsch		Französisch
Vertrag	zivilrechtlich	contrat
	öffentlich.-rechtl./ international	traité

Solche Fälle finden sich häufig in stark kulturell geprägten Fachgebieten, wie im Rechtswesen oder in der - für die EG sehr wichtigen - Einteilung der Nahrungsmittel.

Hier sind z.B. die einzelsprachlich-interkulturell unterschiedliche Zuordnung von Obst- und Gemüsesorten zu bestimmten Klassen zu nennen. Was auf deutsch zur Klasse "Obst" gehört, muß im Französischen noch längst nicht zur Klasse "Fruit" gehören und umgekehrt. Besonders spektakulär sind die durch unterschiedliche Fleischschnittführungen verursachten unterschiedlichen Fleischzerlegungen von Schlachtvieh und die entsprechenden sprachlichen Benennungen. Hierbei kann es interlingual sogar zu "Falschen Freunden", zu Scheinentsprechungen kommen:

Französisch	Deutsch
"Faux filet"	"Roastbeef"
Deutsch	**Französisch**
"Falsches Filet"	[Partie de la cuisse/hanche]

6.2. Wissenschaftssprachen unterscheiden sich in den einzelnen Ländern durch unterschiedliche Textkonventionen und rhetorische Traditionen. Präsentationsstile, Textsortenaufbau, Argumentationsmuster können einzelsprachlich beträchtlich divergieren. Trotz des internationalen Fachaustausches sind englische Aufsätze in der Medizin noch immer ganz anders

aufgebaut als französische, gibt es beträchtliche Unterschiede zwischen englischen und deutschem Vorlesungsstil, wird in französischen meteorologischen Textsorten grundlegend anders argumentiert als in deutschen oder englischen Äquivalenten. Soweit dies bislang untersucht ist, gibt es in den einzelnen europäischen Sprachen/Kulturen ganz unterschiedliche sprachliche Traditionen in der Arzt-Patienten-Kommunikation, bei Gerichtsverhandlungen, im wissenschaftlichen Streitgespräch, im Aufbau von Lehrbüchern etc. Solche Kontraste sind nicht durch die Einführung einer Einheitssprache zu überwinden, sondern lediglich durch wissenschaftliche Analyse und anschließende Vermittlung im Fachsprachenunterricht.

Interkulturelle Fachtextlinguistik ist Voraussetzung für die Fachübersetzung, den internationalen wissenschaftlichen Diskurs und für die berufliche Freizügigkeit in Europa seit 1993.

6.3. Besonders ausgeprägt sind solche konventionellen Sprachunterschiede in der Wirtschaftskommunikation. Es gilt, kulturelle Einflüsse auf die mündliche und schriftliche Wirtschaftskommunikation in ihren differenzierten Textsorten zu ermitteln, in Textvergleichen kontrastiv zu beschreiben, das kulturkontrastive Verstehen zu fördern, (z. B. Vermeidung von Stereotypen) und bei Übersetzern und Wirtschaftlern die fachliche Verständigung über kulturelle Grenzen hinweg zu verbessern. Kontraste können von unterschiedlicher Typographie in wirtschaftswissenschaftlichen Veröffentlichungen und dem unterschiedlichen Anteil nicht-sprachlicher Kommunikationsmittel (z.B. Illustrationen in Bedienungsanleitungen) über unterschiedlichen Textaufbau in Handelskorrespondenz, Wirtschaftsgutachten oder Verhandlungsprotokollen bis hin zu Problemen in der Bürokommunikation internationaler Behörden und Unternehmen reichen. Kontraste lassen sich auch in den Verhandlungs- und Argumentationsstilen bei der Aushandlung von Wirtschaftsverträgen und in der unterschiedlichen Wahl der Kommunikationsmittel (z.B. Telefon vs. Schriftverkehr) feststellen. Unkenntnis nationaler Kommunikationskonventionen führt zu kulturell bedingten Sprachfehlern und gegebenenfalls zum Scheitern von Verhandlungen. Für Europa ist die Tatsache besonders wichtig, daß solche Fehler gerade bei benachbarten Sprachen/Kulturen negative Folgen haben, während Verstöße bei Vertretern "exotischer " Sprachen eher toleriert werden.

Ziel der wirtschaftsorientierten Fachsprachenvermittlung muß es sein, Fremdverstehen durch Kenntnis nationaler Srpachkonventionen zu fördern und für den aktiven Sprachgebrauch zielsprachenadäquate Komunikationsstrategien einzuüben. Grundlagenforschung in interkultureller Wirtschaftskommunikation muß in die Entwicklung kulturkontrastiv angelegter Lehrmaterialien einmünden.

6.4. Die internationale Produktwerbung schließlich muß sich auch sprachlich auf die Bedürfnisse und Erwartungen einzelsprachlicher Zielgruppen einstellen. Wie dies bereits geschieht, zeigt sich an den unterschiedlichen sprachlichen Strategien, mit denen Produkte in Versandkatalogen für unterschiedliche Länder

dargestellt werden, z.B. die Beschreibung ein und desselben Gegenstandes, den eine Firma für ihre deutschen und französischen Kunden präsentiert:

> **dt.:** Pommes-frites-Schneider aus Stahlblech, 36 Quadrate. Der Vakuumsaugfuß garantiert auf allen Kunststoffplatten festen Halt.
> Bestell-Nr. 313.760
>
> **fr.:** Coupe-frites. Facile à utiliser, il coupe de belles frites bien régulières. En tôle d'acier. Solide et stable grace à son pied ventouse.
> Réf. 313.760

Selbst dann wenn es sich um verschiedene Firmen handelt, läßt sich nachweisen, daß man sich auf Bedürfnisse und kulturelle Konventionen der zielsprachigen Abnehmer einstellt:

> **engl.:** Potato Chipper. Quick and easy to use - put in potato, push handle and you have French fries. Plastic with non-skid pads; removable stainless steel cutter.
>
> **it..:** Tagliapatate. Volete patatine croccanti, a bastoncino, o quadretti, tali da far invidia ad una friggitoria? Ecco il tagliapatate semiautomatico con leva a pressione, tutto in pesante metallo.

Nur wer solche - noch weitgehend unerforschten - Unterschiede kennt, kann übersetzen, andere sprachlich-kulturelle Konventionen verstehen, international verhandeln und überzeugen, interkulturelle Probleme im beruflichen Diskurs sprachlich bewältigen.

Literaturangaben

Akhmanova,O./G. Agapova (edd.): Terminology: Theory and Method, Moskva 1974.

Auger, Pierre/Louis-Jean Rousseau: Méthodologie de la recherche terminologique, Québec 1978.

Bausch, K.-H./W.H.U. Schewe/H.-R. Spiegel (edd.): Fachsprachen. Terminologie, Struktur, Normung, Berlin 1976.

Bausinger, Hermann : Deutsch für Deutsche. Dialekte, Sprachbarrieren, Sondersprachen, Frankfurt a.M. 1972.

Beier, Rudolf: Englische Fachsprache, Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz

Buhlmann, Rosemarie: 'Fachsprache Wirtschaft' - gibt es die?, in: Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache 15 (1989) 82-108.

Fluck, H.-R.: Fachsprache Wirtschaft - Versuch einer Abgrenzung, in: Bulletin der Internationalen Vereinigung Sprache und Wirtschaft (1977) 28-41.
Hoffmann, Lothar: Kommunikationsmittel Fachsprache. Eine Einführung, Berlin 1984.
Ischreyt, Heinz: Studien zum Verhältnis von Sprache und Technik, Düsseldorf 1965.
Möhn, Dieter/Roland Pelka: Fachsprachen. Eine Einführung, Tübingen 1984
Spillner, Bernd: Formen und Funktionen wissenschaftlichen Sprechens und Schreibens, in: K. Ermert, Wissenschaft-Sprache-Gesellschaft. Über Kommunikationsprobleme zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit und Wege zu deren Überwindung. Tagung vom 18. bis 21. März 1982. Rehburg-Loccum 1982 [=Loccumer Protokolle 6/1982] 35-57.
Spillner, Bernd: Fachtext und Fachstil, in: Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache 12 (1986) 83-97.
Spillner, Bernd: Prolegomena zur Beschreibung und Vermittlung der französischen Wirtschaftsfachsprache, in: Fremdsprachen lehren und lernen 19 (1990) 64-81.
Wüster, Eugen: Einführung in die Allgemeine Terminolgielehre und Terminologische Lexikographie, Wien/New York 1979.

Linguistic hybris in the realm of English? Some remarks on the information society debate in Denmark

JACOB KORNBECK
Luxembourg/Trier

1. Introduction

In debates regarding the "information society" issue, cultural dimensions may perhaps (still) not retain the most prominent position, but it is widely being recognised that the so-called "global village" demonstrates appalling tendencies towards uniformisation. This paper discusses some opinions and models of thought found in the Danish debate around the future of the national language. The material used was taken from two kinds of sources: Various publications (reference journals and scientific monographs but also popular titles and the press) on the one hand, interviews on the other: While preparing a study for the European Parliament's Scientific and Technological Options Assessment Unit (STOA) in the autumn of 1995, the author interviewed twenty-nine Danish experts and decision makers on their perception of their language's chances in the "information society". (KORNBECK 1995) [167]

2. Social and cultural affinities

The background and situation of the Danish language in its present political setting is characterised by:

1. A small native speaker population and marginal influence of the national language abroad. However this needs specification: Measured by population Danish is number nine among the EU's languages, but with regard to total GNP it is number seven (HABERLAND 1993: 82-83) - and counting per capita GNP, Denmark and her language would seem much more influential. Its speakers are not quite as marginal as might be expected, a fact further underlined by the following feature:

[167] The author feels indebted to all those who helped him during and after his STOA research. He would like in particular to express his gratitude towards the following persons (in alphabetical order, not in order of merit): Ms Pénélope Calliabetsou-Coraca (Athens), Ms Nadine Dormoy (Paris), Ms Kirsten Graversen (Roskilde), Mr Kevin Gunning (Luxembourg), Ms Hartmut Haberland (Roskilde), Mr Leo Højsholt-Poulsen (Egå), Ms Pia Jarvad (Copenhagen) and Mr Jørgen Sand (Roskilde).

2. A high level of ethnic and linguistic homogeneity (BARNES 1992; EYSELL/ HENNINGSEN 1992). Self-help and self-organisation are traditionally well-developed. (KNUDSEN/PEDERSEN)

3. A remarkable social, political and institutional cohesion, having its roots in a long, almost unbroken tradition of national unity within the present national territory, which previously was the heartland and core of a bigger realm. If these were already well-established realities of Danish society fifty years ago, they have certainly been strengthened further by political development, structural and social reformism after World War II in one of the world's most admired welfare systems.

4. Also in the postwar era: a high level of participation in international commercial and political exchange, especially since EC entry in 1972. In recent years, following the completion of the EC's Inner Market programme, a richer and varied literature has dealt with the Denmark's cultural and linguistic identity and their prospects of survival in Europe and the world (BRACKENIERS 1992, DUELUND 1992, HAGEMANN 1992, HANSEN 1992, HENRIKSEN 1991, KARKER 1993, KNUDSEN/PEDERSEN).

5. A high level of linguistic competence and willingness to use foreign languages: In Luxembourg 90% of the population speak two or more foreign languages, in Denmark 31%, in the United Kingdom 6%. (WAGNER 1992: 138) Thus Denmark decidedly belongs to the "better" one-half of the EU's foreign language learners - no great surprise in the light of its population's minute size: "Small linguistic groupings the world over produce good second-language learners. [...] When communication requires bilingualism on soemone's part, the accomodation typically falls to the small-group member," notes MYERS-SCOTTON 1993: 34 (quoted in HABERLAND 1993: 104-105). Anne Knudsen, editor at the Danish daily newspaper "Politiken", puts this in reverse terms: Anglophones often do not realise how much their mother tongue handicaps them, and thus reinforce the privileged communicational stance of their non-anglophone interlocutors. (KORNBECK 1995: 38)

6. A relative indifference to the immaterial aspects of linguistic problems, stemming from an anti-heroic, pragmatic attitude which seems to be a constituent factor of the Danish mentality (EYSELL/HENNINGSEN 1992). These may have their origins in the Lutheran tradition, traditional poverty in Northern Europe, new economic realities after defeat and state bankruptcy in the Napoleonic wars or in the traditionally strong influence of Danish peasantry in the country's parliamentary tradition. (See *Den demokratiske udfordring* 1992). Yet these characteristics are perhaps more Nordic than specifically Danish: "Much of the ideology of simplicity, poverty, and local

democracy has lived on in the Nordic agrarian parties and, in some ways, in the social democratic parties. [...] German thoroughness and French logic have no obvious place in the Nordic mentality." (KLINGE 1993: 234)

3. Linguistic realities past and present

The linguistic realities of Denmark are undoubtedly interesting:

1. The tiny country has 5,160,000 inhabitants. The national language, Danish (a germanic language of the Scandinavian family), is official language everywhere, though in Greenland and the Faroe Islands it co-exists with these regions' respective languages in public life. Danish has been used extensively for most communicative purposes since the mid-18th century and deserves the label "Kultursprache" in the sense that it is fitted to serve all thinkable functions, legally recognised and commonly thought of as a language, not a mere dialect.

2. Danish itself shows a most remarkable dialectical variety, perhaps due to the physical separation between even very small communities. (Till the mid-20th century, when the archepelago was interconnected with bridges, communication between its regions was by far more cumbersome, and thence limited, than in Central or Western Europe of that time. The correlation I propose is clearly the case in Norway and Switzerland, both rich in dialects.) The glottal stop - "stød" - so typical to Danish is not found everywhere in Denmark (SAND 1994). The gender system is more varied than normally possible within one language with *genus commune* and neuter in standard and western Danish, masculine and feminine in some western dialects and masculine, feminine and neuter in some dialects of the island Bornholm. The formation of the definite form follows in the east the Scandinavian model ("-(e)n" or "-(e)t" suffix), in parts of the west the continental-like ("æ" article). But still there is a widespread sense of national unity, even if some regionalism can be observed following the success of regional radio broadcasting.

3. Faroese and Inuit (regional languages) are today not directly menaced by Danish, it would rather seem that standard Danish is a threat to Danish dialects. In fact standard Danish, being a national language, is most severely affected by the effects of globalisation. One contribution to this volume (TRUCHOT 1996) finds it exaggerated to compare national languages' marginalisation of regional languages and dialects to the marginalisation which national languages are subjected to by English, by stressing however that either tension can be crucial. In fact the more serious character of the national language/English tension is due in the first place to the high utility of English - it is "transglossic" (TRUCHOT 1992). Its vehicular function in the concert of

national languages may have a counterpart in the role played, within nation states, by national languages the institutional status and practical applicability of which are higher than those of the regional languages in the same nation states. But its utility goes even further than that of the national languages, since in many areas of activity (eg. informatics) it may be the one and sole vehicular language.

4. Denmark comprises three regional languages one of which isn't even indo-germanic (figures from JARVAD 1995 b): German, spoken in North Schleswig by 25,000 persons; Faroish, spoken by 55,000 inhabitants of the North Atlantic Faroe Islands; and out of Greenland's population 45,000 speak Inuit / Eskimo. By some countries' standards it may seem overwhelming that a population half that of Belgium has four languages, while Belgium, acknowledged to be desparately divided over linguistic issues, has "only" three (if Luxembourgish in the Arlon suburbs is not counted). Nevertheless Denmark is a highly homogeneous linguistic unity. Pia Jarvad, of the Council for Danish Language, Dansk Sprognævn, while interviewed by the author, affirmed: "We have the size of a region but feel like a nation." (KORNBECK 1995: 26)

5. In Denmark the vision of a Europe of the Regions is therefore not universally welcomed: A traditionally reserved attitude towards the EC/EU is in fact matched by an anti-federalist sense of national unity. The administrative tradition was prior to World War II that of a strictly unitarian state. Even today Mr Niels-Anker Kofoed, a Danish elder statesman and a pioneer of Danish EC/EU involvement, regrets that schools in his native island of Bornholm may not teach "bornholmsk" (KORNBECK 1995: 39) - a right evidently granted to speakers of German, Feroish and Inuit. One OECD study found however that Danes are quite prepared to let central government have the last word in educational matters., while the French are more likely to emphasise the autonomy of individual school boards. (O.E.C.D.1995 a: 67) VINTHER 1993 expresses quite the opposite view, but the significant point is that such considerations are made at all: Danish schools are far more autonomous than French schools. In Denmark, there seem to be no strong emotions about language teaching, which is surprising bearing in mind the neglegible importance of the national language. It must however be remembered that less than 5% of the population speak regional languages, so that within their own borders speakers of Danish may rejoice that there is linguistic unity. The population may reject harmonisation on a European scale, and be utterly content with it with it at a Danish level.

4. The information society: Threat to or chance for linguistic diversity?

Very much of what his been said above, and many findings and assumptions in the rest of this essay are true descriptions both of the more specific information society issue, and of the Danish-English linguistic relations in a general sense. To illustrate what our issue is about in the narrow sense the case of computer terminology has been chosen, since it is historically interesting.
Computer technology is at the heart of information technology and a key to an understanding of problems engendered by the information society. But it is important to distinguish which products are relevant to our question. In KORNBECK 1995 it was decided to concentrate on users' programmes, and this was seen to be in harmony with the Panel policy behind the STOA "Information Society" project on which it has been stated: "In the tradition of Technology Assessment, this project wil focus on the technology-user interface." (S.T.O.A. 1995: 2) Furthermore these products and services have a much stronger cultural impact than those which only professionals use.
It is widely recognised that information technology may contribute both to cultural and linguistic uniformisation, and to the reverse: Pluralism, hybris, tolerance (EUROPEAN COMMISSION 1995, VAN BOLHUIS/COLÓM 1995). This is especially true in the educational sector (HØJSHOLT-POULSEN 1995 a, KEIL-SLAWIK (et al) 1995, MASON/BASICH 1995), but it requires a vigilant and active state to further products and services in the small languages. Other sectors, the products of which are more easily sold, may need less public funding and incentive (SPINNEY 1995). ORFEUS, a Danish organisation providing schools with (basically: non-North American) educational software is financed on a tripartite basis: Sales cover one-third of ORFEUS's costs, the Danish government and the EU each one-third. Clearly, without subventions ORFEUS could not survive, but while selling at moderate prices ORFEUS finds a great number of purchasers (KORSGAARD 1994 a and 1994 b). This is presumed to be true of other producers as well (HØJSHOLT-POULSEN 1994 b).
In general this sector is still in a prioneer phase, since the educational concepts for effectively using educational software are just being developed (HØJSHOLT-POULSEN 1994 a). And since the introduction of educational software seems, generally, to be linked to some ideology of intercultural learning - bringing up the prospective citizens of the global village -, it must be stressed that this is another domain which we know very little of, despite twenty years' theories: "Aujourd'hui, l'interculturel est un peu l'Arlésienne de la discipline: tout le monde en parle, mais personne n'a encore vu fonctionner la 'chose' à la satisfaction du plus grand nombre. Il y a comme un brouillard autour du mode d'emploi ..." (GALISSON 1994: 91). So there is an evident task for educational software in teaching both plurality and tolerance, and this may (but need not) entail cultural and linguistic diversity, whereas the necessary know-how is today largely failing.

Speaking of products in general, at present there is some evidence that the computer industry increasingly takes care to translate widely-sold products into less-used language (cf Finn Bejer-Andersen, Managing Director of Borland Development Denmark, interviewed in KORNBECK 1995). But in spite of this most common computing words are not translated. Even the keyboard of a PC does not exist in Danish: While the "Control" key is called "Steuerung" on a germanophone PC, its Danish counterpart has retained the English denomination. Interestingly Ms Kirsten Graversen provided a glossary from a computing manual printed in the seventies (Box 1). By examining this, it becomes clear that there was a tendency towards using more Danish. Logically this ambition did not come up before computer began to be used by non-professionals, ie. mainly clerical staff. But it was unsuccessful: The words in the left column are today either hardly in use or not used at all.

Box 1: Danish computing terminology then and now

1970s	*1990s*
anlæg	computer
datamat	computer
EDB-maskine	computer
inddata	input
maskinel	hardware
programmel	software
signalomsætter	modem
skriveenhed	printer
tangentbord	keyboard
uddata	output

Source: KORNBECK 1995: 31

5. Change, debate and polemics

Evidently, however, these circumstances are not of a permanent character. The contamination of Danish by English can be quite massive. But Danish has not therefore ceased to function as "Kultursprache". Losses are sectoral - Danish loses single linguistic domains to English ("domænetab") -, argues Pia Jarvad in many of her recent publications (JARVAD 1990, 1990 a and 1990 b) and in two interviews (KORNBECK 1995: 23; 24-26). It may seem alarming that 80% of all publications in technology and natural science are in English and most of the remainder are for a lay public. SAND 1994 even tells how the Ministry of Education prefers paying printing expenses for doctoral dissertations in English. Are the Danes abandoning their own language?

JARVAD 1995 b notes that the use of English words varies excessively according to text genres, from 0.01% in scholarly books on fiction over 1.1% in marketing literature and 3% in average advertisements, up to 25% in some especially alienated commercials. BOJSEN 1989 somewhat polemically claims that in 500 years Danish vocabulary will be half-American and half-German. But these claims oppose substantial statistical problems: Counting words is not methodologically easy since some words recur frequently, which is often true of trendy English words. What is statistically significant: Frequency within the total number of words, or exclusive of the 100 commonest (all-Danish) words (80% of a standard text)? JARVAD 1995 b tells how readers of the daily "Politiken" were outraged by the paper's new syllable-cutting programme introduced in 1971. Its error margin of 2% was roughly the size of present speakers' use of English words, she claims.
BERGENHOLTZ 1989 found that among the 500 most frequent words 83% were of Nordic origin, 14% German and only 1% either English or French, Swedish or other. HANSEN 1989 is confident that Danish will not suffer particularly from its contact with English, German having been much more penetrantly dominant in the 16th-18th centuries. However Danish children and youths are "bombarded" with English like few others. The language of advertisments may occasionally contain very few, or even no, Danish nouns as shows an example taken from LARSEN 1994: "Mountainbike med 21 gear, oversizestel, cantileverbremser og quickrelease" (Box 2). Ironically what seems like a joke is indeed a cartoon with an authentic advertisement texts superinscribed (!). So even if sentences are Danish then "what people speak of is English" (Pia Jarvad, KORNBECK 1995: 25). It is true that structures remain virtually unchanged but idiomatic expressions are very vulnerable to contamination (LARSEN 1994).

Box 2: A view of contaminated Danish



Source: LARSEN 1994

The debate has several actors some of whom are more powerful than others. Most of them do to some extent combine a capacity of actor with one of expert, which does not make it easier to discern between politically motivated and purely

descriptive statements. Dansk Sprognævn (the Council for Danish Language) and Modersmål-Selskabet (The Mothertongue Society) both belong to this category (interviews in KORNBECK 1995). Dansk Sprognævn is however less powerful than eg. the Académie française. It is more of a consultative body providing expertise to those interested and editing dictionaries. Its positions are not especially purist or conservative, its chair, Professor Erik Hansen, representing a liberal school of thought though personally he is concerned about the deterioration of Danish. Carsten Karsten Nielsen quotes him for saying "It's your language" (KORNBECK 1995: 29).

Other participants are some governmental agencies like ORFEUS (the abovementioned, mixed-economy body producing, promoting and commodifying educational software of Danish and Nordic origin) (see section 4), as well as independent researchers in different positions. Marketing researchers must also be counted to this category, like the press. (All categories are to some extent represented in KORNBECK 1995.) "The silent" are the majority of citizens, and large parts of industry and commerce.

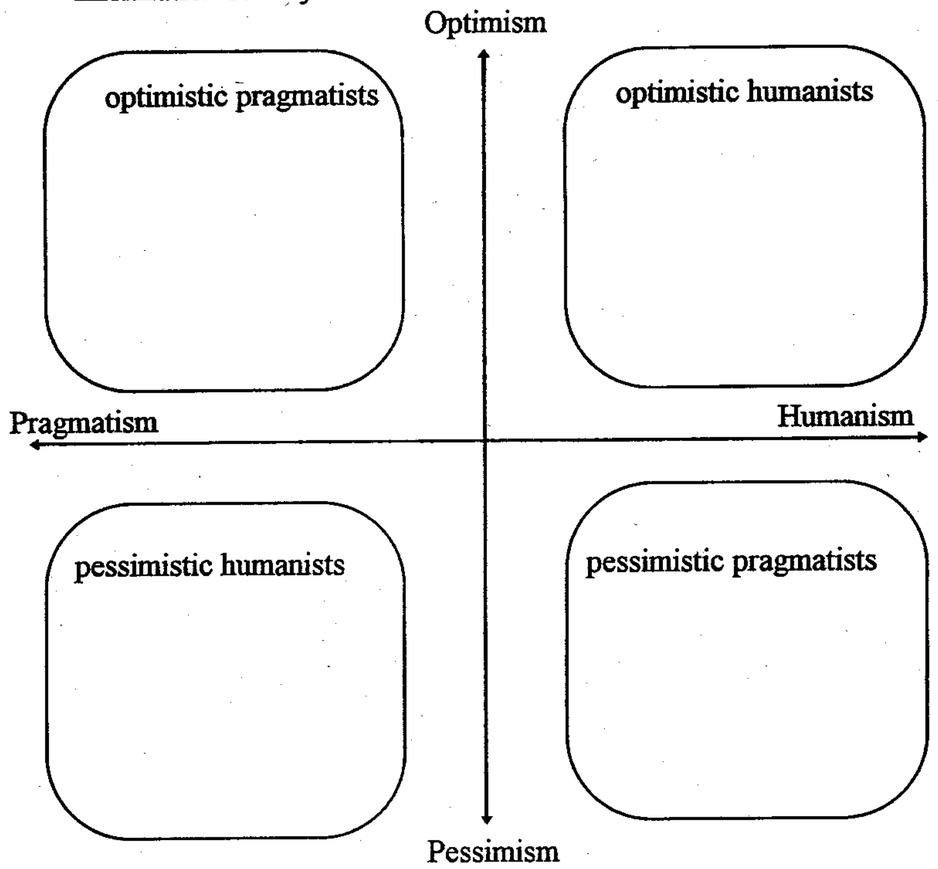
6. A two-dimensional interpretation of the debate

It is tempting - although risky - to divide the contemporary debate on Danish's relationship with English into some gross categories. Upon interpreting the twenty-nine interviews made for the STOA study (all printed in KORNBECK 1995) there seemed to be substantial reason for claiming a co-ordinates system structure with two axes and four quadrants. This may appear over-simplistic and over-rational, but by the very nature of any debate there should be no tendency without one other diametrically opposite tendency. Texts analysed according to this model would then be placed within one of the four quadrants.
In the concerns dimension (x axis) an argument may emphasise ideals (humanism) or necessities (pragmatism). In the evaluation dimension (y axis) the outcome may be a positive belief in future (optimism) or a negative one (pessimism). Each text and each author should, logically speaking, allow for ascription to one quadrant, which implies a two-dimensional interpretation of their message. A set of co-ordinates may be drawn for views of the role of English, or of the future of Danish.
Within the debate on Danish and English in the information society the concern axis goes between the humanistic ideal of a rich, varied language within a pluralistic linguistic setting, and opposed to it economic needs and a wish to follow "development" and "progress". The two trends on the evaluation axis are the optimistic thinking that present conditions are a good thing, and the pessimistic idea that they are detrimental to a number of values which need protection.
The four quadrants are thus occupied by:

- Optimistic pragmatists,
  emphasising practical aspects and viewing the situation of the Danish language positively.
- Pessimistic pragmatists,
  who on the background of similar ideas arrive at the opposite appreciation of the situation.
- Optimistic humanists,
  whose ideals are immaterial and who do not intend to follow the law of necessity, but still believe that the situation is basically positive.
- Pessimistic humanists,
  who share their ideals, but when analysing the situation of Danish and English, arrive at the opposite conclusion.

The articulation of these four lines of thought includes interpretation of both the present and prospective role played by the English language, and of the likely future of the Danish language.

Box 3: Theoretical debate positions concerning Danish and English in the information society



Source: KORNBECK 1995: 12

The following paragraphs give just a random idea of views expressed within the four categories proposed above:

- **Optimistic pragmatists:**
- *The role of English:* Optimistic pragmatists, ie. proponents of a wide use English, use efficiency arguments: They claim that English is better, more precise, expressive or international. Like in many other societies this is a widespread popular assumption. The consumption of entertainment products and the use of many technical aids involves daily contact with English, which has the connotation of modernity.
- *The future of Danish:* Opinions in this group are not necessarily sympathetic to the idea of substituting Danish by English, but believe that there is no reason to deplore the state of affairs. The most radically pragmatic, like LARSEN 1994, insist that there is no reason for concern.

- **Optimistic humanists:**
- *The role of English:* But English proponents are not only found in the domain of common-sense beliefs. The esthetic argument advanced by optimistic humanists is that English enriches Danish (LARSEN 1994), with a reference to the multiple loans from various other languages (mainly German, French, Plattdeutsch) in previous centuries (HANSEN 1989, 1992) and the argument that a language must be used to keep a alive (LARSEN 1994).
- *The future of Danish:* This is the case for optimistic concern. Though they do not share the positive view of English dominance, they either claim that the Danish language is not exposed to any serious danger, or admonish that any intervention will have counter-productive effects. HANSEN 1989 (a highly appropriate example) and SAND 1994 (to some degree) may be said to fit into this category. Another kind of optimistic concern claims that Danish is in a bad way but will know to survive. Haberland as interviewed in KORNBECK 1995, HAGEMANN 1992, HENRIKSEN 1991, KARKER 1992 b and 1993, as well as JARVAD 1995 b are examples of this paradigm.

- **Pessimistic humanists:**
- *The role of English:* In the press and in political life, opponents of English linguistic imperialism often emphasise the esthetic aspect: They refer to national identity, tradition, the beauty of the menaced language, a sense of obligation or the like. Sentences crammed with pseudo-English (like the one in box 1) are ugly both from a Danish and an English speaking point of view. They also imply that there are things which cannot be decided according to pragmatic, economic lines of thought. Such thinking seems ubiquitous - but shared both by intellectuals and politicians, like the Danish Members of the European Parliament Niels- Anker Kofoed, former Minister of Education Bertel Haarder, both Liberals, as well as Freddy Blak and NielsSindal, who are Social Democrats. It is popular with members of the religious movement

founded by N. F. S. Grundtvig in the 19th century, which transformed Danish protestantism into a very mild form and is widely recognised to have shaped the national identity prevailing today. An exponent of this strand is Mr Haarder, who instantly quoted Grundtvig when interviewed. Another is that of the Danish adult education movement, Højskolebevægelsen, equally instrumental both in bringing literature to the masses and in promoting their national coming-to-consciousness, like Mr Haarder, a Liberal, and Mr Carsten Nielsen, a Conservative (KORNBECK 1995).
- *The future of Danish:* BOJSEN 1989 is an example of such pessimistic concern over Danish, anticipating its complete disappearance, the interviewee Mr Nielsen as well (KORNBECK 1995).

- **Pessimistic pragmatists**
- *The role of English:* However, though it may occur more rarely, English opponents may also be pragmatists. It is mainly linguists and didactologists who hold to the efficiency argument: By translating new words we internalise and understand them, hence the only way to adapt succesfully to the new linguistic environment is by knowing both English and Danish well and seeking to use either as authentically as possible. Linguist Pia Jarvad and Business College lecturers Kirsten Graversen and Carsten were all representatives of this school of thought. (KORNBECK 1995)
- *The future of Danish:* Till now the author did not find many clear specimens of this category, but he keeps searching for them. JARVAD 1995 b summarises that "It [has been] said, for example recently by Fritz Larsen, [...] that languages die. It has often happened before, but they do not die because of loan words. Cultural dominance can change a language [...] but it will not kill it." She argues that "this reasoning is not valid, because it is based on a picture of a nation as an immune state" (p. 15), and sums up that in the end few intiatives promise to work.

Though this two-dimensional model has not been developed further in this paper, its author certainly views it as a rewarding concept which deserves being treated within a larger study based on a broad, representative view of literature: Scholarly texts, press articles and pamphlets alike should be included, and interviews would constitute a valuable supplement.

7. And the future?

The case story (section 4) dealt with technical language, which is most relevant to questions about the information society. We must however realise that it is also the easiest to translate. By contrast, legal language is quite different, "it doesn't leave you a chance" as it changes grammatical and especially syntactical structures as well as vocabulary when translated. This is important since legal

Danish, over the past 30 years, has been greatly simplified for the sake of clarity and accessability to non-jurists and thus rendered more democratic. Through Denmark's membership of international organisations English and French texts are translated to enter into force in Denmark, but the result often suffers from a poor translation (HAGEMANN 1992). Legal English and French, with long preambles and complicated sentences, represent a stage of development which legal Danish has largely overcome and it is understandable that language and democracy conscious Danes must regret this reversion of development (Pia Jarvad in KORNBECK 1995) This is perhaps one domain in which a soft but insistent Danish nationalism might - rightly, it is thought, claim to be heard.
A "nach innen gerichtete[r] Nationalismus, der durch Antimilitarismus, Neutralismus und einer romantischen Sehnsucht nach nordischen Lösungen für außen- und sicherheitspolitische Fragen gekennzeichnet ist" ist a central feature of Danish identity. (BARNES 1992: 7) Its representations are different from the nationalism of bigger countries and its stress on (relative) modesty, under statements being both art and virtue (cf quote from KLINGE 1993, *supra* in section 6), make it difficult to grasp for many other Europeans. Danish nationalism must not be underestimated. It is deep-felt and reinforced by the factual experience of having become, in postwar times, a superiorly devloped society even measured by European standards. But it emanates in ways that make it less intellegible when seen with continental - or probably even with British - eyes.

Within Danish language at large most loans are English vocabulary directly imported or slightly adapted. LARSEN 1994, himself an advocate of amalgamation, identifies one further category: Idioms from English, in various forms. It is not astonishing that English is in a position to squeeze Danish. JARVAD 1995 b records that English is the official language of 1,730,000,000 humans and used by another 700,000,000 as a lingua franca. The latter figure may be somewhat speculative but compared to Danish, official language of 5.1 mio people and without any importance as a lingua franca (except in the North Atlantic) the scene has indeed been set for very unequal competition. The financial power of English cannot be estimated but is even more to the detriment of other languages.

SAND 1994 (p. 21) presents perhaps the most balanced prophesy, and thereby introduces a distinction which seems useful:

"D'un point de vue interne on ne peut pas dire que le danois soit une langue menacée. Elle subit, comme n'importe quelle autre langue, une influence des langues avec lesquelles elle est en contact, notamment l'anglais, sans qu'on puisse parler de créolisation.

D'un point de vue externe la situation est plus compliquée.

A long terme il n'est pas sûr que le danois puisse garder son statut de langue officielle dans une Europe élargie, et il est possible que le danois soit moins

présent dans certains domaines, comme par exemple l'aviation et la recherche scientifique."

Yet noone can predict how many domains Danish will cede to English: Fortunately there is no immanent logic deciding what will be held and what abandoned, nothing is decided a *priori*. We may rightly assume that a certain number of domains are likely to change language if nothing is done to preserve them as Danish domains. And this is precisely what local, regional, national and European decision makers should understand as a chance for initiative: By taking the right decisions they may perhaps shape the future of Danish more than they believe. In this context media policy becomes increasingly important (BATLEY (et al) 1993: 49, pagraph 18), a point recognised at a conference held prior to the completion of the Inner Market programme, of which DUELUND 1989 presents the proceedings. Competent persons on all levels should see the domains at stake as a room for decisive commitment, not a no-man's-land predestined for neglect.

Bibliography

AARHUS UNIVERSITET 1991: AARHUS UNIVERSITET (eds), *3. møde om udforskningen af det danske sprog*, Århus 1991

ABÉLÈS 1992: Marc ABÉLÈS, *La vie quotidienne au Parlement européen*, Paris 1992

BARNES 1992: Hilary BARNES, *Das dänische Nein zu Maastricht. Hintergründe und Perspektiven*, Bonn 1992: Wissenschaftliche Dienste des Deutschen Bundestages. Stiftung Wissenschaft und Politik. Forschungsinstitut für internationale Politik und Sicherheit (*Studien Auswärtiger Institutionen*; 199/92)

BATLEY (et al) 1993: WORLD FEDERATION OF MODERN LANGUAGE ASSOCIATIONS (F.I.P.L.V.)/Edward BATLEY/Michel CANDELIER/Gisela HERMANN-BRENNECKE/György SZEPE, *Language policies for the world of the twenty-first century. Report for UNESCO*, Paris 08-1993: UNESCO. Humanistic, Cultural and International Education Section. Contract N° 114.06.2

BERGENHOLTZ 1989: H. BERGENHOLTZ, *Frekvensordbog baseret på danske romaner, ugeblade og aviser 1987-1988*, Copenhagen 1989

BOJSEN 1989: Elsa BOJSEN, "Dansk under engelsk-amerikansk fortryllelse". In *Sprog i Norden* 1989: 39-46

BRACKENIERS 1992: Eduard BRACKENIERS, "Den sproglige udfordring i et Europa uden grænser". In: *Perspektiv* 92, vol. 3/91: I-II,

Den demokratiske udfordring 1992: "Den demokratiske udfordring. EF's udfordring efter den 2. juni 1992". In: *Nyhedsbrevet Mandag Morgen*, 14/09/1992

DUELUND 1989: Peter DUELUND/Kulturministeriet/Statens Informationstje-neste, *Det indre marked og kulturen. En undersøgelse af ulemper og fordele*, Copenhagen 1989

EUROPEAN COMMISSION 1995: EUROPEAN COMMISSION, Task Force Multimedia Educational Software: *Third hearing with users and providers (June 16th, 1995). Discussion paper*, Brussels 06-1995

EYSELL/HENNINGSEN 1992: Maria EYSELL/Bernd HENNINGSEN, "Dänemark. Politik, Wirtschaft und Gesellschaft diesseits und jenseits von Maastricht". In: *Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament* B 43/1992: 3-11

GALISSON 1994: Robert GALISSON, "D'hier à demain, l'interculturel à l'école". In: UNIVERSITY OF ATHENS 1994: 91-104

HABERLAND 1991: Hartmut HABERLAND, "Et, to, mange sprog! Er dansk i fare for at tabe terræn, så det ikke længere bliver brugt i alle sammenænge? Faren er der, men den formindskes, når man kan tale og forstå mere end ét fremmedsprog". In: *Morgenavisen Jyllands-Posten*, 27-05-1991

--- 1993: "Probleme der 'kleinen' Sprachen in der EG: Beispiel Dänisch". In: *Heteroglossia. Quaderni dell'Istituto di Lingue Stranieri dell'Università di Macerata*, vol. 5 (1993): 79-128

HABERLAND/HENRIKSEN 1991: Hartmut HABERLAND/Carol HENRIK-SEN, "Dänisch - eine kleine Sprache in der EG". In: *Sociolinguistica. Internationales Jahrbuch für Europäische Soziolinguistik. International Yearbook for European Sociolinguistics. Annuaire Européen de la Sociolinguistique Européenne*, vol. 5 (1991): 85-98

HAGEMANN 1992: Henrik HAGEMANN, "Et sprogpolitisk problem i internationaliseringens kølvand". In: *Nordisk Kontakt* 19 (1992): 17-18

HANSEN 1989: Erik HANSEN, *Da lo hun så hjerteligt*, Copenhagen 1991

--- 1992: "Det danske sprogs fremtid". In: *Sprog i Norden* 1992: 84-89

HENRIKSEN 1991: Carol HENRIKSEN, "Dansk i EF og EF-dansk". In: AARHUS UNIVERSITET 1991: 144-157

HØJSHOLT-POULSEN 1995 a: Leo HØJSHOLT-POULSEN, "Ny teknologis betydning for viden og eksamen. En polemik". In: UNDERVISNINGSMINI-STERIET 1995: 68-72

--- 1995 b: "Programmarkedet". In: *Uddannelse*, March (?) 1995: 112-115

JARVAD 1990: Pia JARVAD, *Tendances actuelles dans le vocabulaire danois*. In: *La banque des mots. Revue de terminologie française* 1990: 49-65

--- 1995 a: *Nye ord i dansk - hvorfor og hvordan?*, Copenhagen

--- 1995 b: "Language policy and attitudes in Denmark". Manuscript, to be published in a conference report entitled: *Language and cultural hegemony*

JØRGENSEN 1991: Jens Normann JØRGENSEN (ed), *Det danske sprogs status år 2001 - er dansk et truet sprog?*, Copenhagen 1991 (*Københavnerstudier i tosprogethed*; v. 14)

KARKER 1978: Allan KARKER, *Det nordiske sprogfællesskab - historisk set*. In: *Sprog i Norden* 1978: 5-16

--- 1992 a: "Tendances actuelles dans le vocabulaire danois 1992". In: *Les Valenciennes* 14 (1992): 53-56

--- 1992 b: "Under fremmede åg?" In: *Sprog i Norden* 1992: 70-75

--- 1993: *Dansk i EF - en situationsrapport om sproget*, Oslo 1993 (Nordisk Språksekretariats Skrifter; v. 16)

KEIL-SLAWIK (et al) 1995: FORUM INFORMATIKER/INNEN FÜR FRIEDEN UND GESELLSCHAFTLICHE VERANTWORTUNG (FIfF) e.V./Reinhard KEIL-SLAWIK/Michael KLEMME/Harald SELKE, *Report to the European Parliament on information and communication technologies in education and training (Part A). Draft working document for the STOA Panel*, Bonn 10-1995 = Luxembourg, 10-1995: European Parliament, Directorate General for Research, Scientific and Technological Options Assessment (STOA)

KLINGE 1993: Matti KLINGE, "The north, nature, and poverty: some background to the Nordic identity". In: Matti KLINGE, *The Finnish tradition. Essays on structures and identities in the North of Europe*, Helsinki 1993: 225-235

KNUDSEN/PEDERSEN: Ingolf KNUDSEN/Lars PEDERSEN, *Det folkelige Europa*, Stege [without year of publication]: Europahøjskolen

KORNBECK 1995: Jacob KORNBECK, *A qualitative appreciation of the future of the Danish language in the information society. Interviews with experts and decision makers. A case study for the STOA Project "The information society". Working document to the STOA Panel. Draft discussion document*, Luxembourg, 26-09-1995: European Parliament, Directorate General for Research, Scientific and Technological Options Assessment (STOA). Document number: PE 165.541

KORSGAARD 1994 a: MKmarketing/Erik KORSGAARD, *Markedsanalyse for Orfeus. Kvalitativ fase*, Odense, 01-1994

--- 1994 b: ---. *Kvantitativ fase*, Odense, 01-1994

LARSEN 1994: Fritz LARSEN, "Do you speak Danish?" In: *Samvirke*, Aug. 1994: 70-73

MASON/BACSICH 1995: Robin MASON/Paul BACISCH, *Information and communication technologies in education and learning (Part B). Draft working document for the STOA Panel*, Luxembourg 12-1995: European Parliament, Directorate General for Research, Scientific and Technological Options Assessment (STOA)

MYERS-SCOTTON 1993: Carol MYERS-SCOTTON, *Social motivations for code-switching*, Oxford 1993

O.E.C.D. 1995 a: OECD. Centre for Educational Research and Innovation. Indicators of Education Systems, *Education at a glance. OECD indicators*, Paris 1995

--- 1995 b: —, *Denmark. Educating youth*, Paris 1995 (Series: *Reviews of national policies for education*)

PHILLIPSON 1992: Robert PHILLIPSON, *Linguistic imperialism*, Oxford 1992

SAND 1994: Jørgen SAND 1994, "Le danois dans le contexte européen". In: UNIVERSITY OF ATHENS 1994: 17-21

SPINNEY 1995: Laura SPINNEY, *Electronic craftings. Shetlanders have a fierce sense of community - something they are determined to hang onto as they work to turn the Internet to their advantage*. In: *New Scientist*, 26-08-1995: 30-33

S.T.O.A. 1995: EUROPEAN PARLIAMENT, SCIENTIFIC AND TECHNOLOGICAL OPTIONS ASSESSMENT (S.T.O.A.), *The information society. STOA project brief May 1995*, Luxembourg 05-1995: European Parliament, Directorate General for Research, Scientific and Technological Options Assessment (STOA). Document N° RSCH/LP/1/PB02

TRUCHOT 1992: Claude TRUCHOT, *L'Anglais dans le monde contemporain*, Paris 1992

TRUCHOT 1996: Claude TRUCHOT, "Quelles perspectives pour le plurilinguisme en Europe?". In: Jacob KORNBECK (ed), *Sprachpolitik und Interkulturalität*, Trier 1996 [=this volume]

UNDERVISNINGSMINISTERIET (et al) 1995: UNDERVISNINGSMINI-STERIET/Amtsrådsforeningen/Gymnasieskolernes Lærerforening (eds) 1995: *Gymnasiet og HF år 2005. En debatbog*, Copenhagen

UNIVERSITY OF ATHENS 1994: ΕΘΝΙΚΟ ΚΑΙ ΚΑΠΟΔΙΣΤΡΙΑΚΟ ΠΑΝΕΠΙΣΤΗΜΙΟΥ ΑΘΗΝΩΝ & ASSOCIATION POUR LE RAYONNEMENT DES LANGUES EUROPEENNES (eds), Πρακτικά του διεθνούς συμπόσιου Διδασκαλία των γλωσσών και Ευροπαϊκή αλληλοκατανόηση (Αθήνα, 17-18 δεκεμβρίου *1993). Actes du colloque international Enseignement des langues et intercompréhension européenne (Athènes, 17-18 décembre 1993)*, Athens 1994

VAN BOLHUIS/COLÓM 1995: Hermann E. VAN BOLHUIS/Vicente COLÓM, *Cyberspace reflections*, Luxembourg 03-1995: European Commission

VINTHER 1993: Orla VINTHER (ed), ... *derfra min verden går? Om dansk kulturidentitet*, Copenhagen 1993

WAGNER 1992: Johannes WAGNER, "Perspektiven für den Ausbau von Fremdsprachenunterricht: Interkulturelle Kommunikation als Unterrichtsgegenstand". In: Claus GNUTZMANN/Frank G. KÖNIGS/Walde-mar PFEIFFER (eds), *Fremdsprachenunterricht im internationalen Vergleich: Perspektive 2000*. Frankfurt am Main (*Schule und Forschung. Schriftenreihe für Studium und Praxis = Diesterweg*; v. 4451) 1992: 138-152

Quelles perspectives pour le plurilinguisme en Europe?[168]

CLAUDE TRUCHOT
Besançon/Strasbourg

La nature du plurilinguisme en Europe

L'espace géographique et politique de l'Union européenne constitue un ensemble plurilingue dont les composantes principales sont les langues nationales et officielles des Etats membres, les langues régionales et minoritaires, et les langues issues de l'immigration.

Etats-nations et langues nationales

L'Europe a été profondément marquée par la structuration politique en Etats-nations. Constituée d'abord de royaumes puissants et fortement centralisés (France, Angleterre, Espagne), cette structuration s'est généralisée au XIXe siècle, avec le mouvement des nationalités, à mesure que d'autres forces se substituaient à celle des monarques, que les bourgeoisies prenaient le pouvoir aux aristocraties, que les structures industrielles prenaient le pas sur les structures agraires. De nouvelles valeurs individuelles (liberté) et collectives (égalité) s'imposaient. Chaque nation s'est enracinée sur un territoire, identifiée à celui-ci et s'est voulue homogène. Même si cette structuration s'est effectuée avec des différences importantes entre les pays européens, ses grandes tendances leur sont communes.

L'impact linguistique de cette structuration politique en nations a été considérable. Dans presque tous les cas de figure, une langue a eu pour fonction d'assurer cette identification et cette homogénéisation; langue implantée par l'histoire à laquelle fut donné le monopole des usages officiels sur le territoire de la nation, variété de langue prestigieuse, à laquelle fut donnée la primauté. La plupart des pays membres de l'Union européenne ont maintenant une seule langue nationale qui est aussi leur seule langue officielle, celle dans laquelle la constitution (quand elle existe) et les lois du pays sont rédigées, la justice est

[168] Cette étude doit beaucoup, notamment dans sa partie consacrée à la politique linguistique, aux travaux du Comité scientifique du colloque *Construire le pluralisme linguistique* (Besançon, juin 1995). Je souligne avec plaisir et gratitude ma dette envers ses membres: Michel Candelier, Sylviane Cardey, Jean-Michel Cartier, Stéphane Chaudiron, Anne Guyon, Claude Oliviéri,Solange Parvaux, Monique Slodzian.

rendue, l'administration est exercée, l'enseignement est dispensé, les sciences, les techniques, l'information, la littérature, la culture, sont produites et diffusées.

Les pays qui font exception sont l'Espagne et la Belgique qui ont dû arbitrer des conflits de nationalités et donner un espace à plusieurs langues, la Finlande, où le finois, de standardisation tardive (XIXe siècle), côtoie le suédois, d'implantation historique. Enfin le Luxembourg s'affirme avec une langue nationale parlée mais non normalisée pour l'écriture, le luxembourgeois, et utilise comme langues officielles, le français et l'allemand, ce qui lui permet de coopérer avec ses voisins francophones et germanophones tout en maintenant son indépendance avec chacun d'entre eux .

Langues régionales et minoritaires

Cette structuration en Etats-nations en assurant dans chaque pays la promotion d'une seule langue, plus rarement de deux ou trois, a eu des effets très réducteurs sur les autres langues parlées sur chaque territoire national. Certaines langues se sont éteintes et plusieurs sont fortement menacées d'extinction. La plupart ont eu leurs fonctions réduites au cadre de la vie courante. Leur usage a été souvent réprimé.

Il a résulté de cet état de fait de vives revendications de droits linguistiques. Elles restent fortes mais elles sont nettement mieux accueillies maintenant qu'elles ne l'étaient il y a une trentaine d'année. Les problèmes posés sont en général pris en compte sérieusement. Des dispositions pour les protéger et favoriser leur promotion ont été prises sous l'impulsion de l'Union européenne (Communauté européenne) et du Conseil de l'Europe. Ainsi celui-ci a élaboré une *Charte des langues régionales et minoritaires* reconnue par la grande majorité de ses Etats-membres. Des efforts ont été faits un peu partout, y compris par des pays comme la Grande-Bretagne et la France qui pourtant n'ont pas ratifié la Charte du Conseil de l'Europe. Mais beaucoup reste à faire pour promouvoir les droits linguistiques, assurer l'avenir de ces langues, les insérer dans la vie publique, et permettre à ceux qui les parlent de jouer pleinement leur rôle dans la construction du pluralisme linguistique en Europe.

Nouvelle diversité linguistique

D'autres langues sont présentes sur le territoire de l'Europe, celles amenées par les courants migratoires, maintenues parce que ceux qui les parlent sont devenus des résidents permanents et leurs enfants des citoyens des pays où ils vivent. Les courants migratoires, qu'il s'agisse d'immigration ou d'autres formes de déplacement de populations ne sont pas des phénomènes nouveaux en Europe. On calcule que le quart de la population française est issu de familles qui sont arrivées en France depuis le début du XIXe siècle. Mais ce qui caractérise l'époque actuelle c'est que toute les parties de l'Europe sont concernées: les

régions qui n'ont pas été réceptrices ont été contributrices; le phénomène a été d'une grande ampleur; il a eu la même origine, c'est à dire qu'il a été organisé pour répondre au développement économique de l'Europe; enfin, sollicitant une grande partie du globe (Afrique, Asie, Europe du sud et du sud-est), il a amené des populations dont l'origine linguistique est particulièrement diversifiée.

Dans le passé aucune langue de migrants n'a connu une réelle continuité. Le poids de la langue nationale et officielle du pays d'accueil faisait que tout immigré et surtout tout enfant d'immigré, pour s'intégrer, s'assimilait par la langue. Actuellement si cette puissance assimilatrice reste forte, plusieurs facteurs favorisent ou entraînent une certaine continuité linguistique, c'est à dire la transmission de la langue aux générations suivantes et un maintien de son usage. Ainsi les concentrations importantes de personnes de même origine au sein d'un même pays ou d'une même région favorisent des regroupements communautaires. Ces regroupements sont malheureusement renforcées par la ségrégation dont sont victimes les personnes et par l'exclusion sociale qui ne cesse de se développer dans les pays européens. Mais certains pays plus orientés que d'autres vers des modes d'organisation sociale communautaire lès favorisent et prennent en compte l'identité culturelle (Grande-Bretagne) et même linguistique (Suède) de leurs nouveaux résidents ou citoyens. Le maintien de liens avec les pays d'origine sont aussi plus aisés grâce aux moyens modernes de transports et aux équipements de communication audio-visuelle, cables et satellites, qui offrent d'autres choix de culture et d'information que ceux fournis par les pays d'accueil. Ajoutons que des religions dont les principaux centres sont hors d'Europe (islam, hindouisme) contribuent aussi grandement à maintenir ces liens.

Dans un grand nombre de pays européens l'acquisition de la langue nationale et officielle est considéré comme le seul enjeu linguistique de l'insertion de leurs résidents et nouveaux citoyens. Dans les années qui suivirent leur arrivée leurs langues furent enseignées dans une perspective d'aide au retour et cet enseignement fut confié aux pays d'origine. Actuellement la question du retour se pose de moins en moins, mais la réflexion sur l'insertion permanente des personnes n'inclut que de manière marginale la question de l'avenir de leurs langues. Leur maintien est même le plus souvent observé avec inquiétude. Pourtant la valorisation de ces langues considérées comme des ressources en non comme des obstacles ou des replis identitaires, leur mise en relation avec des débouchés économiques, l'ouverture à tous sans distinction d'origine de leur enseignement, une diffusion large des cultures qu'elles expriment, offrant au grand public des visions différentes des stéréotypes généralement véhiculés, constitueraient des éléments d'une approche beaucoup plus positive de la question.

L'avenir de cette diversité linguistique dépendra de l'équilibre qui sera trouvé entre le besoin d'assumer une citoyenneté en s'insérant pleinement dans la langue du pays où l'on vit et celle de conserver des racines. Elle dépendra aussi de la conscience que prendront les Européens que développer le pluralisme linguistique c'est d'abord valoriser le multilinguisme des individus.

Une identité linguistique européenne

Ces trois dimensions décrivent la situation linguistique de l'Europe. Elles en constituent aussi l'identité linguistique. L'histoire des nations a assuré un enracinement très profond à une douzaine de langues sur le territoire de l'Union européenne, à plus d'une trentaine sur le territoire de l'Europe géographique et politique. Plusieurs de ces langues se sont aussi largement enracinées hors d'Europe. D'autres langues qui n'ont pu bénéficier d'un tel avantage continuent néanmoins d'identifier profondément ceux qui les parlent et elles sont de mieux en mieux reconnues. Certaines d'entre elles ont acquis un statut de langue nationale (catalan, irlandais, basque, luxembourgeois). La troisième et nouvelle dimension peut, si elle est convenablement traitée et valorisée, contribuer grandement à développer le multilinguisme en Europe.

L'histoire, même si l'on s'en tient à l'époque contemporaine, a profondément marqué l'Europe des langues. Mais il n'est pas excessif de dire que les langues marquent profondément l'Europe dont elles expriment les cultures, les savoirs et les différentes formes pensées. L'identité de l'Europe est linguistique autant qu'elle est culturelle, politique et économique.

Cette identité plurilingue est actuellement confrontée aux enjeux de taille que sont d'une part l'internationalisation et la mondialisation des échanges, et d'autre part la construction européenne.

Europe, langues et mondialisation

Internationalisation et mondialisation

L'Europe connaît de profondes transformations dues aux mutations mondiales de la société. Le phénomène est fondamentalement économique. De multiples activités de production industrielle et de services sont internationalisées à un échelon bien plus large que celui d'un seul pays. A un stade supérieur d'internationalisation ces activités sont globalisées à l'échelle planétaire. Ce processus s'effectue essentiellement sous l'effet de contraintes de productivité et de compétitivité. Il n'est donc pas étonnant que ce soit d'abord la circulation des capitaux qui ait été mondialisée. Actuellement la plupart des marchés le sont également. Des domaines comme la production et la diffusion du savoir, le développement technologique le sont aussi. Le progrès technologique lui-même accélère l'internationalisation dans tous les domaines, y compris dans ceux qui ont trait à la vie personnelle des individus.

Le processus d'internationalisation et de mondialisation engendre de nouvelles formes d'organisation qui se superposent à celles mises en place au niveau des Etats et bien souvent les suppriment. Il entraîne également la mobilité internationale des personnes, des biens, des services, des techniques, des produits. Il transforme aussi les usages linguistiques.

Effets linguistiques

Dans le domaine économique et professionnel les pratiques linguistiques se transforment non seulement dans les échanges, mais aussi sur les lieux de travail. L'entreprise qui produit et vend des biens ou des services s'internationalise sous l'effet de causes telles que la prise de contrôle par une société étrangère, la prise de participation de capitaux étrangers, par accords de coopération technique (transferts de technologie) ou industrielle (fabrication commune) entre sociétés.

Les effets linguistiques de l'internationalisation touchent les différents niveaux de fonctionnement de l'entreprise: direction et gestion, innovation (le niveau où sont conçus les techniques et les produits), fabrication, commercialisation. Un de ces principaux effets est la primauté donnée pour la communication externe, et de plus en plus pour la communication interne, à une langue spécifique à l'entreprise qui bien souvent prend le pas sur les langues des pays où elle est située. Il peut s'agir d'une langue véhiculaire, en règle générale l'anglais, ou de la langue du pays du siège de l'entreprise, si cette langue d'origine est en mesure de s'imposer. Ainsi l'allemand est largement utilisé dans les implantations de Siemens dans le monde, et le français dans celles de Rhône-Poulenc. Par contre le suédois est fort peu utilisé chez Volvo qui a institué depuis une vingtaine d'année l'anglais comme langue de l'entreprise (*company language*). L'anglais est la langue véhiculaire, transversale, ou *transglossique*, du consortium européen Airbus.

L'uniformisation linguistique au bénéfice de la langue anglaise des milieux spécialisés dans la production de la science et la diffusion de l'information scientifique et technique est très avancée. Près de 90% de l'information scientifique fondamentale, c'est à dire celle diffusée par les quelques 4000 revues qui constituent le noyau dur de l'édition scientifique mondiale et les principales banques de données, est en anglais.

Actuellement on constate que cette uniformisation produit des effets en chaîne à l'extérieur de ces milieux spécialisés. C'est le cas dans la formation. Ainsi dans certains pays européens, l'anglais est en train de remplacer la langue nationale dans l'enseignement supérieur pour les disciplines où celle-ci n'est plus utilisée dans la recherche scientifique.

Actuellement l'anglais est la seule langue qui donne accès aux autoroutes de l'information. Pour les autres langues, c'est un handicap qui ne pourra être compensé qu'au prix d'investissements très importants. En fait seules certaines langues de grande diffusion portées par des économies très développées pourront entrer en compétition. Encore ne pourront-elles probablement rattrapper qu'une partie de leur retard!

Langues, culture et mondialisation

La culture dans une logique de productivité et de compétitivité à l'échelon international se transforme en produits culturels dont la langue n'est qu'un vecteur

de fabrication et de consommation. La tendance dominante est d'avoir recours à des supports linguistiques qui assurent les coûts de production les plus réduits et la diffusion la plus large. Ces produits se substituent de plus en plus aux oeuvres créées dans chaque pays dans les langues de ceux-ci. Leur patrimoine culturel et linguistique se réduit et se dévalorise.

C'est la culture médiatisée qui a subi les mutations les plus profondes. Le cinéma, la radio, puis la télévision ont produit et diffusé depuis leur invention dans des cadres avant tout nationaux. Leur impact linguistique a été partout considérable, en nourrissant chaque langue de références à une culture populaire, c'est à dire à une langue à laquelle les peuples pouvaient s'identifier, et surtout en assurant à chaque langue une diffusion massive pénétrant profondément toutes les couches de la population.

Actuellement les moyens audio-visuels diffusent en grande partie des produits culturels mondialisés, films, émissions de télévisions, chansons. Ce sont maintenant ces produits qui rencontrent l'adhésion populaire, faisant apparaître comme désuettes, archaïques, les productions nationales, réservées aux couches les plus âgées de la société, ou au mieux à des cercles culturels fermés.

L'impact linguistique de ces produits reste encore limité car leur langue de production, à savoir l'anglais, n'atteint pas tous les publics qui les consomment. Les pays qui ont une langue de grande diffusion (Allemagne, France, Espagne) peuvent investir dans le doublage des films et des productions télévisuelles. Les autres (Portugal, Pays-Bas, Suède) se contentent du sous-titrage, c'est à dire d'un résumé, et se familiarisent ainsi rapidement avec la langue anglaise. Cette familiarité se développe aussi chez les autres car les progrès de la connaissance de l'anglais, surtout chez les jeunes générations, incite les diffuseurs à programmer de plus en plus de productions en version anglaise d'origine.

Les autres effets linguistiques de cette forme de mondialisation sont plutôt réducteurs. L'expression culturelle originale dans la langue du pays s'amenuise comme une peau de chagrin. En Allemagne les films allemands ne constituent plus que 10% de la production qui y est diffusée et leur taux d'occupation des écrans est bien moindre. Le cinéma italien, qui fut encore récemment un des plus créatifs du monde, atteint à peine un taux de diffusion de 15 % en Italie même. Le taux de diffusion du cinéma espagnol ou latino-américain en Espagne est à peu près équivalent. La France fait figure de privilégiée puisqu'on y diffuse encore selon les années entre 30 et 35% de films français et francophones.

Autre effet linguistique réducteur de cette forme de mondialisation, les oeuvres des foyers de création qui auparavant rayonnaient largement hors du territoire officiel de chaque langue n'ont plus qu'une diffusion internationale marginale. Nulle part en Europe, le cinéma italien n'atteint un taux de diffusion supérieur à 1%. Le cinéma français qui représentait encore 7% des parts de marché en Allemagne au début des années 80 était passé au-dessous des 3% dix années plus tard. En Italie ce taux était passé de 11% à 4% pendant la même période. (Sources: Centre national du cinéma français, 1993)

La mondialisation et les langues nationales

Ce sont avant tout les langues nationales qui subissent les effets de la mondialisation. Les fonctions et les domaines d'usage de ces langues qui bénéficient pourtant du statut de langues officielles tendent à se restreindre de plus en plus sur leur propre territoire. Il serait exagéré de dire que les langues nationales se trouvent maintenant vis à vis de l'anglais dans la position dans laquelle se trouvent les langues régionales vis à vis d'elles. Mais la mondialisation est un agent de transformation qui agit sur les langues aussi puissamment que la montée des nations a pu le faire à l'ère de la révolution industrielle.

Distancées par l'anglais, les langues nationales ne se retrouvent pas sur un pied d'égalité car toutes ne disposent pas des mêmes atouts. Il existe entre elles de fortes différences d' assise démographique, de poids économique, de diffusion en Europe et hors d'Europe, voire de prestige culturel. La mondialisation a aussi pour conséquence de placer des langues jusqu'alors protégées par des frontières d'Etats sur un marché mondial concurrentiel, et c'est la part qu'elles conserveront ou acquiéreront qui assurera leur survie, au moins comme langues de plein exercice.

Plurilinguisme et construction européenne

L'influence linguistique de la construction européenne

C'est dans un contexte linguistique dont l'identité est plurilingue, mais qui est soumis aux tendances unificatrices de la mondialisation, que se déroule le processus de construction européenne.

Soulignons tout d'abord que ce processus exerce lui-même une influence notable sur la situation linguistique européenne. En restructurant son espace, d'abord sur le plan économique, et de plus en plus sur les plans politiques sociaux et culturels, l'Union européenne agit fortement sur les modes de communication à l'intérieur de cet espace. De plus une large partie des politiques élaborées et mises en oeuvre à l'échelon communautaire ont précisément pour objectif de mieux insérer l'Europe dans la mondialisation des échanges. La construction européenne est elle-même une puissante incitation aux échanges dans de nombreux domaines, notamment par l'intermédiaire des nombreux programmes que les instances européennes élaborent et mettent en oeuvre. Enfin l'Union européenne donne l'exemple en organisant l'usage des langues dans ses propres institutions.

En fait le fonctionnement linguistique des institutions européennes est révélateur de la situation linguistique de l'Europe. Ainsi l'Union européenne reconnaît comme langues officielles toutes les langues nationales et officielles des Etats membres, composantes fortes du contexte plurilingue européen. Mais elle tempère cette reconnaissance en accordant un statut officiel à des langues minorées (catalan, irlandais, luxembourgeois) et en encourageant financièrement des actions de promotion en faveur des autres langues minorées.

Par ailleurs ce régime plurilingue est limité puisqu'il ne s'applique qu'aux textes produits par les instances européennes qui doivent être diffusés dans chacune des langues officielles et aux réunions officielles qui doivent inclure l'usage de toutes ces langues. Ce qui ne relève pas de ce régime, par exemple le fonctionnement administratif de la Commission et des autres administrations, la gestion des programmes, tend à l'unification linguistique. Cette unification a d'abord joué en faveur du français, mais elle joue de plus en plus en faveur de l'anglais. Actuellement les deux langues sont en présence, les positions du français ne s'érodant que progressivement. A plus ou moins brève échéance la place des deux langues sera à peu près conforme à leur rôle respectif dans la mondialisation.

Les enjeux

La tendance au monolinguisme, à la compartimentation fonctionnelle et géographique des langues, et à la minorisation de leurs usages, va à l'encontre d'un des principes fondamentaux sur lesquels doit se fonder la construction européenne, celui du respect des identités culturelles et linguistiques. L'Union européenne ne pourra se développer harmonieusement si la plupart des langues qui identifient l'Europe sont progressivement exclues des modes de communication qui ne cessent de se développer, si les différentes formes de pensée qui s'expriment en Europe ne peuvent de ce fait être pérennisées parce que le discours qui les porte ne se construit plus.

En fait l'Europe n'est pas encore à même de relever les défis que constituent la mondialisation des échanges et la construction européenne en utilisant pleinement ses atouts linguistiques. Sectorisées, les langues nationales et officielles sortent peu des territoires où elles sont implantées. Alors que l'anglais est enseigné maintenant à presque tous les jeunes Européens, seuls le français (environ 30%) et l'allemand (environ 15%) connaissent une diffusion significative (Sources: Eurydice, Commission européenne) . Encore s'agit-il d'un enseignement moins long et moins intensif que celui de l'anglais, et pour l'allemand inégalement réparti. Les autres langues ont une place marginale dans les systèmes éducatifs. Faute d'une valorisation des ressources linguistiques naturelles, un grand nombre d' individus bilingues ou multilingues ne jouent qu'un rôle mineur dans la société. Beaucoup d'entre eux font même partie des exclus. La tendance dominante en Europe pour les échanges internes ou externes est à l'usage de plus en plus large d'un nombre très limité de langues, voire le plus souvent d'une seule langue. Identité de l'Europe, le plurilinguisme n'en est pas encore un de ses fondements.

Pourtant il n'est pas fatal que pour construire la communication du futur, il faille remettre en cause l'identité linguistique de l'Europe. Mais pour donner toutes leurs chances aux langues, il est indispensable d'élaborer et de mettre en oeuvre une politique linguistique. Une telle politique ne devrait pas avoir pour objectif de limiter la circulation d'une langue, en l'espèce de l'anglais, mais plutôt de conforter le pluralisme linguistique naturel, de placer les langues d'Europe en mesure de

faire face aux enjeux de la communication dans le monde contemporain, de promouvoir leur connaissance, d'étendre leur diffusion.

Une politique linguistique européenne

Pour l'élaboration et la mise en oeuvre d'une politique linguistique, l'Union européenne constitue un cadre approprié, d'autant plus qu'elle est elle-même particulièrement concernée. En effet il lui revient d'assumer, sur le plan linguistique comme sur d'autres, les effets de la libre circulation des biens, des personnes, des services, et ceux des politiques communes.

Certes ce cadre est limité par les prérogatives des Etats en matière linguistique. Mais la nature des problèmes posés montre la nécessité d'agir à un échelon plus large qu'à celui d'un seul pays et de regrouper les ressources. A l'intérieur de ce cadre les possibilités d'initiatives sont importantes, et les Etats ont de toute façon intérêt à ce que soient prises des mesures qui favorisent la diffusion et l'usage de leurs langues.

Les étapes d'une politique linguistique sont en premier lieu l'élaboration de propositions, puis la prise de décisions, ensuite la mise en oeuvre et enfin l'évaluation des actions entreprises. La première étape, l'élaboration, ainsi que la dernière, l'évaluation, font appel à des experts, notamment à des linguistes. La seconde est du domaine des politiques et il convient de rappeler que l'organisme de prise de décision dans l'Union européenne est le Conseil européen qui réunit tous les gouvernements des Etats membres et qui est présidé à tour de rôle, tous les six mois, par chacun des Etats. La mise en oeuvre est du ressort de la Commission européenne, avec les Etats, dans le cadre de la subsidiarité, et avec d'autres acteurs publics et privés.

Le préalable à l'élaboration d'une politique linguistique consiste à faire un état des lieux, c'est à dire une description complète et solide de la situation linguistique de l'Europe. Des linguistes commencent à s'intéresser à la question. Mais leurs travaux ont surtout porté sur des langues particulières, sur l'état des langues minorées, sur l'usage des langues dans les institutions européennes, et il y a peu de recherches transversales sur les pratiques linguistiques et leur évolution. Ce sont ces recherches qu'il convient maintenant de stimuler.

En matière de politique linguistique il n'y a pas de solutions toutes faites. Il y a des mesures adaptées. En l'état actuel aucune mesure n'a encore été étudiée à un échelon suffisamment large pour que sa généralisation puisse être proposée aux acteurs d'une politique européenne. Il convient de définir les domaines d'intervention, et la contribution spécifique que chacun d'eux peut apporter à la construction du pluralisme linguistique. La didactique des langues est bien entendu un domaine fondamental. Mais la promotion du pluralisme linguistique implique la sollicitation d'autres domaines, également indispensables, comme l'ingénierie linguistique ou industries de la langue, la terminologie, la traduction.

La contribution des domaines d'interventions à l'élaboration d'une politique linguistique européenne

La didactique des langues

Tout le monde admet que les langues doivent être plus et mieux enseignées en Europe, mais l'amélioration de l'enseignement des langues n'a pas nécessairement pour conséquence le développement du pluralisme linguistique. Dans les pays européens la tendance dominante est d'enseigner toujours plus une seule langue. C'est en général l'anglais, à l'exception bien entendu des pays anglophones où le français tend à bénéficier des quelques efforts d'amélioration, à l'exception aussi des tentatives de valorisation des ressources naturelles.

Les voies et les moyens qui permettraient à l'enseignement des langues de contribuer à construire le pluralisme linguistique doivent être recherchées de manière spécifique. Cette recherche consiste d'une part à évaluer dans quelle mesure et à quelles conditions des orientations didactiques connues et souvent préconisées permettent de diversifier l'enseignement des langues. Elle consiste aussi à expérimenter des techniques nouvelles.

L'enseignement précoce d'une langue étrangère et l'enseignement bilingue font partie de ces orientations souvent préconisées actuellement. Au stade actuel de l'expérimentation, elles sont particulièrement pertinentes lorsqu'existe une connaissance naturelle des langues qu'il convient de mettre en valeur. Ainsi en Alsace une politique éducative vise à valoriser la connaissance des parlers germaniques en généralisant l'apprentissage précoce de l'allemand et en favorisant l'ouverture de classes bilingues dans les écoles. Au Val d'Aoste un enseignement bilingue pendant toute la scolarité valorise à côté de l'italien l'implantation historique de la langue française. Par contre lorsque ces ressources naturelles n'existent pas, l'expérience montre que ce sont les langues dominantes qui sont renforcées. Il convient donc d'approfondir la réflexion, et de se tourner aussi vers de nouvelles techniques. C'est le cas de la sensibilisation aux langues ou *language awareness*, technique pédagogique destinée à fournir aux jeunes élèves une réelle ouverture aux langues avant qu'ils ne commencent l'apprentissage de langues particulières.

La diversification linguistique passe aussi par des orientations didactiques nouvelles. L'une des plus prometteuses est probablement l'apprentissage de compétences réceptives. L'objectif est de comprendre des langues sans nécessairement les parler, ce qui permet l'accès aux documents écrits, et pourrait permettre aussi le dialogue polyglotte, c'est à dire une communication entre locuteurs qui s'expriment dans leur propre langue. Les expérimentations en cours montrent que ces techniques sont tout à fait adaptées pour les langues apparentées (langues scandinaves, latines). Ces études devraient être étendues aux langues de familles différentes (français et allemand par exemple).

L'ingénierie linguistique

L'un des paradoxes de l'évolution technologique est qu'elle réduit l'intervention humaine mais développe l'usage du langage humain. Le recours au savoir, à l'information, est de plus en plus important dans l'économie, surtout dans l'économie de services dont la place ne cesse de croître, et dans la société dans son ensemble. Le rôle des langues qui portent ce savoir et cette information est fondamental et de plus en plus large.

L'évolution technologique permet aussi de traiter les langues pour les insérer dans les techniques et développer leur usage: synthèse et reconnaissance de la parole, conversion automatique d'un texte parlé vers l'écrit, correcteurs orthographiques, analyseurs stylistiques, aides à la traduction, aides à l'élaboration de textes et à leur édition, outils de réalisation des multimédias, d'archivage et de recherche documentaire, ainsi que tous les instruments réalisés ou en cours d'élaboration qui permettront aux langues d'être utilisées dans les banques de données et les autoroutes de l'information. C'est ce qu'on nomme l'ingénierie linguistique ou industries de la langue.

L'enjeu est de taille, car leur insertion dans ce traitement garantira probablement aux langues qui en bénéficieront la permanence de leur utilisation. Or de grandes inégalités apparaissent entre les langues. L'évaluation des produits de l'ingénierie linguistique en Europe montre que c'est en général le marché qui conditionne leur présence. Le facteur multilingue, c'est à dire la mise à disposition en plusieurs langues, est mieux pris en compte pour certains produits que pour d'autres; il l'est plus pour les langues de grande diffusion que pour les autres langues communautaires ou extra-communautaires. Ces langues courent ainsi un risque de marginalisation.

En fait l'industrialisation de la langue est soumise aux mêmes conditions que l'industrialisation de la culture, celles des lois du marché. La production de ces outils nécessite des investissements importants et il convient qu'ils soient rentables pour les entreprises qui les fabriquent. Mais si l'impératif de rentabilité est inévitable, il ne faudrait pas qu'il favorise certaines langues et marginalise les autres. Une grande partie de l'activité langagière du futur dépendra du progrès technologique. Si des impératifs de productivité et de compétitivité détournaient ce progrès de la plupart des langues et de ceux qui les parlent, il en résulteraient un appauvrissement culturel dangereux pour l'avenir de l'Europe.

L'ingénierie linguistique est déjà un domaine important d'initiative communautaire. Il est indispensable qu'il soit aussi intégré dans une politique linguistique européenne de manière à ce que soit pris en compte le facteur multilingue tant au niveau de la recherche qu'à celui de l'investissement industriel.

Terminologie et traduction

Pour que l'information spécialisée, dont nous avons souligné le rôle grandissant, puisse être portée par une langue et utilisée pour les activités scientifiques, techniques, économiques, dans les loisirs et la vie courante, dans l'enseignement, il faut que cette langue soit dotée de terminologies appropriées dans tous les domaines d'activités et que ces terminologies puissent être effectivement utilisées. Or des déficits terminologiques existent dans plusieurs langues européennes et les ressources terminologiques existantes sont, pour la plupart des langues, insuffisamment utilisées. La dimension terminologique d'une politique linguistique européenne devrait consister à stimuler l'élaboration d'outils, glossaires, dictionnaires techniques, banques de données, mais aussi à favoriser leur mise à disposition auprès des usagers, traducteurs et praticiens des domaines concernés. Elle pourrait contribuer aussi à rassembler les ressources qui existent de manière localisée dans des entreprises, des institutions, et à les diffuser. Ajoutons qu'un soutien à l'édition scientifique et technique agirait positivement sur la qualité et la pertinence de terminologies qui sont souvent des transpositions de l'anglais.

Pour qu'une langue s'insère dans la communication internationale, la traduction est un moyen indispensable. Mais cet un moyen qui n'est pas développé de manière équilibrée en Europe, les moyens mis en oeuvre n'étant pas toujours suffisants, faute par exemple de former des traducteurs et des interprètes. Les problèmes se posent surtout pour les relations directes entre les langues de moyenne et faible diffusion, qui se retrouvent une nouvelle fois défavorisées.

Préalables à une politique linguistique en Europe

Ces domaines d'intervention ne sont pas absents de la politique de l'Union européenne. Une première phase du programme *Lingua* vient de s'achever. Le programme *Eurotra* de recherche sur la traduction automatique vient également de se terminer. Si ses résultats ne sont pas entièrement conformes aux espérances, il a au moins permis de faire progresser l'ingénierie linguistique. Une banque multilingue de données terminologiques *Eurodicautom* a été constituée auprès des services de traduction des instances européennes. Les nouveaux programmes éducatifs *Socrate* et *Leonardo* vont intégrer et élargir le programme *Lingua*.

Plusieurs initiatives récentes engagent l'Union européenne dans la voie de la définition d'une politique linguistique. La première est d'ordre politique et émane du Conseil européen. Dans un texte adopté en juin 1995 et intitulé *Conclusions du Conseil sur la diversité et le pluralisme linguistiques dans l'Union européenne*, celui-ci après avoir souligné la nature et les enjeux de l'identité linguistique de l'Europe "invite la Commission à effectuer l'inventaire des politiques et actions menées par la Communauté prenant en compte la diversité et le pluralisme linguistique et à en faire l'évaluation". Dans ce texte la Commission est également invitée à mettre en place une instance chargée de suivre la prise en

compte de la diversité linguistique et la promotion du pluralisme linguistique dans les politiques et actions de l'Union.

Deux autres initiatives émanent de la Commission européenne. En novembre 1995, celle-ci a adopté un programme communautaire intitulé *La société de l'information multilingue*. Son objectif est de développer et de mieux répartir entre les langues les outils de l'ingénierie linguistique. Quelques semaines plus tard elle a présenté un Livre blanc intitulé *Enseigner et apprendre: vers la société cognitive.* Celui-ci fait de l'apprentissage des langues un de ses cinq axes majeurs et fixe notamment comme objectif à atteindre au sein de l'Union européenne, la maîtrise de trois langues communautaires.

Ces différentes initiatives mettent en évidence la nécessité de développer l'expertise en matière de politique linguistique en Europe, tant pour analyser la situation linguistique de l'Europe, que pour étudier des mesures à mettre en œuvre, et évaluer l'impact de celles qui sont mises en œuvre. Telle avait été la recommandation du colloque intitulé *Construire le plurilinguisme linguistique: quelles initiatives pour l'Europe?* qui s'est tenu à l'université de Besançon en juin 1995. En application à cette recommendation une association a été créée dont l'objectif est de promouvoir la création d'un *Observatoire des politiques linguistiques en Europe*.

Le début du chemin étant tracé, il convient qu'il se prolonge et qu'il aboutisse.

Eléments bibliographiques

Ammon Ulrich, Klaus J. Mattheier, Peter H. Nelde (1991), *Schwerpunkt: Status und Funktion der Sprachen in den Institutionen der Europäichen Gemeinschaft*, Sociolinguistica 5, Niemeyer, Tübingen. Contributions: J.P.Van Deth, H. Haarmann, F. Coulmas, J. Haselhuber, Marianne Gehnen, Renée Van Hof, U. Ammon, H. Haberland, Carol Henriksen, A. Barrera i Vidal, U. Dürmuller

Ammon Ulrich, Klaus J. Mattheier, Peter H. Nelde (1994), *English only? in Europa/ in Europe/ en Europe*, Sociolinguistica 8, Niemeyer, Tübingen. Contributions: U. Ammon, C. Truchot, A. Domaschnew, U. Dürmuller, Fishman, R. Phillipson, Tove Skutnabb-Kangas, W.Voltz, Schlossmacher, Anne Gellert-Nowak

Conseil de la langue française du Québec (1994), *Langue nationale et mondialisation. Enjeux et défis pour le français*. Publications du Gouvernement du Québec. Contributions: C. Truchot, M. Candelier, N. Labrie, Dora Pellicer, R. Petrella, A. Eraly, G. Jucquois, Y. Brunsvick, J.C. Rondeau

Fédération internationale des professeurs de langues vivantes (1993), *Les politiques linguistiques dans le monde pour le 21ème siècle. Rapport pour l'UNESCO.* Contributions: E. Batley, M. Candelier, Gisela Hermann-Brennecke, György Szepe

Labrie Normand (1993), *La construction linguistique de la Communauté européenne.* Collection Politique linguistique. Editions Champion. Paris

Phillipson Robert (1992), *Linguistic Imperialism,* Oxford University Press

Truchot Claude (1990), *L'anglais dans le monde contemporain.* Collection L'ordre des mots. Editions Le Robert. Paris

Truchot Claude (1993) (dir.), *Le plurilinguisme européen. Théories et pratiques en politique linguistique*. Collection Politique linguistique. Editions Champion. Paris. Contributions: B.

Cerquiglini, C. Truchot, R. Breton, N. Dittmar, P.E. Laporte, H. Goebl, K.J. Mattheier, G. Lüdi, J.B. Marcellesi, I. Fodor, D. Huck, Arlette Bothorel-Witz, J.F. Bonnot, N. Labrie, G.D. McConnell, Nelde, J.C. Corbeil, F. Dessemontet, J.M. Eloy, Y. Gambier, J. Humbley, P. Lerat, C. Galinski, P. Wijnands, A. Reichling, O. Laurens, Olivieri

Anhang

Autorinnen und Autoren

StR **Rudolf Boos**, Deutscher, Romanist: Studienrat und Lehrbeauftragter an der Universität Trier

Prof. **Pénélope Calliabetsou-Coraca** (Popi Kalliampetsou Koraka), Griechin, Romanistin: Professorin für angewandte Linguistik sowie Didaktik Französisch-Griechisch, Universität Athen; Koordinatorin der Lehrerausbildung für Französisch, ebda.; Vizepräsidentin des Département des études françaises, ebda.; Mitherausgeberin des Lehrwerks "Allo France", Paris

Dr. **Michel Candelier**, Franzose, Linguist: Maître de Conférences an der Université Paris V René Descartes; Präsident der Fédération Internationale des Professeurs de Langues Vivantes (World Federation of Modern Language Associations = FIPLV); Koautor von: FIPLV (Hg.), *Language policies for the twenty-first century. Report for UNESCO*, August 1993

Dr. **Nadine Dormoy**, Französin, Literaturwissenschaftlerin: Früher Lehrtätigkeit an der City University of New York, zuletzt Lehraufträge in Paris; Herausgeberin der Zeitschrift "Europe plurilingue" (Université Paris VIII - St-Denis) und Geschäftsführerin der Aktionsgemeinschaft Europasprachen, A.R.L.E. (Association pour le rayonnement des langues européennes), a.s.b.l., Neuilly-sur-Seine/F

Prof. **Matti Klinge**, Finne: Professor für Geschichte an der Universität Helsinki

Jacob Kornbeck, Däne: Z.Z. Student der Geistes- und Sozialwissenschaften; freier Journalist

Beate Müller, M.A., Deutsche, Geographin und Romanistin: Mitarbeiterin des Euro Info Center Trier: EU-Beratungsstelle für Rheinland-Pfalz

Prof. **Peter Hans Nelde**, Flame, Linguist: Onderzoekscentrum voor Meertaligheid, Katholieke Universiteit Brussel, Brüssel; Mitherausgeber der Zeitschrift "Sociolinguistica", Tübingen

Prof. **Christoph Schatte**, Deutscher, Musikologe und Linguist: Professor für Linguistik, Germanistisches Institut, Schlesische Universität, Sosnowiec/PL

Prof. **Czeslawa Schatte**, Polin, Linguistin: Professorin für Linguistik, Germanistisches Institut, Schlesische Universität, Sosnowiec/PL

Andreas Schorr, M.A., Deutscher, Germanist und Hispanist: Wissenschaftlicher Mitarbeiter, Universität des Saarlandes, Saarbrücken

Prof. **Bernd Spillner**, Deutscher: Professor für romanische Philologie an der Gerhard-Mercator-Universität-Gesamthochschule Duisburg und Professor für deutsche Philologie am Institut d'allemand d'Asnières der Université Paris III Sorbonne-Nouvelle; ehem. Präsident der Gesellschaft für Angewandte Linguistik (G.A.L.), e.V.

Prof. **Claude Truchot**, Franzose: Ehem. Professor an der Université des sciences humaines de Strasbourg und Leiter des Groupe d'étude sur le plurilinguisme européen (GEPE), ebda.; z.Z. Professor an der Université de Franche-Comté, Besançon, Centre de recherche en linguistique étrangère

Prof. **Helmut J. Vollmer**, Deutscher, Professor für Sprachwissenschaft und Didaktik des Englischen, Universität Osnabrück

Dr. **Christian Weyers**, M.A., Deutscher, Romanist: Ehem. Mitarbeiter im DFG-Projekt "Dictionnaire de la patronymie romaine (PatRom)", Universität Trier; z.Z. wissenschaftlicher Mitarbeiter, Institut für Romanistik, Technische Universität Dresden

Textnachweis

(Angaben nach derzeitigem Kenntnisstand des Herausgebers)

Rudolf Boos: "Der Unterricht in den romanischen Sprachen an rheinland-pfälzischen Gymnasien, oder *Ciascuno habla un petit peu espanhol*"
Erste Erscheinung

Pénélope Calliabetsou-Coraca: "La dimension interculturelle de la formation des enseignants de langues étrangères"
Erste Erscheinung. Zunächst im Rahmen des 10. Weltkongresses der A.I.L.A. in Amsterdam im August 1993 vorgetragen

Michel Candelier: "Sprachenpolitik und Didaktik: Eine berufsethische Fragestellung"
Erste Erscheinung. Zunächst im Rahmen einer Arbeitsgruppe der Deutschen Gesellschaft für Fremdsprachen-Forschung (DGFF) im Oktober 1995 vorgetragen

Nadine Dormoy: "Intercultural challenges in society and politics"
Erste Erscheinung. Zunächst im Rahmen des Workshops "Interkulturalität in Gesellschaft und Politik" der Aktionsgemeinschaft Europasprachen (A.R.L.E.) auf der 25. Jahrestagung der Gesellschaft für Angewandte Linguistik (G.A.L.) in Trier am 23. September 1994 vorgetragen

Matti Klinge: "The evolution of the linguistic situation in Finland"
Zunächst in: Matti Klinge, *The Finnish tradition. Essays on structures and identities in the North of Europe*, Helsinki 1993, S. 149-173

Jacob Kornbeck: "Linguistic hybris in the realm of English? Some remarks on the information society debate in Denmark"
Gekürzte Fassung von: Jacob Kornbeck, *A qualitative appreciation of the future of the Danish language in the information society. Interviews with experts and decision makers [...]*, Luxemburg 1995: Europäisches Parlament, Publikationsnr.: PE 165.541

Beate Müller: "Sprachkulturelle Identität in Ostlothringen"
Erste Erscheinung

Peter Hans Nelde: "Multilingualismus und Multikulturalität - Ein belgisches Modell für Europa?"
Erste Erscheinung

Christoph Schatte / Czeslawa Schatte: "Sprachkultureller Austausch zwischen Polnisch und Deutsch im Bereich der Lexik"
Erste Erscheinung

Andreas Schorr: "Saarländische und ostlothringische Flurnamen unter kontaktlinguistischen Aspekten"
Erste Erscheinung

Bernd Spillner: "Interkulturalität im beruflichen Diskurs. Europäische Sprachenpolitik für Fachsprachenforschung, Fachkommunikation und Fachsprachenvermittlung"
Erste Erscheinung

Claude Truchot: "Quelles perspectives pour le plurilinguisme en Europe?"
Erste Erscheinung

Helmut Vollmer: "Probleme des Bilingualismus in Kanada"
Erste Erscheinung

Christian Weyers: "*Nederland*: Zu den Besonderheiten eines Landesnamens und seiner fremdsprachlichen Integration"
Erste Erscheinung